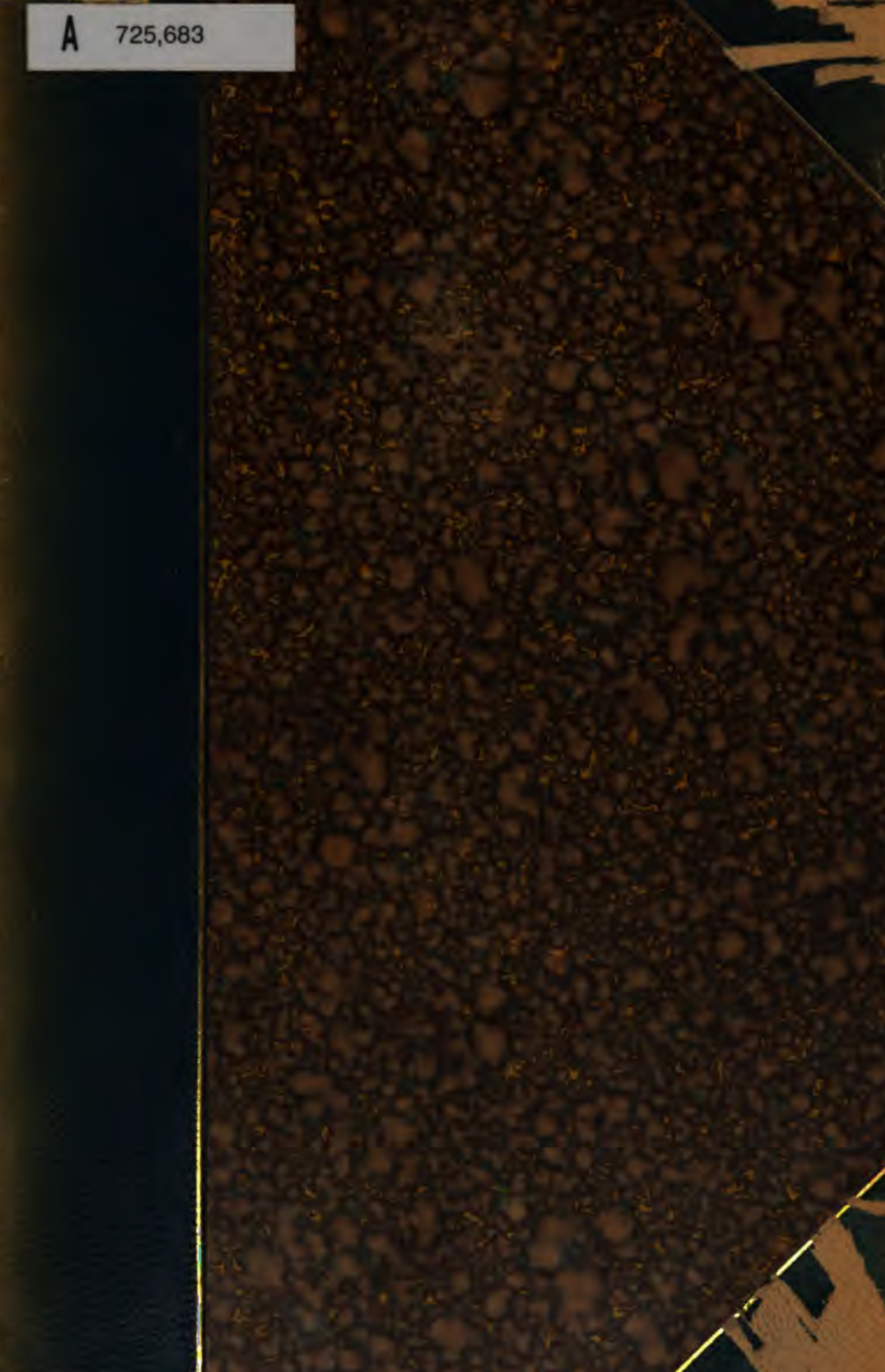
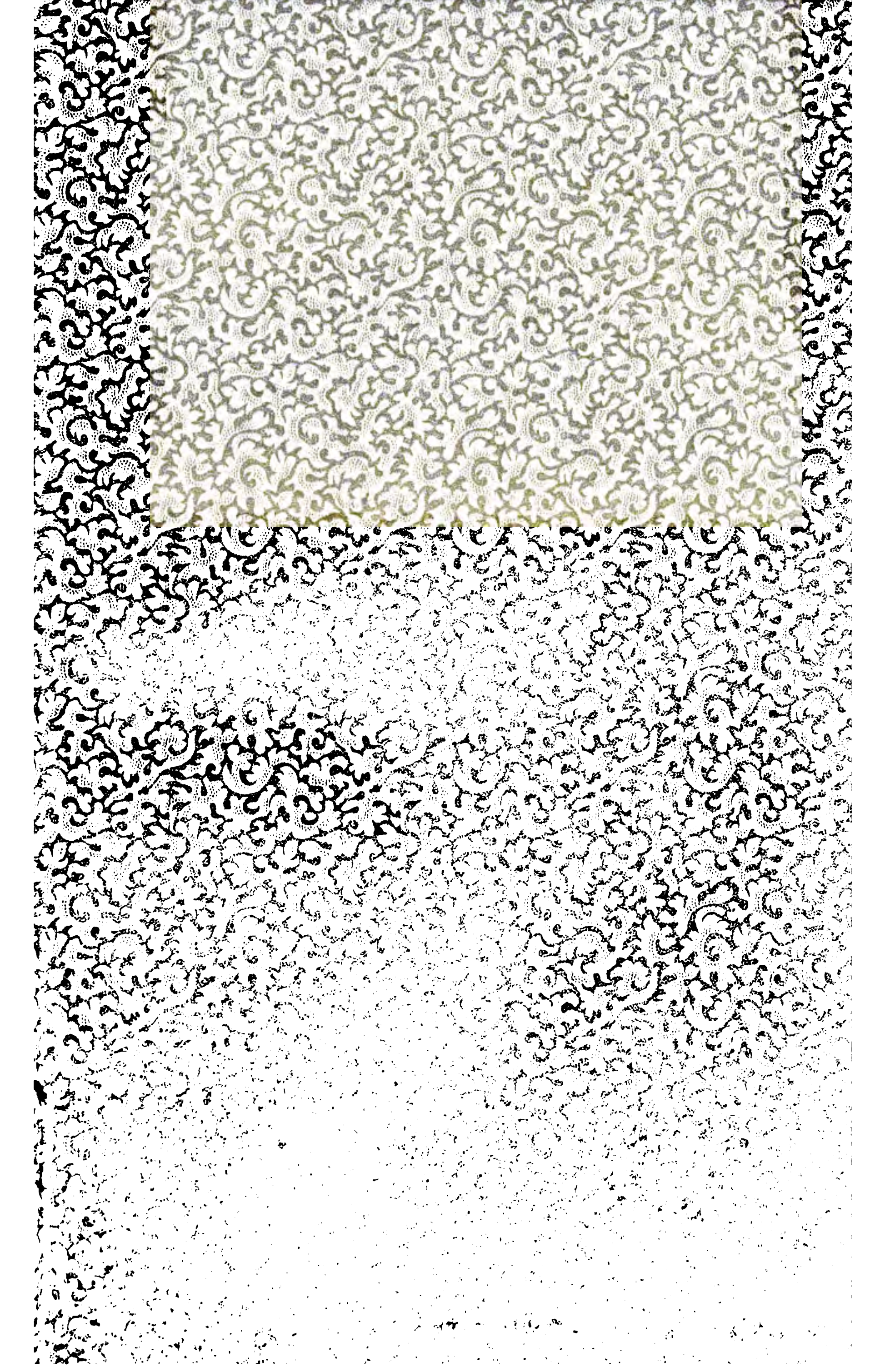






Schiller und Goethe.

Schiller und Goethe
im Urtheile ihrer Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen
Schiller und Goethe und deren Werke betreffend,
aus den Jahren
1773—1812,
gesammelt und herausgegeben
von
Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter.

Erste Abtheilung:
Schiller.
Erster Band.
1781—1793.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1882.

Vorrede.

Werthvoller als jede Meinung eines Nachgeborenen ist heute für uns die Meinung der Zeitgenossen Schillers über seine Hervorbringungen. Das Bedürfniß nach einer Sammlung von Kritiken und Berichten, den vornehmsten Journalen Deutschlands der Jahre 1781—1805 entnommen, wie dies Werk sie liefert, ist von den Gebildeten längst empfunden und anerkannt; die nicht geringen Schwierigkeiten der Herbeischaffung und Bewältigung des riesenhaften Zeitungsmaterials mögen die Ursache sein, daß sich bis jetzt noch Niemand an die Ausführung dieses Unternehmens gewagt hat. Denn offen bekenn' ich, auch mir würde Kraft und Muth gefehlt haben, dies Werk zu schaffen, hätt' ich eine Ahnung gehabt von der Arbeitslast, die ich zur Lösung der mir selbst gestellten Aufgabe übernommen.

Es war zuerst nur meine Absicht, einen „Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen" herauszugeben. Aber unter der Hand ist auch — wie so natürlich! — ein „Goethe" entstanden und fertig geworden. Diesem „Goethe" soll dann ein

„Lessing" nachfolgen. Jedes dieser drei Werke soll ein selbständiges Ganze sein. Aber wie Schiller und Goethe durch ihr Leben und Wirken in der Geschichte unserer Literatur vereint dastehen, so mußten, unbeschadet ihrer Selbständigkeit, auch diese beiden Sammelwerke, Schiller und Goethe betreffend, geistig mit einander verbunden sein. Ich habe deshalb in diesen „Schiller" Alles gebracht, was ich über die Xenien gefunden, und ferner alle Besprechungen über Goethe'sche Dichtungen, die gleichzeitig mit Schiller'schen in Zeitschriften und Almanachen erschienen sind.

Citate, Berichte über minderwichtige scenische Darstellungen, Besprechungen der Arbeiten Dritter in den von Schiller herausgegebenen Zeitschriften hab' ich, wo mir dies räthlich schien, theils gekürzt, theils gestrichen.

Die Original-Orthographie mit all' ihren Sonderbarkeiten und Inconsequenzen ist überall beibehalten; nur kleine, offenbare Druck- (nicht Schreib-) Fehler hab' ich mir hie und da zu corrigiren erlaubt.

Der Herr Verleger wünschte, daß diese Sammlung mit der ersten Kritik über die Räuber begönne. Ich stelle deshalb folgende zwei ältere Zeitungsnotizen hierher:

Hr. Schiller, ein geschickter Zögling der Militär-Akademie, hat am 10. Jan. in dem Examinationssaal vor dem Durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend.

Haug, Schwäbisches Museum, Stuttgart, 1780, 1. Heft, pag. 53—54.



Stuttgart.

Von den vielen kleinen Schriften, welche seit kurzem bey dasiger herzogl. Militairakademie herausgekommen sind, nur einige anzuführen, wird dienlich seyn, damit man auch auswärts einige Nachricht erhalte, wie gründlich und vollständig allerley Wissenschaften, nicht blos die, welche man nach dem Namen der Akademie erwarten sollte, da getrieben werden. Der Raum verstattet aber nur kurze Erwähnung.

— Joh. Chrph. Schiller, Cand. der Med., über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Beyde werden im physischen Zusammenhange betrachtet, wie thierische Natur, die Thätigkeit des Geistes befestigt, und im philosophischem, wie thierische Triebe die geistigen erwecken und entwickeln, thierische Empfindungen die geistigen begleiten.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1781, 19. Februar.

In Erschließung der Quellen unterstützten mich namentlich:

Herr Geheime Regierungsrath Lepsius, Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin;

Herr Professor Dr. von Halm, Director der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München;

Herr Professor Dr. Hermann Fischer, Bibliothekar der Königlichen Oeffentlichen Bibliothek zu Stuttgart;

Herr Dr. Rudolf Köhler, Bibliothekar der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar;

Herr Dr. Heinrich Georges, Bibliothekar der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha;

Herr Dr. Kerler, Oberbibliothekar der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Würzburg;

Herr Anton Pichler, Regisseur des Großherzoglichen Hof- und National-Theaters zu Mannheim;

Herr Alfred Börckel, Bibliothekar des Gutenberg-Casinos zu Mainz.

Ich sage den Herren für ihr freundliches Entgegenkommen hiermit öffentlich meinen lebhaftesten Dank!

Ebenso dank' ich Herrn Balthasar Elischer, in Firma Bernhard Schlicke zu Leipzig, dem Verleger dieses Werkes, für Herbeischaffung ebenfalls manch' wichtigen Materials und überhaupt für das rege Interesse, das er dem Werke in jeder Beziehung widmet.

Möge dies Buch nun hinausgehen in die weite Welt und überall anklopfen, wo deutsche Herzen sind. Denn das weiß ich gewiß: Die Lectüre dieser Kritikensammlung wird zu erneuetem und dauerndem Studium der unvergleichlichen Schöpfungen Schillers, des Lieblingsdichters der Nation, energisch Anstoß geben: Die Abtrünnigen werden zu ihm zurückkehren, und seine Getreuen werden sich inniger um ihn schaaren.

Berlin, den 10. September 1881.

Julius W. Braun.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Seite

1791.

1792.

1793.



1781.

Frankfurt und Leipzig.

Die Räuber. Ein Schauspiel. 1781. (12 Gr.) Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene schon in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen, recht zu leben. Ich glaube, daß sie um deswillen unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Volle blühende Sprache, Feuer im Ausdruck und Wortfügung, rascher Ideengang, küne fortreisende Fantasie, einige hingeworfene, nicht genug überdachte Ausdrüke, poetische Deklamazionen, und eine Neigung nicht gern einen glänzenden Gedanken zu unterdrücken, sondern alles zu sagen, was gesagt werden kan, alles das karakterisirt den Verfasser als einen jungen Mann, der bei raschem Kreislauf des Bluts und einer fortreisenden Einbildungskraft, ein warmes Herz voll Gefül und Drang für die gute Sache hat. Haben wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser. Aber eben diese grose Hofnung berechtiget uns auch zu gröseren Forderungen, als die Alltagskost für unsere gewönliche Kraftmänner, und süse Geisterchen. In der Vorrede sagt der Verfasser, daß er sein Werk nicht als Schauspiel nach den Regeln des Aristoteles und Batteux, sondern als dramatisirte Geschichte beurteilt wissen will. Das mus freilich von einem jeden Meister 1781.

1781. abhängen, welche Form er seinem Werke geben will, und nach seinem Endzweck müssen wir ihn beurteilen: aber von einem guten Meister können wir doch wol erwarten, daß er für sein Werk die möglichst vollkommene Form wält. Einen gemeinen Maler tadle ich nicht, wenn er ein Historienstük in Rembrands oder Deniers Manier malt: aber von einem Künstler wünsche ich die Geschichte lieber in Mengs oder Raffaels Geschmak zu sehen. Es ist freilich leichter, einen reichhaltigen Gegenstand erträglich zu dramatisiren, als ihn (nach dem Ausdruck des Verfassers) in die allzuengen Pallisaden des Aristoteles und Batteux einzukeilen: allein ist das leichteste drum auch das beste? Einem mehr als mittelmäsigen Kopf gereicht es wenig zur Ehre, wenn er nur nach dem leichtesten, nicht nach dem vollkommensten strebt, und das wird doch wol der Verfasser niemand bereden wollen, daß ein nach den Regeln des Arist. verfertigtes Schauspiel nicht vollkommener sei, als eine blos dramatisirte Geschichte? Die Regeln des Arist. sind keine Grillen eines müsigen Kunstrichters, sie sind von den besten Stüken des Altertums abgezogen, und in der Natur der Sache, in der Natur unserer Empfindung gegründet. Die Verlezung der Einheiten ist Verlezung der Natur, und empört, oder verwirrt, oder schwächt die Empfindung eines jeden fein und richtig fülenden Menschen. Der Verfasser hält es für eine widersinnige Zumutung, in drei Stunden einige auserordentliche Menschen zu erschöpfen, hält es für unmöglich, daß sie sich auch dem durchdringendsten Geisterkenner innerhalb vierundzwanzig Stunden entblösen solten. Mir dünkt, es komt nur auf die Kunst an, sie in diejenige Situazionen zu sezen, wo die geheimsten Fäden ihres Herzens durch innern oder durch äusern Drang, auch wider ihren Willen sich entwikeln müssen. Und hat Lessing in seiner Emilie Galotti weniger gethan? Es ist also nicht unmöglich, ist nicht widersinnige Zumutung, und änliche Beispiele werden dem V. mehr beifallen. Allein die Zumutung, in drey Stunden mit meinem Helden einen Zeitraum von Jahren zu durchlaufen, in einer Zeitfolge von Augenbliken die Sitten der Handlungen eines halben Menschenalters zu durchschauen, die Widersprüche nicht zu bemerken, mit der Leichtigkeit des Dichters über die Lüken hinwegschlüpfen, angewurzelt auf dem Raum eines Quadratschuhes, Städte zu durchwandern, und auf dem Zaubermantel der Fantasie im Hui über Länder zu

fliegen, ohne eine Fuszehe zu rühren, ohne unwillig zu fragen, 1781. wie hängt das zusammen? wie ging das zu? was ging hier vor? Kurz, nur um mich zu täuschen, meine Fantasie zu jagen, meinen Verstand zu betäuben, und meine Sinnen Lügen zu strafen; wär diese Zumutung weniger widersinnig? Ich weis es wol, daß es zum beliebten Schenieweſen gehört, auf Regeln aus Schulgeschwäz zu schimpfen, Aristoteles und Batteux für Dummköpfe zu halten, über Stock und Stein querfeldein zu springen und Zaun und Heken niederzutreten. Aber ich weis auch, daß wir nur noch kurze Zeit so fortfahren dürfen, um alles, was die besten Köpfe seit Jahrhunderten gebaut haben, niederzureisen, und mit Sturm und Drang, Sing und Sang in das beliebte Zeitalter der Gothen zurükzukehren. Jedoch zu diesen wütenden Kraftschenies gehört unser Verfasser noch nicht, und ich hoffe, daß er sich mit dem Aristoteles noch aussönen, und uns Meisterstücke der Kunst liefern wird, die mit Shakespears so oft schon nachgeäften, aber bis izt noch unerreichten Schönheiten prangen, ohne durch seine Ausschweifungen verunstaltet zu werden. Ein Auszug aus dem Stück lässt sich nicht geben, ohne es zu verunstalten, zu entkräften. Man lese selbst, und es wird die Mühe reichlich belonen. Die Karaktere sind gröstenteils meisterhaft geschildert, kün angelegt, und treu ausgeführt, vorzüglich Karl Moors Karakter, der ein wahres Meisterstük ist. Franzens kurze Erzälung in der ersten Szene, S. 5. lässt uns mit einem Blik die Geschichte der Kindheit der ungleichen Brüder übersehen, und aus den verschiedenen Anlagen begreifen, daß jeder unter solchen Umständen das werden muste, was er wurde. Franz, der schleichende heuchlerische Böswicht, und Karl, der seltne grose Mann, der unter andern Verbindungen die Bewunderung der Völker gewesen wäre, den man aber auch izt als Mörder und Räuber, indem man seine Schandthaten hasst und verabscheut, noch bewundern, bedauern und lieben mus. Bis an das Ende bleibt er sich gleich; gleich gros, gleich liebens- und gleich verabscheuungswürdig. Keine seiner auserordentlichsten Handlungen kömt ganz unerwartet, oder, ist unbegreiflich. Alles ist so angelegt, so zwischen Ursache und Wirkung verbunden, daß es nicht anders kommen konte. Das gilt auch von Franzens Handlungen. Dessen Karakter ist nicht so schwer, weil er nicht so zusammen gesezt ist. Er ist blos abscheulich, bleibt sich aber auch immer

1781. gleich. Ob es aber — was der Verfasser auch in seiner Vorrede, mit sehr viel Zuversicht zu sich selbst, vom Pöbel und von Abderiten sagen mag — ob es ein so gänzliches Ungeheuer in der Natur giebt: das ist eine andere Frage. Er eifert ja selbst wider die Aufstellung der Ideale, und ich möchte mir doch zeigen lassen, welcher unter den alten oder neuen Dichtern es gewagt hätte, ein so vollkommenes Ideal eines menschlichen Ungeheuers aufzustellen. Man legt schon lange Richardson seinen Lovelace zur Last: und Lovelace ist doch gewis ein Heiliger gegen Franzen. War es nicht möglich, daß der Verfasser ihm alle zur Karakteristik des Stücks nöthige Hauptzüge lies, und doch einige andere Züge hineinwebte, die ihn der wirklichen Menschennatur, die nie so ganz, so durchaus, so ununterbrochen bös ist, näher gebracht hätten? Übrigens bleibt auch dieser Karakter bis an das Ende sich treu. Auch seine Verzweiflung und Gewissensangst gehören nothwendig dazu: denn seine niedrig boshafte Sele war zu klein, um auch in der Bosheit heldenmäsig zu verharren. Was wir von Amalien sehen, ist gut, ist sehr schön: aber mich dünkt, wir sehen zu wenig von ihr. Eine solche Hauptperson solte mehr ausgezeichnet, mehr in das hellste Licht gestellt, von mehreren Seiten gezeigt sein! und das hätte leicht geschehen können, wenn einige ganz überflüssige Nebenpersonen ganz weggeblieben wären. Dazu gehören die meisten der Räuber. Wozu die ganze Rotte? zu nichts, als das ganze Stük hier und da langweilig zu machen, und einige sehr widrige Szenen aufzuführen. Schweizer und Spiegelberg konten bleiben; dieser, um die Maschine in Bewegung zu sezen, wozu Moor für sich unfähig war; und jener, um ein würdiger Vertrauter Moors, und ein Werkzeug seiner edeln Sache zu sein. Der alte Moor ist ein guter zärtlicher Vater, aber ein schwacher Mann, und als dieser spielt er seine Rolle gut. Aber in Herrmanns Karakter kan ich mich nicht finden. Er ist boshaft und rachgierig genug, um sich von Franzen zum Werkzeug der abscheulichsten Schandthaten brauchen zu lassen, und unmittelbar darauf, ohne weitere Veranlassung, der gutherzige Retter der Leidenden. Zum ersten ist hinlänglicher Grund und Veranlassung da; zum lezten nicht. Der alte Daniel ist ganz überflüssig: denn zu Franzens Vertrauten schikt er sich durchaus nicht. Wie war es möglich, das ein so listiger Böswicht, wie Franz, einem so alten einfältigen frommen Manne

so bedenkliche Aufträge geben konnte? Das ist offenbar Wider- 1781.
spruch. Warum wälte er nicht auch hierzu den Herrmann? Herrmann hatte ihm blutige Rache gelobt; itzt war es Zeit, Gebrauch davon zu machen. Das war natürlich, und der Leser wurde einiger langweiliger Szenen zwischen Daniel und Franz, und Daniel und Karl überhoben. Besonders ist die Wiedererkennungsszene zwischen den lezten beiden, und Daniels Kindererzälung, mehr als langweilig, zumal zu einer Zeit, wo es von Karls Fassung nicht zu erwarten war, daß er Gedult genug haben konte, das einfältige Gewäsche des kindischen Alten so gelassen anzuhören. Franzens Monolog S. 13, wo er seine Bosheit zu bemänteln sucht, scheint eine Nachamung des schönen Edmundischen Monologs im Lear zu sein, da er seinen Vater behorcht hat. Er würde ebenso thun, und noch meisterhafter sein, wenn er kürzer wär, allein er ist gar zu lang gerathen. Eben das gilt von der Szene von S. 20 an. Spiegelbergs Erzälungen sind nicht nur überflüssig und langweilig, sondern auch ekelhaft. Wer mag eine so weitläufige Relazion läppischer Studentenstreiche mit anhören? Die Szene sollte wenigstens um die Hälfte abgekürzt seyn, und sie wäre noch immer mehr als hinlänglich, den grosen Entschluß nach und nach reifen zu lassen. Moors Verzweiflung und wütender Schmerz, und ein flüchtiger Einfall von Spiegelberg waren hinreichende Triebfedern, mithin der gröste Teil des unbedeutenden Gewäsches der Übrigen überflüssig. Moors Verzweiflung von S. 39 an ist vortreflich, fürchterlich schön. Shakespear läßt seinen Lear nicht rührender, nicht fürchterlicher rasen. Die erste Szene des zweiten Akts ist herrlich, und Franzens Überredung Herrmanns ein Meisterstük der Kunst. Die dritte Szene ist zu gedehnt, und das Räubergeschwäz ekelhaft. Spiegelbergs Erzälung hat keine Verbindung mit dem Stük, und die Geschichte mit dem Nonnenkloster ist zu schändlich, ist beleidigend. Überhaupt solte der Verfasser hier und da mehr über sich wachen, damit ihm nicht zuweilen Ausdrücke entwischten, die jedem zärtlichen Ohr beleidigend seyn müssen. Ich mag sie nicht auszeichnen, um nicht denselben Feler zu begehen. So auch bedient er sich einiger Provinzialausdrüke, die an einigen Orten Teutschlands ganz unverständlich sind, z. E. Weidenstoz, Aufstreich, jolen, zettern, bretteln ꝛc. So ist sein Wiz zuweilen gesucht und abenteuerlich. Nur ein paar Beyspiele:

1781. Räuber S. Wahrhaftig, da gäb's manches zu manches zu verlieren, wenn ich das verlieren wolte, was ich noch zu gewinnen habe. R. Ja zum Teufel! und manches zu gewinnen, wenn ich das gewinnen wolte, was ich nicht verlieren kan. — Und nun die Loosung zur Freiheit: es war ein Knall, als ob dem Himmelsfas ein Reif gesprungen wäre; Nasen, Augen und Ohren schütteln sich; — der Dolch stak in seinem Bauch, wie ein Pfal im Weinberg; — die Kraft ist versiegen gegangen; — die Glocken der Auferstehung läuten. rc. — Moor's Reue über das Unglück der durch ihn angezündeten Stadt ist rührend. Er sagt: „Höre sie nicht, Rächer im Himmel! Was kan ich dafür? Was kanst du dafür, wenn deine Pestilenz, deine Teurung, deine Wasserfluten den Gerechten mit dem Böswicht auffressen? Wer kan der Flamme gebieten, daß sie nicht auch durch die gesegneten Saaten wüte, wenn sie das Genist der Hornissel zerstören soll? — Da steht der Knabe, schamroth und ausgehönt vor dem Auge des Himmels, der sich anmaaste mit Jupiters Keile zu spielen, und Pigmeen niederwarf, da er Titanen zerschmettern wollte. — Geh, geh! du bist der Mann nicht, das Rachschwert Gottes zu regieren. — Hier entsag ich dem frechen Plan rc." In der zweiten Szene des dritten Akts. „Seht, es ist alles hinausgegangen, sich in friedlichem Stral des Frülings zu sonnen: warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Die ganze Welt Eine Familie, und Ein Vater dort oben. — Mein Vater nicht! — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reihen der Reinen — umlagert von Mördern, umzischt von Nattern, angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein Abbadonna!" Kossinski's Anwerbung ist Episode, die mit dem Stük in gar keiner Verbindung steht, aber um Karls willen mir so reizend, daß ich ganze Bände dafür hingebe. Die Szene von Moors Zusammenkunft mit Amalien ist hinreißend schön. Das Räuberlied in der fünften Szene des vierten Akts und ein Teil ihrer Unterhaltung hätte wol wegbleiben können. Aber der darauf folgende Monolog Moors: Glaubt ihr, ich werde zittern? Geister meiner Erwürgten! ich werde nicht zittern rc. Warum hat ein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß

die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet? Und: „Zeit und Ewigkeit — gekettet an ein ander durch ein einzig Moment! Grauser Schlüssel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir schliest, und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — sage mir. ꝛc.“ Kaum kan ich mich enthalten die ganze Stelle abzuschreiben, sie ist sicher so schön, wo nicht schöner noch als, Hamlets berühmter Monolog vom Sein und Nichtsein. Doch ich müste beinahe das ganze Stük ausschreiben, wenn ich alle vortrefliche Stellen anmerken wolte. Die Szene, wo Moor seinen Vater entdekt, und Rache schwört, ist fürchterlich. — Im fünften Akt gefällt mir bei Franzens Verzweiflung sein Traum nicht: denn ich glaube kein Drama, sondern einige Kapitel aus der Offenbarung Johannis zu lesen; völlig derselbe Ton. Pastor Moser ist auch eine überflüssige Person: denn sein Besuch bewirkt nichts. Er bringt nicht die mindeste Veränderung in dem Gemütszustand des Verzweifelnden hervor: was soll er also? Seine Unterhaltung selbst macht uns keinen sonderlichen Begrif von ihm, da er weder den Menschenkenner, noch den Menschenfreund, noch den Philosophen, sondern den im ungewönlichen Alltagston donnernden Gesezprediger macht. Amaliens Ermordung scheint mir zu ruhig vollzogen zu werden; und das Ende der ganzen Szene sollte wol überhaupt mehr zusammengedrängt, und kürzer abgebrochen werden, um den Leser nicht vor dem Ende schon erkalten zu lassen. — Ich bin weitläuftig gewesen: aber ich glaube, eine so seltne Erscheinung im dramatischen Fach verdient es. Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, mus, wenn er aufmerksam auf sich ist, und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benuzt, mit Riesenschritten zu Vollkommenheit fortschreiten, und das Publikum zu grosen Erwartungen berechtigen. Nur wünschte ich noch, daß er bei dem Studio Shakespears weniger den Göz, als Lessings Werke studiren mögte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporn bedarf. 1781.

— e.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1781, 24. Julius.

Frankfurt und Leipzig. Ist allemal der Druckort, wenn man den wahren nicht sagen will. Also in Frankfurt und Leipzig

1781. kam heraus: Die Räuber, ein Schauspiel. in 8. 1781. hat ohne die Vorrede 222. S. und ein paar artige Kupfer.

Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat, und noch viel grösseres machen wird, — — wenn vollends — —

Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Caravanen — von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühnen! Nun was ists denn?

Weiter? — Innhalt? — Genug, wenn ich zum erstenmal sage; daß sich die besten Kenner in diesem Fache zanken, wers nun verlegen, wers zuerst aufführen soll, wenn es erst eigentlich zum Aufführen fürs Theater umgearbeitet ist, das ursprünglich die Absicht nicht war. Und das ist wirklich die Beschäftigung des Verfassers. Also bis dahin versparen wir auch die umständliche Anzeige und Beurtheilung von einem neuen Produkte des teutschen Wizes, an dem nächstens viele Kleinmeister, wie Zwergen, hinaufgaffen werden.

Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben, Augspurg, 1781, 28. September.

Das in der letzten Jubilatemesse (ohne Benennung des Verlegers und Druckers) bey Metzler in Stuttgardt herausgekommene Schauspiel, die Räuber, hat den Hrn. Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgardt zum Verfasser.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1781, 22. October.



1782.*)

*) Wir bringen an dieser Stelle die von Schiller selbst verfaßte Kritik über die Räuber:

Die Räuber.

Ein Schauspiel, von Friedrich Schiller.

1782.

(Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.) 1782.

Das einzige Schauspiel auf Wirtembergischen Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ohngefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor ist Vater von zween Söhnen, Karl und Franz, die sich an Karakter sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talenten und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel lüderlicher Brüder, stürzt in Exzesse und Schulden, muß zulezt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer schadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Lüderlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vortheil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere nachtheiligen Inhalts unterzuschieben, und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab, und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer, und führt sie in Böhmische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hätte auch durch zudringliches Bitten zulezt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritt alles zu besorgen hatte, der neben

1782. dem noch Absichten auf Amalie hegte, durch eine ersonnene List alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freunds von Karln, die erdichtete Zeitung vom Tod dieses leztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Dokumenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett, und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den jedermann für den Tod erklärte. — Aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. — Franz der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte, benuzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß, und brachte den Vater, mit Hülfe seines gedungenen Handlangers in einen abgelegenen Thurm, ihn alldort ferne von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodenn in den vollkommensten Besiz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spize seiner Rotte durch ausserordentliche Streiche weit und breit ruchtbar und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schröckte die kleinern Tyrannen, und authorisirten Beutelschneider, aber sein Beutel war der Nothdurft geöffnet, und sein Arm zu ihrem Schuze bereit. Niemals erlaubte er sich spizbübische Dieberei, sein Weg ging gerade, er hätte sich bälder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten foderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt, aber der zur Verzweiflung gehezte Abentheurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch, und entrann glücklich aus Böhmen. Jzt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte, und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wieder zu sehen, welchen er auch schleunig ins Werk sezte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Büberei; nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstige Bestürmungen. Karl erscheint unter einem vorgeblichen Namen — Wilde Lebensart, Leidenschaft, und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die sich niemals verläugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung, Amalia fängt an ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird aufmerksam, vergleicht, erräth, überzeugt sich, und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweitenmal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdeß war schon der Eindruck von Karl so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf Seiten des ersten vonnöthen war, ihn zu

vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr besizen konnte; er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Wald. Es war der nämliche, worinn sein Vater im Thurm verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Herrmann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hülfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen, und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen sein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater für Entsezen stirbt. Auch izt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff der glücklichste zu werden, aber die schwürige Bande steht wider ihn auf, und erinnert ihn an den feierlich geschwornen Eid. Karl auch im grössesten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien, die er nicht mehr besizen kann; verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern. 1782.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist; daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fliessen; daß es in den Händen eines bessern Kopfs ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte.[1]) Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so grossen Dosis von Geisteskraft, als die erhabene Tugendhafte, und die Empfindung des Abscheues vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Ausserdem, daß im Schicksal des grossen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth statt findet, daß sich seine Werke und Schicksale nothwendiger Weise zu voraus bekannten Zielen lenken, welche beim ersten zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln, (ein Umstand der in der dramatischen Kunst alles ausmacht) ausserdem daß die hizigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Parthie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zartfühlendesten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht, ausser dem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirenderen Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen des Lasters verwickle, und ihre Stralen durch diesen Schatten erhebe, denn es findet sich nichts interessanteres in der moralisch ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

[illegible]

[illegible] Zeichnung, der [illegible] —

[illegible] die Schrecke, aber [illegible] einen Wunsch kenne [illegible] der eigenen Geist

des Dichters, nach Shakespearischer Manier in einem neuen, wahren 1782.
und harmonischen Karakter unter sich amalgamirt sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Karakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preis gibt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerm Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu seyn, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremde; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen.“ Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh du hinein springst. — Folge mir! mir! und mach dich eilig hinweg.“ Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth, und eine erstaunenswerthe Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn, umzingelt in den Böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner wenigen eine Armee wirbt — den grossen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung, und eine rastlose Thätigkeit des Geists. Welches drängende Chaos von Ideen mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fodert sich zu sammeln, und eine Ewigkeit sie zu entwickeln! — Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist, er gieng auf wie ein Meteor, und schwindet, wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenden Schurken dergleichen Franz, der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenstand der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakespears, des grösten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen; mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese leztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie des Karrikaturisten hinter sich läßt; so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Frazen genug liefert, daß ihre getreuesten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Übertreibung verfallen: so wenig wird sie jedennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung, so unbändig über ihre Ufer träte, wenn ich diß auch zugeben könnte, sündigt nicht der Dichter unverzeilich gegen ihre ersten Geseze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglings-Seele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sey so möglich; — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verlezen müssen, um sie gering schäzen zu lernen — tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? — Mit einem Wort, wird er nicht

1782. erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra *mühsam* zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen eben so wenig einen Sprung als die physischen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehenmal den Dichter verdamme, eh ich *ihr* eine solche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunterrufen: *Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen*: ich glaub es nicht, ich denke vielmehr überzeugt zu seyn, daß der Zustand des moralischen Uebels im Gemüth eines Menschen, ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sey, welchen zu erreichen zuförderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation (wenn ich so sagen darf) aufgehoben seyn muß, so wie das ganze System der thierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls und Nervenkraft durcheinander geworfen seyn müssen, eh die Natur einem Fieber oder Konvulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen schuldlosen Familie, — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all denen abscheulichen Grundsäzen und Werken keinen hinreichenden Grund, als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der um sein Gemälde auszustaffieren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowol gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören — es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie — Es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei, aber wir glauben noch immer unter Menschen zu seyn, so lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an *unmenschlichen Thaten* weit hinter sich lassen [3]), und doch schüttelt uns *dieser* Karakter so sehr. Man kann sagen: dort wissen wir nur die Fakta, unsre Fantasie hat Raum solche Triebfedern darzu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleyen, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt, unsre Fantasie wird durch historische Fakta gefesselt; wir entsezen uns über den gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und luftig zu seyn, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten ist leicht, aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Todschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologen einen wichtigen Grund: „*Verflucht sey die Thorheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsre Fantasie mit schrecklichen Mährgen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkührliche Schauer die Glieder des Mannes noch*

in frostige Angst rütteln, unsre kühnste Entschlossenheit 1782.
sperren" u. s. f. Aber wer weißt es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind? In der neuen Auflage des Stücks, hat sich der Dichter gebessert. Der Bösewicht hat seinen Helfershelfer verloren, und ist gezwungen seine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich selbst hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe — frisch! ich wills wagen! (er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plözlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Wer schleicht hinter mir? — Gesichter wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich wills nicht thun" u. s. f. Der grössеste Weichling kann Tyrann und Mörder seyn, aber er wird seinen Bravo an der Seite haben, und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist diß Feigheit, aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Raisonnements, mit denen er sein Lastersystem zuzustuzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe die sie voraussezen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klag und kein Ende! Sonst ist dieser Karakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst; der Dichter hat alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte; dieser Karakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle einquartiert wissen möchte; seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken, und schmiegt sich in alle Formen; beim Vater hört man ihn bethen; schwärmen neben dem Mädchen, und neben dem Handlanger lästern. Kriechend wo er zu bitten hat, Tyrann wo er befehlen kann. Verständig genug die Bosheit eines andern zu verachten, nie so gerecht sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Voll gepfropft von schweren entsezlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwiz für einen Verräther hält. „(Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward.) Was hab ich gesagt? Merke nicht drauf, ich hab eine Lüge gesagt, es sey was es wolle." Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrigue, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt diß die allgemeine Erfahrung wieder! — wir rücken ihm näher, so bald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen: Ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdamniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihr, und über eben das, was wir so heißgrimmig auf ihn herab wünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben: er versuchte durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen

1782. Degen. Hurtig! Stos mir ihn rüklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen, und treiben ihren Spott aus mir.“ Stirbt er nicht bald wie ein grosser Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur ein Frauenzimmer, man erwartet also billig im Karakter dieser Einzigen gewissermassen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandterer auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abentheurer steht, wenigstens wird man von den wilden stürmischen Empfindungen, worinn uns die Räuberszenen herumwerfen, in ihrer sanften weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas ausserordentliches zukommen lassen, und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks, der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum heroischen und starken zu neigen, als zum weichen und niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei doch immer das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig, ihr Roman bleibt durch die drei ersten Akte immer auf eben derselben Stelle stehen (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt.) Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch dem (sic!) Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen andern zu ersezen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen, und weiß nicht was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahnde auch nicht was etwa mit ihr geschehen könnte, kein zukünftiges Schicksal ist angekündet, oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur lezten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtgen von ihr fallen. Dieses ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmässigen geblieben ist. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strale, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken, und ist ein Weib neben dem Mann. Die Szene im Garten welche der Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur, und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worinn sie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft; erscheint er selbst.

„Räuber Moor. Ich kam um Abschied zu nehmen. Doch Himmel! „Auf welcher Wallung muß ich ihnen begegnen?

„Amalia. Gehen Sie Graf — Bleiben Sie — Glücklich! Glück-

„lich! wären Sie nur jezt nicht gekommen! Wären Sie nie ge- 1782.
„kommen!

„R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie „wohl.

„Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht „meine Meinung! (Die Hände ringend.) Gott! und warum war sie es „nicht? — Graf! was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Ver- „brecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

„R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

„Amalia. Mein Herz so rein, eh meine Augen Sie sahen! — „O daß sie verblindeten diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

„R. Moor. Mir! Mir diesen Fluch mein Engel! Diese Augen „sind unschuldig wie diß Herz.

„Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf! ich beschwöre Sie, kehren „Sie diese Blicke von mir, die mein innerstes durchwüten! — Ihn — „Ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Fantasie die Ver- „rätherin — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und „mir ist besser.

„R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügst Mädchen.

„Amalia (zärtlicher). Und solltest Du falsch seyn, Graf? Solltest „Du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch wie „kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem „Spiegel gleicht! — Ach! und erwünscht! wenn es auch wäre! Glück- „lich! wenn ich Dich hassen müßte! — Weh mir! wenn ich Dich nicht „lieben könnte!

„R. Moor. (Drückt ihre Hand wüthend an den Mund.)

„Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

„R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

„Amalia. Geh — noch ist es Zeit! Noch! — Stark ist die Seele „des Manns! — Feure auch mich an mit Deinem Muth, Mann mit „der starken Seele!

„R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier „— (das Haupt an ihre Brust gedrückt.) und hier will ich sterben.

„Amalia. Weg! laß mich! — Was hast Du gemacht, Mann? — „Weg mit Deinen Lippen! — Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. „(sie sträubt sich ohnmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußtest „Du kommen aus fernen Landen eine Liebe zu zerstören, die dem Tode „trozte? (sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe Dir's, Jüng- „ling!“ u. s. f.

Der Ausgang dieser Szene ist höchst tragisch, so wie sie überhaupt zugleich die rührendste und entsezlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen, und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Szene endet also:

„R. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

1782. „Amalia. Unglücklich! daß sie Dich von sich stieß!
„K. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwifach umwindet.
„Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen.
„Sie sey meine Schwester, und dann noch eine bessere Welt —
„K. Moor. Wo die Schleyer fallen, und die Liebe mit Entsezen „zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name — Meine Amalia ist ein „unglückliches Mädchen.
„Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die Dich lieben und „Amalia heissen?
„K. Moor. Alle — wenn sie wähnen einen Engel zu umhalsen, „und ein Todschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! „Sie ist ein unglückliches Mädchen.
„Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!
„K. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand, und hält ihr den Ring „vor die Augen). Weine über Dich selber (und stürzt hinaus).
„Amalia (niedergesunken). Karl! Himmel und Erde!"
Noch wär ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man frägt, war es tragisch daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig? War kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das lezte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wär eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese lezte möglich und schön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äusserst widrig auf Seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen, und sich trösten über das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir eckelt vor diesem alltäglichen Behulf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals über Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst, und beantworte sich dann gelegenheitlich auch die übrigen Fragen. K. Moor hat Amalien auf einen Stein gesezt, und entblößt ihr den Busen.
„K. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen! — Schmelzt sie „euch nicht? — Schaut mich an Banditen. Jung bin ich und liebe. „Hier werde ich geliebt. Angebethet. Bis ans Thor des Paradieses bin „ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückschleudern?"
(Räuber stimmen ein Gelächter an.)
„K. Moor (entschlossen). Genug. Bis hieher Natur! Jzt fängt „der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen „entgegen mit Majestät) euer Hauptmann! Mit dem Schwerd wollt ihr „mit euerm Herrn rechten, Banditen? (mit gebietender Stimme:) Streckt „die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch!
(Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)
„K. Moor. Seht! Nun seyd ihr nichts mehr als Knaben, und „ich — bin frei. Frei muß Moor seyn, wenn er groß seyn will. Um „ein Elisium voll Liebe ist mir dieser Triumph nicht feil. — Nennt es „nicht Wahnwiz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt Grösse zu „nennen; der Wiz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der

„ruhigen Weisheit — Thaten wie diese überlegt man wenn sie gethan „sind. Ich will hernach davon reden. (Er ermordet das Mädchen.)“ 1782.

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That.

„R. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwerd „bewacht.) Mein — oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs „gewesen. Eingesegnet mit dem Schwerd hab ich heimgeführt meine „Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! „— Und er muß süß gewesen seyn der Tod von Bräutigams Händen? „Nicht wahr, Amalia?

„Amalia (sterbend im Blut). Süsse. (streckt die Hand aus und „stirbt.)

„R. Moor (zu der Bande). Nun ihr erbärmlichen Gesellen! Habt „ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben „das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und „Schande. — Ich hab euch einen Engel geschlachtet, Banditen! Wir „sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen — Euch „schenk ich die Eurige“ u. s. f.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück, und vollendet den Karakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach seyn, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Karakter kam freilich dem Dichter zu statten, um Franzen zum Zweck kommen zu lassen, aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Wiz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden? Überhaupt muß ich in der Kritik dieses lezteren noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intriguen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abentheuerlich grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauerniß über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um vieles schwächt; so gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhizt, als eine Selbstthätigkeit des erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessiren — und wenn diese Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Aber man weißt, wie genau sich diese leztern mit den ersten amalgamiren müssen, um anziehend zu seyn. Überdiß ist der alte Moor mehr Bethschwester als Christ, der seine religieusen Sprüche aus seiner Bibel herzubethen scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und, unsrer Meinung nach, hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwerd des Vierten, fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann! das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt, und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

1782. In den kontrastierenden Karakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der V. glücklicher gewesen. Jeder hat etwas auszeichnendes, jeder das was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Herrmanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Karakter Herrmanns erhob, wurde der Karakter des alten Daniels in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dörften sich gleicher bleiben, und im Ganzen weniger poetisch seyn. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumigte Sprache verzeihen wir nur der erhizten Fantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt seyn. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakespear vergaft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte, und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unser einer. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des teutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Karaktere und der Fabel modern zugeschnitten, die Zeit wurde verändert, Fabel und Karaktere blieben. So entstand ein buntfärbiges Ding, wie die Hosen des Harlequins, alle Personen sprechen um viel zu studirt, izt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen, oder gestattet werden durften.

Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet seyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der V. kann vorwenden: ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern wär ein Versehen gegen die Natur — Richtig Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darinn (besonders wenn er sie mitbringt) Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfiszieren.

Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr, seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem Wirtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre: So gewiß ich sein

Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis und ich möchte ihm lieber zehen Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben. K . . . . r. 1782.

1) Schriften von H. P. Sturz. In den Denkwürdigkeiten von Rousseau.
2) Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.
3) Man erzählt von einem Spizbuben in unsern Gegenden, der mit Gefahr seines Lebens Personen, die er nicht einmal kannte, auf die abscheulichste Weise massakrirte. — Wiederum von einem andern, der ohne einigen Mangel an Nahrungsmitteln zu haben, die Kinder der Nachbarschaft an sich lockte, und verzehrte.

Anhang
über die Vorstellung der Räuber.

Das Stück ist zu verschiedenen malen in Mannheim gespielt worden. Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Korrespondent, der dem Schauspiel zu gefallen, dahin abgereißt war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.

Worms, den 15. Jenner — 82.

„Vorgestern endlich gieng die Vorstellung der Räuber des Hrn. „Schillers vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch „warm von dem Eindruck, seze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun „erst muß ich erstaunen welche unübersteiglich scheinende Hindernisse der „Hr. Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das „Stück auftischen zu können. Der Hr. Verfasser hat es freilich für die „Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der „thätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrige, die ich wenigstens „kenne, bleibt es, nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich „wars, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen „den Szenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen, man „spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das „fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche „Dekorazionen waren ganz für das Stück gemacht, Hr. Danzy hatte „auch die Zwischenakte neu aufgesezt, so daß nur die Unkosten der ersten „Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich „voll, daß eine grosse Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte „ganze vier Stunden, und mich däucht die Schauspieler hatten sich noch „beeilet."

„Doch — Sie werden ungedultig seyn vom Erfolge zu hören. Im „Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Hr. Böck als „Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler „möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. „In der mitternächtlichen Szene am Thurm hör ich ihn noch, neben dem „Vater knieend mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne „beschwören — Sie müssen wissen daß der Mond, wie ich noch auf „keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und „nach Maasgab seines Laufs ein natürliches schröckliches Licht in der

1782. „Gegend verbreitete — Schade nur, daß Hr. Böck für seine Rolle nicht „Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. „Hr. Iffland der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll „meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh „ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatt ich schon für „verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. „Iffland hat sich in den leztern Szenen als Meister gezeigt. Noch hör „ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden „Natur entgegenstund, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, „wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken. „Ja! „Ja! — droben einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn sollen „sehen auf den Knieen liegen, und bethen, als um ihn schon die Ge„mächer des Schlosses brannten — Wenn nur Hr. Iffland seine Worte „nicht so verschlänge, und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! „Teutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden. „Hr. Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Hr. Meyer spielte „den Herrmann unverbesserlich, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden „sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, un„gemein. Ich fürchtete anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter „an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, „auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel „Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. „Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus „durch den Dichter verdorben ist.

„Wenn ich Ihnen meine Meinung teutsch heraussagen soll — Dieses „Stück ist dem ohnerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schiessen, „Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die „Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, „er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und „zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viel Realitäten hinein„gedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke „daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man „spricht indeß langes und breites davon. Übermäßige Tadler und über„mäßige Lober. Wenigstens ist diß die beste Gewähr für den Geist des „Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Hr. Hofkammerrath „Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte, „und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben. Ich habe „die Ehre zu seyn u. s. f. N.

Wirtembergisches Repertorium der Litteratur, (ohne Verlagsort), 1782, 1. Stück, pag. 134—169.

Der Verfasser des Schauspiels, die Räuber, welches nächstens zu Mannheim auf Verlangen der dortigen Bühne bei Schwan ganz umgearbeitet erscheinen wird, ist der Regimentsdoktor Schiller

zu Stuttgardt, der eine neue Anthologie herausgeben wird, 1782.
worin die meisten Gedichte von ihm selbst, und von einem Feuer seyn werden, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1782, 16. Februar.

Aus Manheim.

— Schwerlich hat je ein Stück in Deutschland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht, als die Räuber; aber es ist auch noch kein Schauspiel in Manheim so gut gegeben worden, als dieses, und Sie mögen denken, was Sie wollen, ich zweifle, ob es an einem Orte in Deutschland so gegeben werden kann und wird, als hier. Iffland hat in der Rolle des Franz Wunder gethan, und das Herr Böck den Räuber Moor, ganz vortreflich gemacht, daran werden Sie nicht zweifeln, denn das sind seine Rollen.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1782, 27. April.

Vom Hamburgischen Theater.

September.

Den 21. zum erstenmale, die Räuber, Original-Trauerspiel in 5. A. nach der neuen Bearbeitung des Verfassers. Die Vorstellung dieses schauderhaften Produkts unsrer Muse war meisterhaft. Alles ganz im Geiste des Stücks. Nur gegen das Costume möchte in Rücksicht der Zeit vielleicht eins oder das andre einzuwenden seyn. Vorzüglich thaten sich die Herren Fleck und Zuccarini, als regierender Graf und Räuber, auch Herr Unzelmann als Franz von Moor, und hiernächst die Herren Stegmann und Beck als Schweizer und Roller, und Madam Borchers als Amalie hervor. — Die neue Bearbeitung ist freilich in vielen Stücken theatralischer, als die erste. Doch wird dies Schauspiel in der Vorstellung wegen seines empörenden Inhalts nie anhaltenden Beifall behaupten können. Ungeheuer, wie Franz

1782. von Moor, sind, dem Himmel sey Dank, zu selten um durch ihre Darstellung eine andere moralische Empfindung, als Gräuel und Abscheu, und einen mächtigen Schauder zu erregen. Auch ist es unglaublich und unnatürlich, daß Karl, auf die höchst unwahrscheinliche Nachricht, des Fluchs eines sonst liebenden Vaters, sogleich, ohne vorher sich zu seinen Füßen zu werfen, den schrecklichen Entschluß faßt, Räuberhauptmann zu werden; — und durch das doppelte, ja fast dreifache Interesse des Stücks ist es unmöglich, sämmtliche Charaktere so durchzuführen, als nothwendig war, um den Zuschauer ganz in die Lage zu versetzen, die der Verfasser zur Absicht hatte. Uebrigens ist es unleugbar, daß durchweg Spuren eines vielfassenden grossen Geistes hervorblicken, da aber diese, wie es am Tage liegt, auch bei dem meisterhaftesten Vortrage, fast immer größtentheils verloren gehen; so ist es blos Neuheit und Lärm, was einem solchen Stücke Zuschauer verschaft, beides kann aber in einem mittelmäßigen Produkt, mit minderm Genie Aufwande bewirkt werden. Sonst zeigte sich bei dieser Vorstellung ein wirklicher Nutzen des Ballets. Indem die Tänzer das Chor der Räuber unstreitig mit mehrerer Wahrheit darstellten, als sonst ein Trupp Statisten, aus Schneider und Bäckerburschen &c. zusammengelesen, dergleichen zu bewirken vermocht haben würde, wie denn dadurch in der That nicht selten alle Täuschung verloren geht, und die Aufzüge statt feyerlich zu seyn, lächerlich werden. Uebrigens war das Haus brechend voll, wiewol das häufige Schiessen den Damen ziemlich bange machte. Den 25. die Räuber wiederholt. Der Zulauf dauerte noch fort. Den 27. zum drittenmale, die Räuber. Der Zulauf hatte ausserordentlich abgenommen, und alles schien den Fall des Stücks zu verkündigen.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1782, 16. November.

Leipzig.

Den 20. und 22. September wurden die Räuber vorgestellt. Das declatare, welches Horaz von allen Werken der Dichtkunst verlangt, hat der Verf. gänzlich ausser Acht gelassen: die Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die schreyende Beleidigung

alles Costums und die nachläßige Schreibart sind Flecken, die 1782.
überdem Jedem auffallen müssen, der nur ein wenig weiß, was zu einem guten Schauspiele gehört. Lessing läßt eine Mutter im Sturme der Leidenschaft sagen: „könnte ich Dir alle meine Galle ins Gesicht speyen;" der Verf. der Räuber hat das speyen in geifern verwandelt, und legt die Redensart einem jungen adelichen Frauenzimmer in den Mund: das heiß ich verbessern! „Aber das Stück hat doch so sehr gefallen; hat es denn gar kein Verdienst?" Das Gefallen bewieß nichts; es haben gar manche elende Büchlein in Teutschland auf einige Zeit Glück gemacht: aber auch nach meinem Gefühl hat der Verf. der Räuber sehr viel Genie; er faßt sehr glücklich einen Charakter und weiß ihn mit Kraft darzustellen, (und diese Eigenschaft mag sein Stück den Schauspielern angenehm gemacht haben,) er hat eine hohe auffliegende Imagination, er hat Witz; er studiere einige Jahre die Menschen, mit denen er lebt, nicht die Menschen im Shakespear, er studiere die Teutsche Sprache und das Theater, und dann schreibe er Schauspiele! Wenn sie bei ihrer Erscheinung kein solches Auffehn machen, wie die Räuber, so werden sie dafür desto länger gelesen werden. Welch' Auffehen machte Lenzens Hofmeister! Es gab Leute, die ihn über die Minna von Barnhelm setzten; und wer liest jezt noch den Hofmeister? Warum das? Es fehlt dem Stücke nicht an schönen, noch weniger an starken Stellen; aber es ist kein schönes Ganzes. — Die Schauspieler führten die Räuber in jezt üblicher Kleidung auf: nicht ganz mit Unrecht, da durch das ganze Stück die jetzigen Sitten herrschen. Aber da doch auch vom Landfrieden, der eben zu Stande gekommen seyn soll, gesprochen wird; so wäre es besser gewesen, die Schauspieler hätten altteutsche Kleider angezogen: mancher Ausdruck wäre dadurch mehr veredelt worden.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1782, 23. November.

Nachricht.

Herr Plümicke hat, auf Verlangen der Theaterdirektion, eine Umarbeitung der Räuber unternommen. Obwohl Plan und Be-

1782. handlung des Schillerschen Stücks mehrere durchaus nicht abzuhelfende Fehler enthält; so leuchten doch überall Züge eines grossen, oft aber nur zu wenig gebildeten, brausenden Genie's hervor. Je verschiedener bisher die Urtheile über den Werth dieses Stücks ausgefallen, und jemehr oft der nachmalige Eindruck der Vorstellung, besonders bei Stücken dieser Art, der Würkung beim Lesen zu widersprechen pflegte, um so grösser ist die Erwartung, womit man nunmehr, nach erfolgter Umarbeitung, dem Schicksal der hiesigen Vorstellung entgegensieht, nachdem das Stück in Manheim, Hamburg und Leipzig mit ausserordentlichem Beifall gegeben worden.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1782, 14. Dezember.

Die Räuber, ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig. 1781. 14 Bogen in 8.

Ein erschreckliches Gemälde des bejammernswürdigsten, menschlichen Elendes, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters — Menschen dargestellt, die voll Kraft zu bessern Dingen gebohren, hinabgesunken, nicht mehr an Würde der Menschheit glauben, durch eine Reihe von Verführungen, ach! und von unglücklichen Schicksalen dahin gestoßen werden, tollkühn und verzweifelnd dem Abgrunde entgegen zu eilen. So erschütternd dies Gemälde ist, Schlag auf Schlag, Abscheulichkeit auf Abscheulichkeit; so wenig es zu wünschen seyn mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Scenen gewöhne; so untauglich dies Stück vielleicht zu einer Vorstellung auf dem Theater ist, so wohl (wir müssen es gestehen) ist es gezeichnet, so stark ausgemalt, so lebhaft ist das Colorit, so äußerst fein auch hin und wieder ausgearbeitet und nüancirt. Gewiß ist der Verfasser kein gemeiner Kopf. — Aber wer würde das aus der langweiligen schleppenden Vorrede ahnden? Die Charaktere der Räuber sind, unserm Gefühle nach, meisterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menschheit hoffen) ist ein Geschöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grund aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schooße des

besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden könnte, bloß aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr seyn will, ein so eingefleischter Teufel! — Nein! das ist nicht möglich! 1782.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1782, 49. Band, 1. Stück, pag. 127.



1783.

Aus Schwaben.

1783. Seit Ostern verflossenen Jahres ist auch eine neue Quartalschrift: Wirtembergisches Repertorium, erschienen, worin der durch die Räuber so bekannt gewordene Gardemedikus Schiller, der vor kurzem sich einige Zeit in Manheim aufgehalten, verschiedene Aufsätze geliefert hat.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1783, 25. Januar.

Ueber die Heilart der Schauspielerkrankheiten vom Hofrath Mai in Manheim.

Liebster Freund!

So eben, mein Bester! komme ich voll Wehmuth von der Bühne, wo die innersten Falten des leidenschaftlichen Menschenherzes zur Besserung der Sitten, zum Vergnügen und Erbauung meiner Mitbürger wöchentlich dreimal zergliedert werden. Man stellte das schauerliche Meisterstück, die Räuber, vor, ein Stück, mein Freund! wobei das Menschenblut erfrieren, und die Nerven, sowohl beim Schauspieler als Zuschauer, erstarren müssen, wenn ihre Urahnen nicht von Pantoffelholz gewesen sind. Nicht als blosser Zuschauer stand ich da, der nur zum Zeitvertreibe die

Schaubühne besucht, und manchmal, je nachdem die Witterung ist, 1783.
unbarmherzig tadelt, oder sinnlos klatschet; als Arzt machte ich medicinische Betrachtungen über das Schicksal der Schauspieler, über die vorbereitenden Ursachen ihrer unvermeidlichen Krankheiten, über die Schwierigkeiten, dieselben zu heilen, über die nothwendige aber unglückliche Empfindsamkeit ihrer Nerven, über die Gefahren, welchen der gefühlvolle Schauspieler unmöglich ausweichen kann, über das auf die Nerven heftig würkende Gewühl abwechslender Leidenschaften, und in diesem Augenblicke, wo sich alle diese Bilder in meine Einbildung hindrängten, fühlte ich Hochachtung und Mitleiden für diese Gattung Nervenmärtirer, welche zu unserer Unterhaltung, zu unserm Besten, sehr wohlfeile Schlachtopfer ihrer Kunst und unsers Vergnügens werden. ꝛc.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1783, 1. Februar.

Rezension.

Taschenbuch für die deutsche Schaubühne auf das Jahr 1783. Gotha bei Ettinger.

Diesen neunten Jahrgang, der vorzüglich reich an interessanten Aufsätzen ist, ziert das Porträt des Herrn Großmann, von Geyser nach Cöntgen gestochen, und zu den Monatskupfern hat Hr. Chodowiecki sechs Scenen aus den Räubern geliefert. Wer in diesen das neue Costume tadeln will, der bedenke, daß der Künstler die ächte Ausgabe dieses Trauerspiel vor sich gehabt hat, nach welcher das Stück in neuern Zeiten spielt. Der Manheimer Umarbeiter setzte erst die Handlung bis in die Zeit des Landfriedens hinauf, welcher 1495 geschlossen wurde, und Hr. Plümicke behielt diese Abänderung des neuen Costums in das des mittlern Zeitalters mit Recht in seiner Bearbeitung für die hiesige Bühne bei.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1783, 15. Februar.

1783. **Vom hiesigen Deutschen Theater.**

Den ersten Tag dieses Jahrs feyerten unsre Schauspieler mit dem neuen Trauerspiele: Die Räuber, dem hier eben der grosse Beifall ward, welchen es in Manheim und Hamburg erhalten hatte. Das Stück hat Herr Plümicke für unsre Bühne bearbeitet und einige glückliche Veränderungen damit getroffen. Nur wünschte ich, daß er die Verwandlung des Mönchs in eine Magistratsperson immer dem Manheimer Bearbeiter hätte abborgen mögen. Denn gewisse Personen und Dinge, wenn man erstere nicht in einer anständigen Lage und letztere zur gehörigen Zeit auf die Bühne bringen will, sollte man lieber ganz davon ausschliessen, und von gewissen Sachen gar nicht auf dem Theater schwatzen lassen. Die Räuber sind seit dem 1. Januar bis jezt vierzehnmal aufgeführt worden. Das vortrefliche Spiel des Herrn Scholz, den man als Carl Moor nicht oft genug sehen konnte, veranlaßte hauptsächlich die öftern Vorstellungen dieses Stücks. Herr Scholz hat sich durch diese Rolle und den Otto von Wittelsbach ein bleibendes Denkmal bei uns gestiftet. Auch zog Herr Czechtitzky als Franz Moor die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Die übrigen Rollen als die Amalia, Maximilian, Spiegelberg, Schweizer, Roller, Kosinsky, Herrmann, der Pater, der alte Diener ꝛc. waren durch Mlle. Döbbelin, die Herren Brückner, Reinwald, Langerhans, Schüler, Carl Döbbelin, Müller, Witthöft, Lanz ꝛc. besetzt.

Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1783, 3. Mai.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich Schiller. — Nam id facinus inprimis ego memorabile exiſtimo, sceleris atque periculi nouitate. Sallust vom Katilina. Manheim bey Schwan, 1783, 12 Bogen. 8.

Es ist zu bedauern, daß dieser junge Mann nicht mehr Erfahrung hat von dem, was Wirkung bei der Vorstellung thut, und daß er nicht mehr Studium und Fleiß an die Ausfeilung wendet. Jetzt wollen wir ein wenig ins Detail einzelner Scenen und Charaktere gehen. Anfangs scheint nicht nur, nein ist Fiesko

wirklich verliebt in Julien. (Man lese nur das Ende des 4ten Auftritts im 1sten Aufzuge) und daß er hernach diese seine Leidenschaft als Verstellung, als ein Kunststück ausgiebt, kömmt — nicht unerwartet, sondern gänzlich unvorbereitet. Der Charakter des Mooren ist bis gegen das Ende sehr gut gezeichnet, aber seine Kaltblütigkeit bei der Cärimonie, da er aufgeknüpft wird, (Vter Aufzug 10ter Auftritt) ist gegen die menschliche Natur. 1783.

Verrina's Fluch über seine Tochter (Seite 37) ist genugsam empörend. Die Gräfin Julie behandelt (Seite 42) Leonoren so grob, als doch wahrlich keine feine Koquette von Stande thun könnte. Die Sprache im Ganzen ist zu bilderreich, zu voll von Wortspielen und Gleichnissen — Der Fehler aller neuern seyn-wollenden Shakespearschen Nachahmer — Fiesco war bis zum Ende des IIten Akts ein schätzbarer Mann, ein siegender Kämpfer gegen seine Leidenschaften. Warum konnte er nicht also bleiben? Gewiß hätte das Stück dennoch so viel Interesse haben, ja! von manchen Fehlern befreyet werden können. Der IIIte Aufzug vom 3ten Auftritte an, gefällt dem Recensenten am besten. Der 5te und der 6te Auftritt des IIIIten Aufzugs wird wegen der doppelten Scenen schwerlich gut darzustellen seyn. Der 12. Auftritt und der Anfang des 13ten sind interessant, aber dann wird Fiesko's Begegnung gegen Julien pöpelhaft grob, eines so feinen Mannes unwerth. Die jungen Schriftsteller nach neuer Mode glauben immer, was plump ist, wäre stark. Unnatürlich ist es, (Vter Aufzug 8ter Auftritt) daß Bourgognino seine Bertha nicht gleich erkennt. Warum muß die arme Leonore (11ter Auftritt) so jämmerlich umkommen? Wir reden hier nicht der sogenannten poetischen Gerechtigkeit das Wort; aber so etwas ist gar zu unnatürlich. Daß sich Fiesco so leicht über diesen entsetzlichen Verlust tröstet, (13ter Abschnitt) ist nach dem wie man den Mann anfangs gesehen hat, unwahrscheinlich.

Der Verfasser hat gute Talente, aber sie bedürfen Ausbildung. Abentheuerliche Dinge sind nicht Zeichen von Genie.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1783, 56. Band, 1. Stück, pag. 122—123.

1783. **Die Räuber. Trauerspiel von Schiller, bearbeitet von Plümicke. Berlin, 1782, bey Maurer. 11 Bogen. 8.**

Herr Plümicke hätte das Verbessern bleiben lassen sollen, besonders, da schon der Verfasser (der einzige Mann, der ein solches Stück verändern kann und darf) Hand daran gelegt hat, es zweckmäßiger zur Vorstellung zu machen. Denn was Herr P. hier mit diesem Schauspiel vorgenommen hat, ist äußerst unbedeutend. Dadurch daß Franz ein Bastart wird, und Herr P. den armen alten Moor zum Hahnrey macht, ist jener Charakter nicht weniger empörend geworden, und daß Hermann einem Sterbenden zumuthet, den Brief, welcher dies entwickelt, zu lesen, da er im Todeskampfe auf der Erde liegt, das ist gar abgeschmackt. Auch weiß ich nicht, was das Stück dabey gewonnen hat, daß Schweitzer den Räuber Moor ersticht.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1783, 56. Band, 1. Stück, pag. 124—125.

Die Räuber.

Ein Schauspiel,

Das, wie der Dichter in der Vorrede sagt, sein Inhalt von der Schaubühne verbannt, und das aufzuführen er selbst mißräth — also ein Schauspiel, das kein Schauspiel seyn soll. Doch er läßt die Entscheidung einem Dritten: und es ward für die Aufführung entschieden. Er selbst kürzte es hiezu ab, änderte vieles, verfertigte neue Scenen, und wir sahn ein Stück, dem der von dem Verfasser in der Vorrede so sehr gegeißelte Pöbel noch weit mehr als die Aufgeklärten, zulief, grosses Lob sprach, das aber den letztern aus Gründen, die der Verfasser vielleicht am wenigsten muthmassete, nicht gefallen wollte, so sehr sie einzelne grosse Schönheiten des Schauspieles fühlten, und dem Talent des Dichters Gerechtigkeit wiederfahren ließen.

„Ein Mensch, der ganz Bosheit ist, sagt der Verfasser, ist schlechterdings kein Gegenstand der Kunst, und äußert eine zurückstossende Kraft, statt daß er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte. 2c." [1])

Und was ist Franz von Moor? 1783.

Der obige Grundsatz des Dichters ist falsch. Aber sein Franz von Moor ist darum nicht gerettet. Es ist nichts in der Schöpfung, das nicht ein Gegenstand der Kunst seyn kann. Die Behandlung entscheidet. Ein Werk der Kunst kann den lasterhaftesten Menschen der Welt schildern, aber dies darf nicht jede Kunst in jedem Taumel eines jeden Lasters ohne andre Rücksicht als der Schilderung wegen. Darstellung ist die erste Pflicht der Kunst, aber nicht ihre einzige, ihre gröste. Von jeder Sache sind Millionen Darstellungen möglich; unter tausend ist kaum eine das Werk wahrer Kunst — nicht wegen des falschen Darstellens; sondern wegen Mangel an Plan. Blose Kopirung ohne Dichtung ist nur Handwerkskunst, nicht Kunst des Genies, geweiht der Göttinn, die aus dem Haupte des hohen Zevs entsprang. Darstellung zur Rührung ist der unmittelbare Zweck jeder Kunst, und nicht Darstellung um des richtigen Darstellens willen. Und dies ist der jetzt fast allgemein vergessene Sinn jenes Horazischen: non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto. Nicht jede richtige Darstellung rührt: sonst würde der Mensch, der auf der Schaubühne ein Geschäft des Thiers verrichtete, rühren. Auch nicht jede Rührung der Seele ist Zweck der Schaubühne. Rühren heist nichts als das Herz in Bewegung setzen, das Gefühl regen. Schwache gemeine Rührung ist unter dem Ziele; Empörung des Herzens ist über den Grenzen. Das Vergnügen bestimmet das Maaß; denn dies ist eigentlich der Zweck jeder Kunst, nicht Zeichnung, nicht Moral, nicht Sturz des Lasters, Sieg der Tugend (welches so gar der richtigen Zeichnung der Welt meistens entgegen gesetzt ist). Nein, nicht einmal Besserung der Sitten. Es ist Pflicht des guten Bürgers, so nach seinem Zwecke zu streben, daß Dämpfung oder gute Richtung der Leidenschaften, und Besserung der Sitten Folgen seiner Stimmung werden; aber es sind nicht nothwendige Resultate seiner Kunst. Rührung ist die erste Stuffe, angenehme vergnügende Rührung die höchste. Rührung zur Erzeugung des Guten ist der Zweck, den ihm der Staat, nicht die Kunst setzet. Das Gewöhnliche kann den Pöbel vergnügen; das Uebertriebene, das wilde Ausserordentliche ist für das ungebildete Talent und den Pöbel zugleich. Für den aufgeklärten, gesitteten, gefühlvollen, höhern Menschen arbeitet der theatralische Dichter. Seine Darstellung muß diesem so neu, so

1783. lebhaft, so wahr, so im Ganzen zur Täuschung geordnet, so verhältnißmäßig in allen Theilen, so dessen Empfindungen angemessen, so nach den bey allen aufgeklärten Nationen angenommenen Begriffen des Schönen vervollkommet seyn, daß das reinste edelste Vergnügen sich seines Herzens bemächtige, und seine ganze Seele zur wärmsten Theilnehmung angezogen werde. Gute Wirkung auf Sitten und Denkungsart ist dann ohne der erste Zweck zu seyn, unverfehlbar.

Nach diesen Grundsätzen, die dem Wesen der Sache eigen sind, wie kann ein Mensch, der mit Kälte seinen Vater zum Tode des Hungers verdammt, der alles Gefühl der Natur verloren hat, der Gräuel auf Gräuel häufet, ohne eine einzige Seite zu haben, die anziehen könnte, ein vollkommener Bösewicht ohne Grösse, ein Freyer ohne Leidenschaft und Absicht, ein Räsonneur, der wie ein Nero mordet, und ein Atheist, den Träume wie Kinder einen Ball, von der Höhe schleudern, wie kann so ein abgeschmacktes Ungeheuer eine theatralische Person seyn?

Aber die Medea der Alten, sagt der Dichter, ist doch mit all ihren Gräueln ein grosses staunenswürdiges Weib. Freylich ist sie es — sie ist noch mehr — sie ist ein wahrer herrlicher theatralischer Charakter. Jedes Verbrechen der Medea ist vielleicht an sich selbst nicht geringer als das gröste des Franz Moor. Und dennoch ist der Unterschied zwischen beyden so groß, als der zwischen einem edeln, gefühlvollen, erhabnen Mädchen, das ein schreckliches Verhängniß und eine ohne Maaß und Grenzen gereizte Leidenschaft in das unabsehbarste Verderben stürzet, und zwischen einem gemeinen Satan, der mit einem trägen Blicke die Welt vergiftet. Die Medea des Euripides und Seneka ist groß und erstaunungswürdig; Franz Moor ist niederträchtig, klein, feig, abgeschmackt. Euripids Medea rührt zum Mitleid, interessirt alle Herzen; das Chor mischt seine Thränen mit den ihrigen, und nimmt bis zu Ende Theil an ihrem Schicksal. Franz Moor zerreißt alle Fäden der Sympathie; sein ganzer Charakter stimmt nicht eine einzige Saite des Herzens; alle Kanäle des Interesse versiegen auf dem Sande seiner Gefühllosigkeit; sein Anblick erkältet alle Gefühle und empört die Menschheit. Man erwartet mit Sehnsucht seine Verbannung von der Scene wie die Entfernung einer Pest. Um den falschen Begrif, den sich der Dichter von der Medea der Alten gemacht haben mag, und noch mehr, um

jene grossen Beyspiele des wahren Schönen, des einfachen Styls, 1783.
des unfehlbar Rührenden, der unnachahmlich hohen, dem Scheine nach, kunstlosen Einfalt und der sicheren Bemächtigung unsrer Herzen wieder vor die Augen zu bringen, gebe ich hier das Bild der Medea aus Euripiden selbst.

Medea war die Tochter des Königs Aetas, von äußerst grossen Fähigkeiten, welches Gelegenheit zur Fabel von ihren Zauberkünsten gab. Ihre Liebe zu Jason war grenzenlos. Sie machte ihn zum Sieger über den schrecklichen Drachen und die Stiere mit dem flammenden Rachen, die das goldne Vlies bewachten. Sie richtete hiedurch ihren eignen Vater zu Grunde, dessen Schicksal davon abhieng; und verließ ihr Vaterland. Den Jason von dem grausamen Pelias zu retten, blendete sie dessen eigene Töchter, daß sie ihren Vater tödteten. Tausend Gefahren entriß sie ihren Jason, tausend Gefahren überließ sie sich selbst wegen ihm. Und in Korinth verläßt er sie, um sich einer neuen Liebe zu ergeben.

Gleich zu Anfange der Scene klagt dies ihre Vertraute den Göttern. „O! daß das Schiff der Argonauten nie in Colchos angelangt wäre! daß Pelions Fichten nie zu dessen Baue gefällt, das goldne Vlies nicht wäre erobert worden! — Medea würde nicht strafbar, nicht unglücklich seyn — — Jetzt ist sie in Verzweiflung; sie ruft die Götter zu Zeugen ihres Hymens und der geschändeten Treue! sie welkt im Schmerze und wird davon aufgezehrt. Sie gleicht einem Steine; nur dann scheint sie zu leben, wenn sie weinet über ihren Vater, ihr Vaterland, ihr Haus, das sie wegen einem Fremdlinge verrieth, der sie nun wieder hintergeht und verachtet. Zu spät lernet sie zu ihrem Unglücke, wie süß es ist, in seinem mütterlichen Lande wohnen.“

Wo ist ein so kaltes Herz, das nicht schon hiedurch zur Theilnehmung an dem Schicksale dieser unglücklichen, verrathenen und verlassenen Königin gereizet wird? Als die kleinen Prinzen in das Zimmer der Königinn treten, hört man sie selbst; sie nennt sich mit entsetzlichem Schreyen das unglückseligste unter allen Weibern ꝛc.

Die Frauen von Korinth, äußerst gerührt, verlangen sie zu

1783. sehen. Sie williget ein. „Die Fürsten, sagt sie, sündigen oft, indem sie sich zu viel oder zu wenig zeigen. Aber mein Schmerz fodert Einsamkeit. — Verlassen von meinem Gemahl, das Spiel eines fremden Hofes, habe ich keine andre Zuflucht als zum Grabe.“ ꝛc.

Die Schaubühne verträgt das gröste Verbrechen: aber es muß verhältnißmäßige Masse von Leidenschaft, und verhältnißmäßiger Reiz derselben da seyn. Gleich in der ersten Scene sagt die Vertraute: „Sie hasset so gar ihre Kinder und kann ihren Anblick nicht mehr ertragen. Ich kenne Medea; ein so stolzes Herz wie das ihrige kann keine Schmach erdulden, ohne zur äußersten Rache zu schreiten.“ — Wie fein und glücklich ist diese Vorbereitung zu der hohen Stufe ihres unmenschlichen Verbrechens! Nur grosse Seelen dörfen hier ein grosses Laster begehn. Der Stoff des Schicksals und der glühende Sporn der Leidenschaft theilen die Schuld. Eine Thräne des Zuschauers fällt dem Verhängniß der Menschheit, die andre dem Unglücklichen, der nun einmal über den Grenzen der Rettung in die Tiefen fortstürzet; die Bewunderung der Grösse erhebt die Seele, der Abscheu des Lasters veredelt sie; das moralische Resultat ist, wie das natürliche beym Anblicke eines grossen Brandes, Furcht vor dem ersten Funken der Leidenschaft. Dies ist die Wirkung, die jeder Charakter hervorbringt, der jenem der Medea gleicht. Zwo Stellen werden diesen so sehr interessanten Charakter ins vollkommenste Licht setzen. Eine ist die Rede an ihre Kinder, die man aus Gnade nicht mit der Mutter verbannen will; die andre ist ein Monolog der lezten Augenblicke, ehe sie ihre Kinder tödtet. „Liebe Kinder, ihr habt also einen sichern Aufenthalt in diesem Palaste. Ihr werdet darin wohnen ohne Mutter. Denn ach! eure Mutter wird in fremde Länder irren. Ich werde das süße Vergnügen nicht geniessen, das ich von eurem höhern Alter erwartete. Man wird mich nicht sehen euch Gattinnen aussuchen und die Fackel eures Hymens anzünden. Traurige Folgen meines Zorns wider Kreon! Vergebens trug ich euch also in meinem Schooße; vergebens kostete es mich so viele Sorgen, eure Kindheit zu erziehen.

Ich hofte, daß ihr einst meine Stüze seyn, und daß so theure Hände mir die lezte Pflicht erweisen würden. Hoffnung, so süß den Sterblichen, was bist du für mich! Getrennt von meinen Kindern werde ich ein schmachtendes Leben fortschleppen. Ihr, eurer seits, gezwungen unter einer fremden Familie zu leben, werdet nicht mehr eine zarte Mutter sehen. Ach! warum richtet ihr eure Blicke auf mich, beweinenswürdige Kinder! Diese lezten Liebkosungen, dieses Lächeln wie zerreißet es mir das Herz! — Dieser Anblick erweicht und entwaffnet mich. Nein, ich kann meinen grausamen Entschluß nicht erfüllen! sie begleiten mich. Wie, um einen Undankbaren zu strafen, soll ich mich selbst elend machen? Nein. Aber soll ich hören, daß die Treulosen ungestraft der Medea spotten? Ha! meine Wuth kömt zurück. Wir wagen alles. Feige Zärtlichkeit! konntest du mir ein unwürdiges Mitleid erpressen? Gehet hinein, meine Kinder, ich folge euch. Wenn Götter Zeugen und Feinde eines solchen Opfers sind, was geht das mich an: ich werde nicht glauben, daß meine Hände damit befleckt sind. — Was wage ich? ach, mein Herz! laß mich eine so schreckliche That nicht begehen! laßt uns unser eigenes Blut schonen! sie werden wenigstens leben, und mich auf meiner Flucht trösten. Nein, nein, bey allen Göttern der Hölle, ich werde es nicht dulden, daß meine grausamsten Feinde ihre Kindheit mißhandeln. Meinen Kindern ist in dieser Lage der Tod unvermeidlich. Wohl an, da dies ihr Schicksal ist: so sollen sie den Tod von derjenigen empfangen, die ihnen das Leben gab. Es ist beschlossen, ihr Urtheil ist gefällt. ꝛc." Sie ruft ihre Kinder noch einmal und gebiet ihnen wieder hinein zu gehen. „Ich unterliege dem Gewichte meines Unglücks. Ich fühle die ganze Abscheulichkeit des Lasters, das ich begehe. Aber die Wuth hat die Vernunft verbannt. ꝛc." 1783.

Nun ihr lezter Kampf.

1783. „Es ist mir also unmöglich, meine Kinder Kreons Rache zu entreißen. Sie müssen sterben. Es kömmt der Mutter zu, ihr Herz zu durchbohren. Wunden von ihr sind nicht so schmerzlich, als von einer andern Hand. Wohlan, mein Herz, waffne dich mit Grausamkeit. Was zitterst du? Verschieb nicht länger ein schreckliches aber nothwendiges Verbrechen. Unglückselige Hand, nimm den Dolch; nimm ihn; endige jammervolle Tage. Hör auf zu beben, und vergiß, daß du dich in meinem Blute badest. O meine Söhne! theures und grausames Andenken! Muß ich denn Mutter seyn! Aber nein, ich will es wenigstens an diesem Tage vergessen! Schmerz und Thränen werden ihre Zeit haben; denn sie sind mir nicht weniger theuer: ich werde nicht weniger unglücklich seyn."

Man halte nun eine Rede des Franz Moor dagegen, z. B. die, da er darauf sinnt, wie er seinen Vater tödten will.

„Und wie ich nun werde zu Werke gehen müssen, diese süsse friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu stören? Welche Gattung von Empfindnissen ich werde wählen müssen, welche wohl den Flor des Lebens am grimmigsten anfeinden? Zorn? Dieser heißhungrige Wolf frißt sich zu schnell satt — Sorge? Dieser Wurm nagt mir zu langsam — Gram? Diese Natter schleicht mir zu träge — Furcht? Die Hofnung läßt sie nicht umgreifen. — Was? sind dies all die Henker des Menschen? — Ist das Arsenal des Todes so bald erschöpft? (nachsinnend) wie? Nun? Was? Nein? Ha! (Auffahrend) Schreck! was kann der Schreck nicht rc. wenn er auch diesem Sturm widerstünde. — O so komme du mir zu Hülfe Jammer, und du Reue, höllische Eumenide, grabende Schlange, die ihren Fraß wiederkaut und ihren eigenen Koth wiederfrißt rc."

Die Medea des Seneka ist weit unter jener des Euripides; aber immer ist sie doch rührend, groß, der Schaubühne würdig, im auffallenden Abstich mit dem Franz Moor. Seneka gab sogar einige neue Züge, die das Interesse sehr erhöhen. Er läßt

zum Beyspiele den Kreon die heiligen Rechte der Gastfreyheit 1783.
verletzen, und Medea ganz allein zum Opfer des Hofes werden. Er läßt den Jason untreu werden, um seine Kinder vom Tode zu retten, den ihnen Akaste drohete. Dies erhebt die Wahl von Medeas Rache sehr, und giebt den Stof zu den vorzüglichen Schönheiten der Scene zwischen Jason und Medea, die nachher Korneil so glücklich entlehnte. Der lateinische Dichter läßt seine Medea freylich zu Zeiten über die Grenzen des Natürlichen ausschweifen; es sind Züge des fallenden Geschmacks seiner Zeit. Aber welche Grösse herrscht durchaus in ihrem ganzen Charakter! wie erhaben ist selbst die Anrufung der Götter um Rache gleich zu Anfange.

„O ihr Götter des geheiligten Ehebettes! Und du Lucina, Beschützerin der Gebärerinnen! Und all ihr Götter, bei denen Jason schwur! Und die Medea mit höherem Rechte anfleht, du ewige Nacht! du Hölle! und ihr Schatten der Hölle! Herrscher des traurigen Reiches, und du, Proserpina, nicht mit solchem Meineide geraubt! Herauf, herauf, Furien, Rächerinnen des Lasters. ꝛc. Er lebe, irre durch unbekannte Städte dürftig, verbannt, von Furcht gejagt, gehaßt, unsichrer Stätte! Mich wünsch er zum Weibe! Er flehe an fremder Schwelle, jetzt gewöhnlicher Gast! Und dies ist das schrecklichste, was ich wünschen kann. — Kinder, gleich dem Vater, gleich der Mutter! Ha! bereitet, bereitet ist die Rache: ich habe geboren. ꝛc.“ [2])

Die Scene zwischen ihr und ihrer Wärterin oder Pflegerin im 2ten Aufz. ist voll grosser rührender Züge, noch mehr jene zwischen ihr und Jason im 3ten Aufzuge.

W. Wenn alles verloren ist, dann ist auch die Hofnung verloren.

M. Wer nichts zu hoffen hat, verzweifle an nichts.

W. Die Kolcher verließest du; dein Gemahl ist meineidig; was ist dir noch übrig von so grosser Macht?

M. Medea.

W. Zittre vor dem König.

1783. M. Ein König war auch mein Vater.
W. Du bist des Todes.
M. Den verlang ich.
W. Flieh!
M. Wär ich nie geflohen! Medea soll fliehen?
W. Du bist Mutter.
M. Von Jasons Kindern.[3]
Medea zu Jason:

„Laßt uns fliehen, Jason, laßt uns fliehen. Fliehen ist uns ja nichts so fremdes. Nur die Ursache zu fliehen ist neu. Sonst floh ich wegen dir. Jetzt geh ich, wandre aus deinem Hause von dir verjagt. Wohin sendest du mich? Soll ich in das Land, wo ich meinen Vater verrieth? Wo das Blut meines Bruders fliest? Welches Meer, welche Erde zeigest du mir für meine Flucht? Alle Wege, die ich dir öffnete, schloß ich mir etc. Bey der Hoffnung deiner Kinder, bey diesen Händen, die ich wegen deiner nie schonte, bey den überstandnen Gefahren, bey dem Himmel und den Meeren, den Zeugen unsrer Verbindung erbarme dich! — Glücklicher! vergilt der bittenden Medea! von so unermeßnen Schätzen bracht ich nichts aus meiner Vatererbe, als die zerstückten Glieder meines Bruders; auch die verschwendete ich dir. Dir opferte ich Vaterland, dir den Vater, Bruder, Ehre, alles. Mit dieser Morgengabe war ich deine Gattin. Gib der Verlassenen das ihrige." ꝛc.[4]

Jason. Medea wirft mir neue Liebe vor?

Med. Und Mord und Verrätherey.

Jas. Wie? welches Lasters kannst du mich beschuldigen?

Med. Aller die ich that.

Jas. Was kann ich thun? rede.

Med. Für mich? Auch ein Verbrechen.

Jas. Der König droht von allen Seiten.

Med. Es ist noch was grössers zu fürchten: Medea. ꝛc.[5]

Jas. Ich kann ehender des Tages, des Lebens entbehren, als meiner Kinder. 1783.

Med. Ha! so liebt er sie? Wohlan ich habe gesiegt! Der Platz der Wunde ist gezeichnet.[6])

Meine Leser mögen den ganzen lezten Auftritt nachlesen. Wenigstens seyn hier noch einige Stellen, die zeigen, daß auch Seneka's Medea vor ihrem Verbrechen zurückbebt.

Medea. Nun kommen mir alle meine Laster zu statten. Zu jeder That bringst du keine ungeübte Hand, Medea! — Welche Rache nimmst du nun? Ich weis nicht, was ins geheim das empörte Gemüth beschloß, und sich selbst zu gestehen kaum noch waget. Ich Thörin eilte zu sehr. Ach hätte er Kinder von diesem Kebsweibe! was dein ist von ihm, ist Kreusa's Brut. — O ihr einst meine Kinder, ihr müßt für die Lasterwerke eures Vaters büsen! — Schrecken ergreift mein Herz; kaltes Starren senkt die Glieder; hier ist kein Zorn mehr, ganz die Mutter, nichts von der Gattin. Soll ich meiner Kinder Blut vergiessen? Unsinnige Wuth! was ist ihr Verbrechen? Jason der Vater, noch mehr, Medea die Mutter. Sie sterben! sie sind nicht mein. Sterben? doch sind sie die meinigen, lasterfrey und schuldlos — komt, einziger tröstender Rest meines zerrütteten Hauses! komt, schlingt euch in meine Arme, schmiegt euch an mein Herz; mögt ihr dem Vater leben, ihr lebet ja auch der Mutter.[7])

Dies ist die Medea des Seneka. Welche Aehnlichkeit hat sie nun mit Franz Moor? Welche Rechtfertigung liegt für diesen in ihr? Beyder Laster sind etwa von einer Größe, nicht ihr Charakter. Der Dichter, der sich auf Euripiden und Seneka stüzet, hatte bey weitem ihren Gesichtspunkt nicht. Medea ist Verbrecherin und Mensch; Franz Moor ist immer Bösewicht, nie Mensch.

Dem Franz Moor vergiest das Mitleid keine Thräne, auch seinem Schicksal nicht. Verachtung statt Bewunderung und vollkommnen Abscheu seiner Person wirkte er und dies ist der Schaubühne unwürdig.

Was soll ich nun erst von der gräßlichen Räuberrotte sagen,

1782. die sich hier aufs Theater lagerte, dem Gräuel und Unflate der Menschheit? Ist es möglich, daß dieß bey einer gesitteten Nation geduldet wird? Zwar sind nicht alle diese abscheulichen Reden, diese satanischen Gespräche verworfener entmenschter Geschöpfe, die das Werk selbst enthält, auf unsre Bühne gebracht worden: aber immer genug, um jedem Wohlgezogenen einen Ekel vor einer Scene zu wecken, die sich solcher Vorstellungen nicht scheuet. Die keuschen Musen wandten in diesen Augenblicken ihr Angesicht von unsrer Schaubühne weg. Es ist zu sehr über alle Maaßen verabscheuungswürdig; als daß ich die Beyspiele anführen mag. Wer lieber Mistsümpfe als die edlen Grazien sieht, lieber das natürliche Schweinegrunzen als Apolls Leyer hört, der mag die Scene, wo einer der Kerle vom Galgen kömmt, und andre dergleichen selbst nachlesen und seinen Geschmack erquicken.

Silvis deducti caveant, me Judice, fauni,
Ne velut innati triviis, ac pene forenses,
Aut nimium teneris juvenentur versibus unquam,
Aut immunda coepent ignominiosaque dicta.
Offenduntur enim, quibus est equus, & pater & res:
Nec, si quid fricti ciceris probat & nucis emtor,
Aequis accipiunt animis donantque corona.

Hats der Dichter der Räuber nicht bey der lezten Sylbe getroffen?

Von Karl Moor, sagt der Verfasser: „ein Geist, den das äußerste Laster nur reizt um der Grösse willen, die ihm anhänget, und der Kraft willen, die es erheischet, um der Gefahren willen, die es begleiten. Ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestellet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekömt, nothwendig ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjunkturen entscheiden für das zweyte, und erst am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluß, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mußten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen, und zu diesen enthusiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit

gegen die unidealische Welt gesellen, **so war der seltsame Donquixote** fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern." 1783.

Fürwahr ein seltsamer Donquixote, nur kein theatralischer, bey dessen Anblicke ein Weiser lächeln und ein Narr klug werden könnte. Der Donquixote unseres Dichters schwazt zu viel abgeschmacktes Zeug, erinnert zu sehr an unsre heutigen Kraftgenien, als daß wir wahre Größe an ihm wahrnehmen; ist zugleich zu ernsthaft, thut zu wichtige Dinge, als daß er komisch genug wäre, Lachen zu erwecken. Was Amalia und andre von ihm sagen, giebt uns freylich ein grosses Bild von ihm. Aber er selbst tritt gleich anfangs auf als das vollkommenste Muster der jetzigen Genieritter. Seine Grundsätze und Kraftsprache sind aus ihrem Munde entlehnt.

Der lohe Lichtfunke Prometheus ist ausgebrannt, dafür nimmt man jezt die Flamme von Berlappenmeel — Theaterfeuer, das keine Pfeife Toback anzündet. (Nun folgt eine Sentenz, die mir die Grazien und der Wohlstand abzuschreiben verbieten.) — —

Da verrammeln sie sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen, haben das Herz nicht ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — belecken den **Schuhputzer**, daß er sie vertrete bey Ihro Gnaden. ꝛc.

Nein, ich mag nicht dran denken. Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust, und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen grossen Mann gebildet. Aber die Freyheit brütete Kolossen und Extremitäten aus. Sie verpallisadiren sich ins Bauchfell eines Tyrannen. ꝛc. Ach daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte, stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republick werden, gegen die Rom und Sparta **Nonnenklöster** seyn sollen. ꝛc.

Das ist wirklich schnurrig, und wenn es so fortginge; wenn der Pursche lauter solches Zeug spräche, und diesen angemessene

1783. Sprünge machte; so könnte er uns so gut als der spanische Donquixote von Anfange bis zu Ende belustigen. Aber er wird der Hauptmann von einer Räuberbande, würget und mordbrennet, daß einem das Blut erstarrt. Ist das Grösse? verdient dieser schwülstige Raisonneur, dieser ungeschliffene Renomist, dieser tolle Grosplauderer Männerbewunderung? da er keine Vergebung von seinem Vater erhielt, erbitterte er sich wider das Menschengeschlecht, und ward aus Verzweiflung ein Strassenräuber. Was ist grosses hierin? Aber er hatte Anlage, ein Brutus oder Katilina zu werden; Konjunkturen rc. entschieden für das Letzte. Katilina war ein Bösewicht, aber kein Donquixote. Es galt um Rom, um die Welt. Hier war der grosse Zweck den grossen Lastern, wie die grossen Kräfte dem hohen Zwecke angemessen. Erst als der ungeheure Geist des Katilina keinen möglichen Ausweg mehr hatte, war das Resultat: incendium meum ruina restinguam. Karl Moor, der mehr einen schiefen als ungeheuren Geist, und noch bey weitem kein ganz verderbtes Herz hatte, fängt bey der Aussicht in ein elendes Leben und auf die schändlichste aller Todesarten da an, wo der an ungeheure Laster gewöhnte Katilina mit der brennenden Seele nach der Herrschaft über die Welt endigte. Zusammenfluß aller Laster in einem Herzen; Verschwörungen und Nachstellungen der Feinde; der Reiz, die Reichthümer der Provinzen, und Königskronen zu seinen Füßen zu sehen; unbegrenzter Haß wider die Mitbuhler um die Welt und dergleichen trieben den Katilina zu Empörungen und Erschütterungen der Republick; Karl Moor kann die Schulden nicht zahlen, erhält des Vaters Verzeihung nicht, fühlt sich zum grossen Manne geboren, wird also ein Mordbrenner, würget in den Wäldern, verbrennt Städte, die mit übertriebener Andacht zu Gott bethen, will die Strafruthe des Weltrichters seyn — ich schäme mich, daß ich in die Lage versetzt bin, einen Geniebrauser, einen verunglückten Universitätsschwärmer mit Katilina zu vergleichen.

Der Räuber Moor ist ein Bramarbas, dem der Dichter Ansehen zu verschaffen sich bemüht; ein schwankender Kopf, der nicht weis, was er thun soll, der bey jedem Schritte, den er thut, Reue hat, bey jeder Mordthat moralisirt; ein Prediger im Gräuel der Schandthaten, ein gutherziger Mordbrenner; ein betender Atheist, ein sogenannter höherer Mensch, ein Engelteufel, ein Unding. Alles spricht von ihm eben so gros als er. Das

Grössefte aber, was er thut, ist am Ende, um dem langen Stücke ein Ende zu machen, und in der Scene mit dem Kommissär, wo man die Großmuth des Raubgesindels noch mehr als ihn bewundert; besonders da es ihm in einem Augenblicke treu bleibt, wo es Freyheit und Gnade erhalten soll, und er denselben unters Gesicht sagt: „Ihr seyd nicht Moor. Ihr seyd heillose Diebe! Elende Werkzeuge meiner grössern Plane, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henkers!" 2c. Sie müssen wirklich das gewesen seyn, wenn sie's so anhören konnten, zugleich aber auch erhabne Menschen, um lieber sich selbst als einen andern zu opfern. 1783.

Amalia ist ein interessantes Mädchen, der einzige vortrefliche Charakter des Stückes. So gar wird Karl Moor interessant durch sie, und die schönsten Auftritte des Schauspiels sind zwischen ihr und einem von den zween Brüdern. Schade daß dieser Charakter selbst nicht vollkommen ausgearbeitet, und daß der Dichter bey der Umarbeitung denselben und unsre Theilnehmung noch mehr geschwächt hat. So viel neue Schönheiten und metaphysische Feinheit die Scene zwischen ihr und Karl im Garten auch enthält, so thut es uns doch sehr wehe, daß sie ihrem Karl im Grunde untreu wird. Und warum mußte auch ihr Wesen oft überspannt seyn? Einigemal flucht sie so gut als sie betet, gibt Maulschellen, und sie küßt Franzen, weil er sich einen Augenblick verstellt, um die Uebermaaß ihrer Liebe, gegen Karlen zu zeigen.

Nein dies that Amalia nicht. Dagegen that sie aber auch zu ihrem Ziele nichts, oder vielmehr man weiß gar nicht, ob sie einen Zweck hat. Und welch herrlichen Plan könnte sie nach ihrem Charakter haben, wie mächtig in den Plan des Ganzen wirken! Ihr Charakter verliert durch nichts mehr als durch das Lied im Garten, das nicht aus ihrem Munde kommen sollte, so poetisch schön es auch ist. Es blieb ganz füglich bey der Aufführung weg.

Sein Umarmen — wütendes Entzücken!
Seine Küsse — — paradisisch fühlen! — —
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen zu der himmelvollen
Harmonie,

1783. Stürzten, flogen, raßten Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden.

Die Rolle des Vaters ist unbedeutend an sich, dient doch einigemal zu grossen Situationen und herrlichen Zügen. Sie macht aber die Rolle des Franz Moor noch unerträglicher und unnatürlicher. Franz nimmt alle Furien der Hölle zu Hülfe, um ein schwaches Kind zu überwältigen.

Die Rolle Hermanns ist ganz schicklich in das ganze verwebt und gewann bey der neuen Bearbeitung. Die neue Scene, da er Franzens Betrug und Zorn Troz bietet, ist sehr theatralisch.

Das Stück hat keine einfache Haupthandlung zum Grunde. Wir sind es an unsern Modestücken schon gewöhnt, dies nicht zu suchen. Das einem jeden guten Kunstwerke so unentbehrliche simplex duntaxat & unum ist von jedem unfehlbar verbannt. Die meisten heutigen Stücke sehen so buntscheckigt aus, daß ich glauben möchte, die Dichter peinigen sich, allen guten Geschmack zu verderben, wenn ich nicht wüste, wie unendlich viel dazu gehöre, Geschmack zu erlangen. Auch verfliegen in den Paar Stunden unseres Zuschauens wieder Jahre; und böhmische Wälder, Gärten, Schlösser rc. hüpfen vor unsern Augen wie in einem Guckkasten hin und her. Es wäre nöthig, daß immer einer dabey stünde und riefe: jezt werdet ihr sehen. rc.

Dies thut der Verfasser alles, um, wie er sagt, keine Kompendienmenschen zu zeichnen. Einheiten und Ausmalung eines Charakters hält er schlechterdings unmöglich. Sind denn Euripides Medea und Iphigenie, des Sophokles Oedip, und Elektra rc. Kompendienmenschen? Oder hat der Dichter seine Menschen ganz gezeigt, wie sie waren? Dies ist ja offenbar unmöglich, sonst müßten wir sie in allen ihren Launen, in jedem Alter, bey allen Veränderungen der Umstände und des Schicksales, in jeder Stimmung ihres Herzens, in jeder Lage ihres Geistes, so gar bey jedem Steigen und Fallen der Kraft ihres Körpers sehen. Nein, dies ist die Sache der Schaubühne nicht; sonst hätten wir oft Jahre lang an den Handlungen eines einzigen zu sehen. Die Schaubühne fodert Leidenschaften. Starke Leidenschaften wirken

geschwind. Der Dichter zeige, wie die Leidenschaften eines Menschen, dessen Charakter zum voraus festgesetzt wird, wirkten, und zwar in Situationen, die unter Millionen möglichen die vorzüglichsten sind, den Menschen auszuzeichnen und seiner Leidenschaft Schwung und rührende Grösse zu geben. Dies ist das erhabene Geschäft des dramatischen Dichters; dies thaten die Griechen in einem so hohen Grade, und brauchten hiezu keine Jahre, keine laternas magicas, keinen Trödelmark von Dekorationen, keine Nebenrollen zu Dutzenden, keine Ueberschwemmung des Hauptgegenstandes mit Episoden, keine Banditentruppen, Soldatenregimenter, Schlachten u. dergl. Weil unsre Schauspielschreiber den Theaterzweck durch hohe Einfalt nicht erreichen, nicht, gleich jenen grossen Köpfen, die unfehlbar höchstwirkende Situation unter so viel tausenden herausfinden können: so überladen sie ihr Stück mit der Menge, plündern alle Tragödien, um ein Schauspiel tragisch zu machen, morden Menschen wie Frösche, pappen wie Kinder, Dekorationen zusammen, trommeln, schiesen, schlagen Märsche, und wenn sie vom ersten Range Genien sind, so verpfeffern sie ihr Stück mit philosophischem Geplauder, zersplittern recht metaphysisch jede Empfindung, bringen die ertappte Natur aus den Bierstuben, Ställen und Zigeunerhütten daher, und, damit die Stärke ihres Geistes nicht mißkannt werde, so lassen sie den Helden und den Stuhlträger ihres Guckkastenspiels mit einem pot pourri von Metaphern auftreten. 1783.

Die Räuber sind so sehr als irgend ein Stück mit Metaphern und Bildern überladen. Es kömt so viel schwülstiges Zeug, einige mal wahrer Unsinn vor, daß man in den ernsthaftesten Scenen sich kaum des Lachens enthalten kann. Oft fällt man auch auf unverständliche, undeutsche und ganz widersinnige Stellen, ohne an die Plattheiten, an die Hefe des Pöbelhaften, und an das äußerst Abscheuliche, alles gute Gefühl Empörende, die Sitten und die Menschheit schändende zu gedenken, das aus dem Munde der Banditen, dieses räuberischen Lumpengesindels kömt, und das ich nicht mehr nachlesen mag. Nur einige Stellen aus andern Rollen führe ich zum Beweise an, wie oft Sprache, Geschmack und Menschenverstand beleidigt ist.

„Wenn die ganze Hölle bankerot würde.“

Welcher Unsinn!

1783. „Frevel, die zum Himmel **hinaufstinken** und das jüngste Gericht **waffnen.**

Wohl gepaart! der Hanswurst im Puppenspiel brachte einst eine Rechnung, die so anfängt: zuerst eine Pastete und ein Nachtstuhl 16 fl.

„Blut saufst du wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolch keine Luftblase.“

Blut saufen, ist im uneigentlichen, Wasser saufen im uneigentlichen Sinne. Und dann, auf einem Dolche Menschen und Luftblasen wägen!

Ein Anblick soll eine **Grille** gleich einer feuerhaarigen Furie aus dem Kopfe **geißeln**!!

„Die Gnade selbst würde an den Bettelstab gebracht, **und die unendliche Erbarmung** bankerot werden, wenn sie für meine Schulden alle gut sagen sollte.“

Welch rasender Unsinn!

„Meine **arme** Lippen sollen nimmermehr einen Vater ermorden.“

Was soll ich bey armen Lippen denken? Man sagt: ein Wort tödtet, aber arme Lippen morden?

„Er geht bey lebendigem Leibe um“ — ist ganz undeutsch.

„So ist er Herr eurer Güter, König seiner Triebe.“

Dies sagt man von einem, der seine Triebe beherrscht, nicht von dem, der sich denselben überläßt.

„Laß dich von Ambrosiadüften **begraben,** die aus seinem Rachen dampfen!“

„Wenn mit dem Körper der **Geist** zum **Krüppel** verdirbt.“

„Müssen denn meine **Entwürfe** sich unter das eiserne Joch des Mechanismus **beugen?**“

Ein Mensch, der hohe Entwürfe macht, beugt sich unter ein eisernes Joch: aber Entwürfe, eisernes Joch, Mechanismus und beugen gehört nicht zusammen.

„Ich möchte es machen wie der gescheide Arzt (nur umgekehrt) der nicht der Natur durch einen Querstrich den Weg verrannt, sondern sie in ihrem eigenen Gange den Weg befördert.“

Wie künstlich, gezwungen und undeutlich!

„Wer sollte auch hier nicht seine Flügel versuchen?“ 1783.

Nach dem Monde zu fliegen? Nein es ist die Rede von Giftmischerey und dergl. „Flügel die Pulsschläge zu berechnen!“

„Dieser Blick hätte euch über die Sterne getragen.“

Ist wahrer Schwulst.

„Daß der Tod deine verfluchte Zunge **versiegle!**“

Den Mund versiegeln, sagt man, aber die Zunge versiegeln ist falsch.

„Das Kreuz des Erlösers ist die Freystatt der betrognen Liebe.“

Das Kreuz eine Freystatt!

„Blut wird deine ganze Seele füllen.“

Was ist dies?

„Wer ist der Glückliche, um den sich das Auge eines Engels **versilbert?**“

Wie kostbar!

„Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?“

Dies sagt Moor mit Schauer geschüttelt, wir hörens vom äußersten Frost angewandelt.

„Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Nein, ich will dulden; die Qual erlahme an meinem Stolz.“

Das heiß' ich bramarbasirt.

Die ganze Scene nach dem Hamletischen: seyn oder nicht seyn? ist voll Phöbus.

„Meynt ihr, dem Arm des Vergelters im öden Reiche des Nichts zu entlaufen?“

Wahrer Nonsens. Im Reiche des **Nichts** findet weder

1783. ein Entlaufen noch ein rächender Arm Statt. Und was ist das öde Reich des Nichts?

Als Amalia im letzten Aufzuge Karlen sich um den Hals wirft, ruft dieser:

„Reißt sie von meinem Halse! tödtet sie! tödtet ihn! Mich! Euch! Alles!" —

Dies würde große Wirkung machen; wenns die Räuber thäten; aber sie müssens eben so für Unsinn halten als die Zuschauer. So oft ich diese Stelle hörte oder las, konnte ich mich des Erinnerns an ein Stückchen aus dem Marionettenspiele nicht enthalten. Alle Personen wurden vom Könige zum Tode verdammt. Da die Geliebte des Königs unter den Verurtheilten war, so kniete der König sich auch, um gleichfalls zu sterben; endlich kniete sich der Hanswurst mit dem Beile auch, und so blieben sie alle beym Leben.

„Und wenn der Erzengel Michael mit dem Moloch ins Handgemenge kommen sollte"!!

„Hubst du nicht deine Hand zum eisernen Eid?"

„Die mißhandelte Ordnung heilen!" ꝛc.

Qui variare cupit rem prodigialiter unam, Delphinum Silvis appungit, fluctibus aprum.

Dies Denksprüchlein ist sehr oft bey unserm Dichter eingetroffen; aber nirgends auffallender, als da der kalte Franz Moor eben so wie der feurige Karl in Bildern ohne Ende und Maaß spricht. Hieher gehört auch die Untereinanderwerfung der Gebräuche und Jahrhunderte, z. B. wenn der Verfasser Kutschen mit 4 Pferden daher rasseln läßt, den Edelleuten Schokolade auftischt ꝛc. Doch könnte man auch ohne dergleichen ein ächter Nachahmer Schakespears sein?

Wenn die Frage ist, wie ein Stück, worin so viel Unedles, Ungereimtes, Scheußliches ꝛc. zusammenfließt, doch manchen Anhänger, warme Vertheidiger, und einen grossen Zulauf haben konnte: so muß die Unpartheylichkeit und die schärfste Kritik antworten, daß es immer ein außerordentliches Talent, viel Menschenkenntniß, das glühendste Gefühl verräth, interessante Scenen, grosse Züge, erhabne Schönheiten habe. Es sind Perlen im Gassenstaube. Auch ein grosser Theil des Beyfalls vieler, den dies Schauspiel erhielt, gehört dem hohen Spiel Ifflands und Böcks, den Dekorationen, und überhaupt der prächtigen Auf-

führung, und dann der Liebe zum Flittergold der gehäuften 1783.
Metapher, der Neuheit der Ueberspannungen im Ausdrucke, dem Mangel an Bildung, dem falschen Geschmacke, und der Geistesschwäche ein Ganzes zu übersehen. Die schwelgerische Einbildungskraft eines Malers schuf einst ein Bild, vor dem eine halbe Nation staunte. Es hatte einen Leib von kolossalischer Grösse, mehrere Köpfe, wie sie Raphael zeichnet, neben diesen Furiengesichter und Höllenfratzen von Brigels Pinsel; der untere Theil dieser Figur war halb Pferd, halb Schwein; Bourguignon und Sneyders malten diese Thiere nicht kühner; es war mit Blumen von Segers Kolorit ausgeschmückt; und hatte Adlersflügel von Hundergotter — lauter Theile von wahrer Schönheit, Meisterstücke der ersten Klasse — aber das Ganze war ein Ungeheuer. Indessen läßt auch der Kenner, der Mann von feinerm Gefühle so ein Ding nicht ungesehen und zollt dem Urheber auch unterm Lächeln Bewunderung. Betrachte ich die Schönheiten der Räuber: so ehre ich wirklich das Talent des Verfassers, bedaure ihn aber selbst, daß er nicht für die Unsterblichkeit gearbeitet hat.

Ich erfülle meine Pflicht, das Gute des Verfassers anzuzeigen, sehr gerne; weil ich hiebey wahres Vergnügen fühle, da ich die Fehler nur rüge, die zu belehren, die es bedürfen.

Gleich in der ersten Scene, deren Länge man zwar kaum aushält, sind einige schöne Züge; und wenn schon Franz Moor in der Folge unerträglich wird: so bringt doch seine Intrike wirklich Interesse.

Franz Moor. „Nun sagt mir einmal — wenn ihr diesen Sohn nicht den euren nennen müßtet, ihr wärt ein glücklicher Mann?“

Der alte Moor. „Stille, o stille! da ihn die Wehmutter mir brachte, hub ich ihn gen Himmel und rief: Bin ich nicht ein glücklicher Mann?“

Dies ist wirklich schön ohne Bilderglanz, einfach, natürlich, wahr, aus den Tiefen der Empfindung.

Die dritte Scene zwischen Franz und Amalia ist noch interessanter, der Dialog wie in obiger und in verschiedenen folgenden lebhaft. Aber auch diese, wie die meisten Scenen des Stückes, ist zu lang; die grossen unnatürlichen Monologen sind fast durchaus unerträglich; blieben doch größtentheils bey der Umarbeitung weg.

1783. Franz. „Du siehst weg, Amalia? Verdien ich weniger als der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! ha des liebevollen Vaters, der seinen Sohn Wölfen und Ungeheuern Preis gibt! Daheim labt er sich 2c., während sein grosser herrlicher Sohn darbt. — Schämt euch, ihr Unmenschen! Schämt euch, ihr Schande der Menschheit! — **seinen einzigen Sohn!**

Franz. Ich dächte, er hätt' ihrer zween.

Amalia. Ja, er verdient solche Söhne zu haben, wie du bist. Auf seinem Todbette wird er umsonst die welken Hände ausstrecken nach seinem Karl, und schaudernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand seines Franzens faßt. — O es ist süß, köstlich süß, von deinem Vater verflucht zu werden.

Franz. Du schwärmst, meine Liebe, du bist zu bedauern.

Amalia. O ich bitte dich — bedauerst du deinen Bruder? Nein, Unmensch, du hassest ihn! du hassest mich doch auch? 2c.

Franz. Allerliebste Träumerin! wie sehr bewundere ich dein sanftes liebevolles Herz! (ihr auf die Brust klopfend.) hier, hier herrschte Karl wie ein Gott in seinem Tempel! Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung schien dir nur in dem Einzigen zu zerfliesen, dem Einzigen widerzustralen, dem Einzigen dir entgegen zu tönen.“ 2c.

Herrschte durch das ganze Schauspiel dieser edle natürliche Ton, wie groß wäre das Verdienst des Verfassers!

Der Anfang der 3ten Scene des zweyten Aufzugs ist rührend.

Amalia trift den alten Moor träumend von Karln an.

Der alte Moor. (halb wach.) Er war nicht da? Drückt ich nicht seine Hände? Garstiger Franz! wilst du ihn auch meinen Träumen entreißen? 2c.

Amalia. Wie ist euch? Ihr schlieft einen erquickenden Schlummer.

Der a. Moor. Mir träumte von meinem Sohne.

Warum hab ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt ich Verzeihung erhalten aus seinem Munde. 1783.

Amalia. **Engel grollen nicht — er verzeiht euch.** (faßt seine Hand mit Wehmuth.) **Vater meines Karls! ich verzeih euch.**

Der a. Moor. Nein meine Tochter! Die Todtenfarbe Deiner Wangen zeuget wider Dein Herz. Ich brachte Dich um die Freuden Deiner Jugend — o fluche mir nicht. 2c.

Am. Die Liebe hat nur einen Fluch gelernt. Diesen, mein Vater. (sie küßt seine Hand mit Zärtlichkeit).

Dergleichen Stellen nähern sich wirklich der erhabnen griechischen Einfalt, und sind unendlich schätzbarer als die bilderstrotzende Sprache, die die Leidenschaft nicht kennt.

Das Lied in dieser Scene, das bey der Vorstellung wegblieb, vermuthlich, weil die Schauspielerin nicht singt, ist sehr schön. Ich setze es hieher.

Andromachens und Hektors Abschied.

Andromache.

Willst dich, Hektor, ewig mir entreissen,
Wo des Aeaciden mordend Eisen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

Hektor.

Theures Weib, geh, hol die Todeslanze,
Laß mich fort zum wilden Kriegestanze,
Meine Schultern tragen Ilium;
Ueber Astyanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands Erretter,
Und wir sehn uns wieder in Elisium.

Andromache.

Nimmer lausch ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt!
Du wirst hingehn wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

1783.

Hektor.

All mein Sehnen, all mein Denken
Soll der schwarze Lethefluß ertränken,
Aber meine Liebe nicht! — —
Horch! der Wilde raßt schon an den Mauren —
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauren,
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht!

Einer der schönsten Züge des Stückes ist das Wort der Amalia, als sie den Namen Franz auf dem von Herrmann gebrachten Schwerte liest, und Karls Hand zu erkennen glaubt.

„Heiliger Gott! es ist seine Hand. — **Er hat mich nie geliebt.** (schnell ab.)

Wer kann aber folgendes anhören?

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaß euch im Tode. —

Der a. M. Scheusal! Scheusal! schaf mir meinen Sohn wieder! (fährt aus dem Sessel, will Franzen an der Gurgel greifen, der ihn zurück schleudert.[8])

Franz. Kraftlose Knochen, ihr wagt es — sterbt! verzweifelt!"

Die erste Scene des dritten Aktes ist desselben Inhalts wie die dritte des ersten. Nur ist Franzens Ton anders, weil er jetzt Herr ist. Auch in dieser Scene schlägt ihn Amalia; welches nicht die vortheilhafteste Wiederholung ist. Doch in der neuen Ausgabe blieb die erste Maulschelle weg. Die Entdeckung Herrmanns, daß Karl und ihr Oheim leben, macht gute Wirkung; die Scene ist kurz; der Dialog vortreflich.

Die Erzählung des Romans von Kosinsky gibt zu einem sehr vortreflichen Zuge Anlaß. Das Wort: „Ich muß sie sehen! auf!" ist ein herrliches grosses Wort, das Resultat unbegrenzter Empfindungen. Aber mit diesem Worte hätte sich die Scene schliessen sollen. Das folgende ist noch schwächer als das bekannte des Seneka! Hic mare & terras vides, ferrumque & ignes &c.

Karls Empfindungen beym Eintritt in dem Schloßhof gibt der Dichter in der ersten Ausgabe schön und rührend.

Ich möchte den ganzen Auftritt zwischen Karln und Amalien hier abschreiben; aber meine Leser kennen ihn — er ist sehr

schön — nicht der schönste, aber vielleicht der vollkommenste; 1783.
weil man nicht wohl etwas darin streichen kann. Die darauf folgenden Scenen zwischen Franz und Daniel sind von guter Wirkung, schildern Franzens Seelenunruhe im hohen Grade. Der Dichter hat eine grosse Situation verfehlt: die Zusammenkunft Karls und Franzens. Freylich würde die Schwierigkeit äußerst groß gewesen seyn: aber es forderte weiter nichts als einen Meisterpinsel.

O daß die vierte Scene dieses vierten Aktes geblieben wäre, wie sie in der ersten Ausgabe war!

Hier ists, was mich vorzüglich rührt.

Amalia. „Wie beneid' ich ihre Amalia!"

Moor. O sie ist ein unglückliches Mädchen, ihre Liebe ist für einen der verloren ist, und wird ewig niemals belohnt.

Amalia. Sagt man nicht, es gebe eine bessere Welt, wo die Traurigen sich freuen und die Liebenden sich wieder erkennen?

Moor. Ja eine Welt, wo die Schleyer wegfallen, und die Liebe sich schrecklich wieder findet — Ewigkeit heißt ihr Name — meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich und sie lieben.

Moor. Unglücklich weil sie mich liebt! Wie? wenn ich ein Todtschläger wäre? Wie mein Fräulein, wenn ihr Geliebter ihnen für jeden Kuß einen Mord aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen!

Amalia. (froh aufhüpfend.) Ha! wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger ist Nachstral der Gottheit, und die Gottheit ist Huld und Erbarmen! Nicht eine Fliege konnte er leiden sehen — seine Seele ist so fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht.

Moor. (kehrt sich schnell ab, in ein Gebüsche, blickt starr in die Gegend.)

Die Entdeckung des alten Moors in der Höhle von seinem Sohne Karl in den lezten Scenen des vierten Aufzuges ist von grosser Wirkung. Es ist ein schauerlicher Auftritt. Die Rührung

1783. entsteht noch mehr aus der Sache selbst, als aus der dichterischen Behandlung. Denn neben den wahren natürlichen Schönheiten kömmt wieder viel übertriebnes vor; sogar eine der schönsten und rührendsten Stellen wird mit einem Zuge beschlossen, der freylich dem Scheine nach erhabner als das vorhergehende, im Grunde aber nichts als Schwulst ist.

Moor. „Steh auf Schweizer! und rühre diese heiligen Locken an! (er führt ihn zu seinem Vater und gibt ihm eine Locke in die Hand.) Du weist noch wie du einsmals jenem böhmischen Reuter den Kopf spaltetest, da er eben den Säbel über mich zückte, und ich athemlos und erschöpft von der Arbeit in die Knie gesunken war? Dazumal verhieß ich dir eine Belohnung, die königlich wäre, ich konnte diese Schuld bisher niemals bezahlen — Jetzt will ich bezahlen. **Schweizer, so ist noch kein Sterblicher geehrt worden wie du! — Räche meinen Vater.**"

Hörten wir dies lezte aus dem Munde eines grossen ruhmvollen Menschen, der eines Volkes Retter wäre, und einem edlen erhabnen Freunde die Rache seines Vaters vor den Augen einer weinenden oder bebenden Nation empfiele — dann wäre es eine der ersten Schönheiten, die je ein glücklicher Dichter der Eingebung seiner Muse dankte. Auf den Lippen Moors ist es falsch. Wir glaubens nicht, können uns auch nicht täuschen es zu glauben. So sehr können alle Erhabnen, Unsterblichen nicht vor uns verschwinden, daß es uns wahr sey, wenn ein Räuberhauptmann zu einem Räuber sagt:

„So ist noch kein Sterblicher geehrt worden wie du!"

In den Augen Moors selbst ist es nicht einmal wahr; es sey denn, man nehme an, daß er durchaus ein Bramarbas oder Donquixote bleibe.

Man möchte wegen der einzigen ersten Scene des fünften Aufzugs dem Verfasser den Gedanken verzeihen, ein so scheußliches Ungeheuer, als Franz ist, auf die Schaubühne zu bringen. In der schwärzesten Mitternacht von den Gespenstern seiner Laster aufgepeitscht, von allen Schrecknissen einer nahen verzweiflungsvollen Ewigkeit umgeben, von allen Qualen eines rächenden Gewissens ergriffen und hin und her geschleudert, erscheint Franz Moor, sucht Zuflucht in der Helle angezündeter Lichter, in dem

strafenden Anblick eines ehrlichen Bedienten, in Trugschlüssen, die 1783.
sein gepreßtes Herz nicht erleichtern können. Schauer durchlief die Adern der Zuschauer bey diesem Auftritte. Die Stärke der dichterischen Darstellung, und das Spiel Islands wirkten gleich mächtig. Diese einzige Scene rechtfertigt den Dichter wider jeden Vorwurf, den man seinem moralischen Gefühl der Räuber wegen machte. Es ist in diesem Stücke des Sittenlehrens und Predigens nur zu viel. Seine Fehler sind wider die Natur der Schaubühne; seine Absichten sind die besten. Auch diese Scene ist bey all ihren Schönheiten zu lange und hat wieder vieles überspannt. Der Traum von Franz Moor ist fürchterlich, schreckbar wirkend; aber wird ihn Franz Moor in seiner Lage so umständlich erzählen? Man mußte diese Erzählung hier nicht als Erzählung nehmen, sondern als ein wirkliches, gegenwärtiges Gesicht der Phantasie: sonst hat es keine Wahrscheinlichkeit. Denn ist Franz noch bey sich, so erzählt er solchen Traum nicht; hat ihn Verstand und Geistesgegenwart verlassen: so ist ihm das Gedächtniß so treu nicht, kann das Vergangne so wohlgeordnet, weitläufig und richtig nicht wiedergeben. Der Pastor Moser blieb bei der Vorstellung weg. Dies ist besser als die Veränderung des Mönchen im Walde in einen Kommissär, der eine jämmerliche Figur spielt. Mit dem Pastor Moser verlieren wir aber einige Züge von der höchsten theatralischen Schönheit. Hier ist das Ende der Unterredung zwischen ihm und Franzen.

Franz. Sag mir, was ist die gröste Sünde, und die ihn am grimmigsten aufbringt?

Moser. Ich kenne nur zwo. Aber sie werden nicht von **Menschen** begangen; auch ahnden sie **Menschen** nicht.

Franz. Diese Zwo! —

Moser. (sehr bedeutend.) **Vatermord** heißt die eine, **Brudermord** die andre. — Was macht euch auf einmal so bleich?

Franz. Was Alter! Stehst du mit dem Himmel! oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir das gesagt?

Moser. Wehe dem, der sie beide auf dem Herzen hat! Ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre!

1783. Aber seyd ruhig, ihr habt weder Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was? kennst du keine drüber? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laut deines Mundes — keine einzige drüber?

Moser. Keine einzige drüber.

Franz. (fällt in einen Stuhl.) Zernichtung! Zernichtung!

Moser. Freut euch, freut euch doch! preist euch doch glücklich! — Bey allen euern Gräueln seyd ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. —

Des Räubers Moor Erklärung vor seinem Vater, daß er sein Sohn Karl sey, Franzens Gericht, Amaliens letzter Auftritt, und des Räuberhauptmanns Entschluß, einen Bedürftigen mit Hingebung seines Lebens vom Elend zu retten, sind rührend und erreichen eine hohe Stufe theatralischer Wirkung. Und hiemit will ich die Beurtheilung dieses Stückes schliessen. Jeder, der gebildetes Gefühl hat, wird in diesem Schauspiel noch weit mehr Schönheiten, besonders in den zween lezten Aufzügen, und weit mehr Fehler finden, als ich hier anzeigte. Den Werth desselben zu bestimmen, denk ich, ist genug gesagt. Nur will ich am Ende das herrliche Lied Moors aus der ersten Scene des 4ten Aufz., das bey der Vorstellung wegblieb, noch ganz hersetzen. Nie sah ich an einem Kunstwerke zwischen so viel und so ungeheuren Mängeln so vorzügliche und grosse Schönheiten; nie hab ich das Vergnügen, Schönheiten zu bewundern, so unvollkommen genossen.

Das

Decipimur specie recti: brevis esse laboro,
Obscurus fio: sectantem laevia, nervi
Deficiunt animique: professus grandia, turget

war das Schicksal des Verfassers, ist das Schicksal aller, die bey allen glänzenden Geistesgaben Erfahrung, und lange Uebung nicht darüber hingesetzt haben. Ich bitte den Dichter der Räuber zu bedenken, daß edler Ausdruck, natürliche Einfalt, Reinigkeit, Rundung und Wohlklang der Sprache, schöner Vers, einfache Handlung, zweckmäßige Charaktere, Wahrheit ohne Prunk, erschöpfende Kürze, Wohlstand, sittliche Bescheidenheit, Eigentum ohne sichtbare

Nachahmung, glückliche Anwendung des schon vorhandnen, Feilung 1783.
und Glättung jeder Zeile, Gesetze aus der Natur der Sache, Grazie, mit einem Worte, daß Schönheit — Vollkommenheit keine Kleinigkeiten sind.

Von den Räubern kenne ich zwo Beurtheilungen die in der allg. deutschen Bibliothek*) und eine französische. Jene ist ein schöner Machtspruch, wie die meisten Urtheile dieses Werks, ohne Beweise, ohne Belehrung, ohne Erklärung.

Die Zweyte siehe, Pot Pourri volume II. N. 12. p. 368. Der Urtheiler hat das Stück weder gesehen, noch gelesen; was er davon anführt, soll aus einem Schreiben voll Gedanken seyn. Aber auch der Briefschreiber muß entweder in jenem Falle, oder der deutschen Sprache nicht kundig seyn. Er sagt:

On y voit sans emotion sur la moindre altercation le fils empoisonner le pere, le frere assassiner son frere.

Hievon sah und las ich wirklich nichts.

„La Noblesse n'y a point paru."

Hieraus sieht man, daß auch des Briefschreibers Nachrichtgeber die Sache nicht weis.

Dem, der schweigt, kann man Unwissenheit verzeihen; aber Urtheile von Dingen in der Welt bekannt zu machen, die man gar nicht kennt! was soll ich erst von folgendem ungereimten Schluß sagen?

„Il est surprenant qu'une ville si long tems renommée pour la beauté de ses spectacles, aïe laissé sitôt corrompre son gout."

Ist denn der Adel, der, wie der Verfasser glaubte, bey der Vorstellung nicht erschien, und dadurch den schlechten Werth des Schauspiels nach seinem Sinne zu erkennen geben wollte, nicht ein wichtiger Theil der Stadt, der die Schauspiele besucht? Und ist dies Beweis, daß der Geschmack von Manheim verdorben ist, wenn der lezte Pöbel, der die Henkersgerüste umgibt, einem Schauspiele seinen Beyfall gibt?

„Comment peut on prendre pour succès le suffrage du peuple? il entoure aussi les echaffauts" sagt der Rezensent selbst. Und so gar der Pöbel soll nach dem Verfasser nur aus

*) Siehe pag. 26. Die französische Kritik konnten wir nicht beschaffen.
Der Herausgeber.



1782. flüchtigem Vorwitze zugelaufen seyn, und dem Schauspiel bald Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ce n'est qu'une curiosité passagere, encore quelques Representations de cinq heures et le Parterre fera lui même justice &c.

Welche Schlußfolgen!

Der Beyfall des Pöbels ist unbedeutend, sagt der Rezensent, der Adel war nicht bey der Vorstellung; Nur ein vorübergehender Vorwitz verursachte den Zulauf.

Und dennoch ist der Geschmack von Manheim verdorben!

Mich deuchts, wenn ein schlechtes Stück gegeben würde, könnte man zur Ehre Manheims nicht mehr sagen: als Leute von Stande (dies versteht doch Rezensent unter dem Adel: denn sonst ists vollkommner Unsinn was er sagt) gingen nicht hinein, und der Pöbel selbst wirds nur einige mal sehen mögen.

Aus den Schlüssen dieses Rezensenten folgte ganz offenbar, daß der Geschmack von Paris in den blühendsten Zeiten seiner Bühne verdorben gewesen wäre.

Le theatre francais, sagt er, a aussi une mauvaise comedie dont Cartouche est le heros et le sujet, mais on ne la represente pas.

Nein jetzt nicht, aber im Jahr 1721 den 21sten Oktober wurde sie vorgestellt. Die Ungeduld des Parterres, dieses erbärmliche Lustspiel zu sehen, war so groß, daß die Schauspieler das erste Stück: Esop am Hofe nicht endigen konnten. Man mußte es unterbrechen, und dem Geschreye des Parterres nachgeben, das immer Kartusch rief.

Nein so etwas erlebten wir in Manheim nicht. Der Pöbel hat hier eine zu schwache Stimme. Pöbel und Parterre sind hier nicht einerley. Die Einrichtung ist so gemacht, daß Adel, Gelehrte und Bürger im Parterre so wohl als in den Logen sich vertheilen. Auch gibt der Stand den Grad der Einsicht nicht.

Das schöne Stück Les voleurs oder Cartouche wurde dreyzehnmal auf der Pariser Schaubühne vorgestellt, ohne die Vorstellungen zu zählen, die von einem noch weit schlechtern unter demselben Titel auf dem Italienischen Theater in Paris gemacht wurden. [9])

Das allerabgeschmackteste ist der Vergleich der Räuber und des französischen Kartusches — sie haben so viel Aehnlichkeit als

ein Gassenlied und Crebillons Katilina. Aber so armseliges französisches Gewäsche, wie dieser Rezensent über die Räuber machte, wird noch vieles in Deutschland gelesen und stimmt leider! oft den Ton in grossen Gesellschaften. Eben da ich mein Mpt. in den Druck geben will, erhalte ich noch eine Beurtheilung der Räuber, im Wirtembergischen Repertorium*), worin viel Schönes und Wahres gesagt wird. Karl Moor wird aus einem andern Gesichtspunkt als hier betrachtet; Amalia gefällt dem Rezensenten weniger. Mich deuchts, es sey mehr Rezension eines Romans als eines Theaterstückes. Auch verfährt der Verfasser mit dem Dichter einige mal sehr ungerecht. Z. B.: „Von Amalia, sagt er, läßt ihr Geliebter bis zur lezten Zeile des dritten Aktes kein halbes Wörtchen fallen.“ Gleich im ersten, als Moor das erste mal erscheint, sagt er zu Spiegelberg: „Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen.“ Als Moor das dritte mal auf der Schaubühne erscheint, kömt schon das grosse Wort: „ich muß sie sehen“. Dies ist von unendlich grösserer Wirkung, als wenn er vorher vieles von ihr gesagt hätte. Hier erhält das Stück, wie der Rezensent selbst bemerkt, neuen Schwung. 1783.

Tiefe Stille.

Moor. (nimmt die Laute und spielt.)

Brutus:

Sey willkommen friedliches Gefilde,
Nimm den Lezten aller Römer auf,
Von Philippi, wo die Mordschlacht brüllte,
Schleicht mein gramgebeugter Lauf. [10])
Kaßius wo bist du? — Rom verloren!
Hingewürgt mein brüderliches Heer,
Meine Zuflucht in des Todes Thoren!
Keine Welt für Brutus mehr.

Cesar.

Wer mit Schritten eines Niebesiegten
Wandert dort vom Felsenhang? — —
Ha! wenn meine Augen mir nicht lügten?
Das ist eines Römers Gang! — —

---

*) Siehe pag. 9.

1783. Tybersohn! von wannen deine Reise?
Dauert noch die Siebenhügelstadt?
Oft geweinet hab ich um die Waise,
Daß sie nicht mehr einen Cesar hat.

Brutus.

Ha! du mit der drey und zwanzigfachen Wunde!
Wer rief Todter dich ans Licht?
Schaudre rückwärts zu des Orkus Schlunde,
Stolzer Weiner! — triumphire nicht!
Auf Philippis eisernem Altare
Raucht der Freyheit leztes Opferblut;
Rom verröchelt über Brutus Bahre,
Brutus geht zu Minos — kreuch in deine Flut!

Cesar.

O ein Todesstoß von Brutus Schwerte!
Auch du — Brutus — du?
Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde
Wär gefallen dir als Erbe zu;
Geh — du bist der gröste Römer worden,
Da in Vaters Brust dein Eisen drang,
Geh — und heul es bis zu jenen Pforten:
Brutus ist der gröste Römer worden
Da in Vaters Brust sein Eisen drang;
Geh — du weists nun, was an Lethe's Strande
Mich noch bannte —
Schwarzer Schiffer stoß vom Lande!

Brutus.

Vater halt! — im ganzen Sonnenreiche
Hab ich einen nur gekannt,
Der dem grossen Cesar gleiche;
Diesen Einen hast du Sohn genannt.
Nur ein Cesar mochte Rom verderben,
Nur nicht Cesar mochte Brutus stehn,
Wo ein Brutus lebt, muß Cesar sterben,
Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn.

---

[1]) Bey Anziehung der Stellen aus den Räubern bediene ich mich zu Zeiten der ersten Ausgabe, einen Charakter und dergl. in helleres Licht zu setzen.

[2]) Dii conjugales! tuque genialis tori 1783.
Lucina custos et quoscunque juravit mihi
Deos Jason; quosque Medeae magis
Fas est precari; noctis aeternae chaos
Aversa superis regna, Manesque impios,
Dominumque regni tristis et dominam fide
Meliore raptam voce non fausta precor!
Adeste, adeste sceleris ultrices Deae etc.
Vivat, per urbes erret ignotas egens,
Exul, pavens, invisus, incerti laris.
Me conjugem optet; limen alienum expetat
Jam notus hospes; quoque non aliud queam
Pejus precari, liberos similes patri,
Similesque matri, parta ultio est: peperi etc.

[3]) Nutrix. Spes nulla monstrat rebus afflictis viam.
Medea. Qui nil potest sperare, desperet nihil.
Nut. Abiere Colchi, conjugis nulla est fides,
Nihilque superest opibus e tantis tibi.
Med. Medea superest.
Nut. Rex est timendus.
Med. Rex meus fuerat pater.
Nut. Moriere.
Med. Cupio.
Nut. Profuge.
Med. Poenituit fugae. Medea fugiam.
Nut. Mater es.
Med. Cui sim, vides.

[4]) Medea. Ex opibus illis nil exul tuli,
Nisi Fratris artus; hos quoque impendi tibi.
Tibi patria cessit, tibi pater, frater, pudor.
Hac dote nupsi. Redde fugienti sua.

[5]) Jason. Medea amores objicit?
Medea. Et caedem et dolos.
Jas. Objicere crimen quod potes tandem mihi?
Med. Quodcunque feci.
Jas. Quid facere possim, eloquere.
Med. Pro me? vel scelus.
Jas. Hinc rex et illinc.
Med. Est et his major metus, Medea etc.

[6]) Jas. Spiritu citius queam carere, membris, luce.
Med. Sic gnatos amat? Bene est tenetur, vulneri patuit locus.

[7]) Medea. Ad omne facinus non rudem dexteram afferes.
Quo te igitur, ira, mittis? —
Nescio quid ferox
Decrevit animus intus, et nondum sibi
Audet fateri. Stulta properavi nimis.
Ex pellice utinam liberos hostis meus

1783. Aliquos haberet! quidquid ex illo tuum est,
Creusa peperit. — Liberi quondam mei,
Vos pro paternis sceleribus poenas date!
Cor pepulit horror. Membra torpescunt gelu,
Pectusque tremuit. Ira discessit loco,
Materque toto conjuge expulsa redit.
Egon' ut meorum liberum ac prolis meae
Fundam cruorem — quod scelus miseri luent?
Scelus est Jason genitor et majus scelus
Medea mater. Occidant: non sunt mei.
Pereant? mei sunt. Crimine et culpa carent —
Huc cara proles, unicum afflictae domus
Solamen, huc vos verte, et infusos mihi
Conjungite artus. Habeat incolumes pater,
Dum et mater habeat. etc.

[8]) Der ihm entspringt, nach der zweyten Auflage: und das letzte von Franz blieb weißlich weg.

[9]) Siehe Dictionaire portatif des Theatres etc. à Paris. 1754. Cartouche.

[10]) Ein gramgebeugter Lauf, der schleicht.

Pfälzisches Museum, Mannheim vom Jahre 1783—1784, 1. Band, pag. 225—290.*)

*) Verfasser dieser Kritik ist: P. Klein (Mitglied der Gesellschaft Jesu), Mannheim. Der Herausgeber.



1784.

Berlin. Nächstens wird Hrn. Schillers Verschwörung des Fiesko zu Genua, nach der Umarbeitung des Hrn. Plümicke, auf dem Döbbelinschen Theater aufgeführt werden. Hr. Plümicke läßt auch das Stück, so wie er es umgeändert hat, in Hrn. Himburgs Verlage drucken. Dem Vernehmen nach wird es in einigen Wochen fertig werden, und ein Titelkupfer, von Hrn. Hoffmann gezeichnet und radirt, erhalten. Dieser Hoffmann hat schon zu einigen Titelkupfern, z. B. vor dem Johann von Schwaben, nach Hrn. Plümickes Umarbeitung u. s. w. die Zeichnungen gemacht, und man kann also schon einigermaßen vorher wissen, was man sich zu versprechen hat. 1784.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1784, 24. März.

Die Verschwörung des Fiesko. Ein republikanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Schiller. Für die Bühne bearbeitet von C. M. Plümicke. Mit einem Titelkupfer von Glaßbach nach Hoffmann. 8. Berlin 1784. 12 Bogen. Bey Himburg verlegt.

Daß Schiller, der Verfasser der Räuber und des Fiesko, einer der wenigen theatralischen Genien ist, die wir Teutschen aufzuweisen haben, diese evidente Wahrheit können nur Personen, die von seichten, französischen Vorurtheilen angesteckt sind, und der

1784. schwarzgalligte Handwerksneid ableugnen. Doch sind selbst die Freunde der Schillerschen Muse genöthigt einzugestehen, daß es in den Produkten dieses vortreflichen jungen Mannes an wilden, üppigen Auswüchsen nicht fehlet, und daß ein strenger kritischer Freund ihm nöthig wäre, der mit sorgfältiger Feile diese Mängel hinwegtilgte. Einen solchen hat Hr. Sch. in dem Bearbeiter des Fiesko gefunden. Hr. Plümicke, sehr vortheilhaft bekannt durch verschiedene Ueberarbeitungen theatralischer Stücke zum Behuf unserer Bühne, hat mit weiser Mäßigung und mit aller Achtsamkeit vor dem Schillerschen Genius, Veränderungen getroffen, Zusätze, Abkürzungen gemacht, wie seine praktischen Einsichten vom Theater und wie sein geläuterter Geschmack sie ihm an die Hand gaben. Der Raum dieser Blätter verstattet nicht, hiervon Beläge zu liefern, auch würde man, wenn es gleich nicht an Raum gebräche, es doch deshalb nicht thun, weil man dem Vergnügen der Leser in Vergleichung beyder Stücke nicht vorgreifen mag. Nur so viel noch! Schiller hat nicht Ursach sich der Katastrophen, die weit befriedigendere und interessantere Wendung bekommen, und der Plümickeschen Einschaltung zu schämen, und die Vorstellung dieses Stückes muß jetzt von ungleich grösserer Wirkung seyn. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

Königlich privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung,*) Berlin, 1784, 11. März.

Vom hiesigen Theater.

Endlich erschien am 8ten März die mit so vieler Sehnsucht erwartete erste Vorstellung der Verschwörung des Fiesko zu Genua, republ. Trauerspiel in 5 A. von Hrn. Schiller, für die Bühne bearbeitet von Hrn. Plümicke. Kenner und Nichtkenner fanden hier einmal wieder volle Nahrung für den Geist. Jeder kam darin überein, daß das Stück nicht nur ganz vorzüglich gespielt, sondern auch ohne Ersparung der nöthigen zur Verschönerung des Theaters und zu neuen Kleidern erforderlichen Kosten gegeben wurde.

*) Voßische Zeitung.

Wir enthalten uns hier aller Zergliederung der unzählbaren Schönheiten dieses Stücks, das durch die Bearbeitung des Hrn. P. zur Vorstellung brauchbar geworden ist. Auch dürfte wol keiner unsrer Leser dieses vortrefliche, so oft gepriesene Originalprodukt, blos von weitem oder nur dem Namen nach kennen. Von den wenigen, mit dem Plan zu sehr verwebten Mängeln des Stücks sagen wir nichts, weil wir dafür durch eine Menge unendlich grösserer Schönheiten hinreichend entschädiget werden. Nur glauben wir, hier beiläufig einige den Charakter des Fiesko, und seine von Hrn. P. gewählte, veränderte Todesart, betreffende Bemerkungen unsern Lesern schuldig zu seyn, da es leicht möglich ist, daß einer und anderer von denen, die dieses so viel umfassende Stück nur obenhin gesehen, oder flüchtig durchlasen, auf Zweifel stößt, die ihm die Wahrheit des Hauptcharakters verdächtig machen. Vielleicht wurden diese zugleich durch eine Verwechselung desjenigen, was man auf dem Theater sah, mit einigen, freilich noch zu schwankenden Charakterzügen der Schillerschen Originalausgabe, wodurch mehrere (unseres Wissens) zu Mißverständnissen verleitet wurden, noch mehr begünstigt. Bei näherer Beleuchtung eines Charakters dieser Art muß man billig zugleich auf die dem Dichter nöthigen Modifikationen desselben merken. Auch wird die von der Geschichte ganz abweichende Art des Todes (über deren Wahl aus Gründen sich der Herr Bearbeiter in seiner Vorrede, und noch kürzlich bei Gelegenheit einer Unterredung gegen uns äusserte) alsdann gerechtfertigt. Ein Konquerant, wie Fiesko — zwischen dem unbezähmten Trieb nach Ehre und der zärtlichsten Liebe gegen seine Gattin getheilt, der diese ihn beherrschenden Leidenschaften zu Ende des zweyten Akts, nicht weniger in der ersten Rede des 14ten Auftr. im vierten Akt, und gegen den Schluß des Stücks (S. 177.) ausdrücklich als Motiven seines Verfahrens angiebt, bleibt ganz in dem Gange der Natur, ob er gleich durch die Grosmuth seines Feindes (Auftr. 9. Akt 4.) — wenigstens vorübergehend, erschüttert wird, und die unglückliche, unvorsichtige That der Ermordung seiner Gattin (Auftr. 12, Akt 5.) durch die Ausbrüche der höchsten Verzweiflung büsst. Auch durfte er auf der Bühne durch keinen Fehltritt bei Besteigung einer Galeere (welches freilich der wahren Geschichte angemessen wäre), oder durch fremde Dolche den Tod finden. Da, wo der von ihm gekränkte, verrathene Andreas sein durch Leonorens Tod erst 1784.

1784. frisch verwundetes Herz auf der empfindlichsten Seite bestürmt; — wo blosse Hofnung des Throns dem nicht genügen darf, den Andreas selbst seines Gleichen nennt, und wo der plangerechte Eroberer zu gros sein muss, durch einen einzigen unrühmlichen Rückschritt die Ehre seiner vorherigen Handlung verdächtig zu machen, oder sich zu einem freiwilligen lebenslänglichem Exilium zu verstehn, — da ist es ganz in den Grenzen der Natur, ihn Leonoren folgen und als Fürst endigen zu sehn. Einen Mittelweg giebt es hier nicht, man sage auch, was man wolle, — es wäre denn, daß Leonore am Leben bliebe, für welche neue Wendung der Katastrophe dem Bearbeiter zwar manche Danksagung von Seiten des schönen Geschlechts zu Theil geworden seyn dürfte; aber diese Neuerung hätte wahrscheinlich auch Fiesko's Erhaltung am Ende nothwendig gemacht, wobei sein Charakter augenscheinlich an Wahrheit verlieren würde.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 10. April.

Aus Mannheim.

Nachdem Hr. Schiller die Verschwörung des Fiesko zu Genua für die hiesige Bühne neu bearbeitet hatte, so ward dieses grosse Trauerspiel am 18. Januar d. J. zum erstenmal gegeben. Der Verfasser hatte bei dieser Gelegenheit eine Erinnerung an das Publikum neben den Anschlagzettel drucken lassen, die allerdings in Ihrer Zeitung aufbehalten zu werden verdient. Hier ist sie:

„Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden, und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. — Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt — dennoch setze ich einen zu grossen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publikums; als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände."

„Fiesko ist der grosse Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Karaktere, gleich Strömen nach dem Weltmeer, hinsenken — Fiesko, von dem ich vor-

läufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau 1784.
im Herzen trug — Fiesko, ein grosser, furchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müßiggangs, in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebährenden Geist auf dem Chaos einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenplane und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife, vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt, und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der grossen Maschine dem gewünschten Ziel unfehlbar entgegen laufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger als der Fürst seines Volks zu seyn."

„Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit — ja gegen meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. — Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige grosse Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts als den Namen und die Maske hergeben — das übrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben, doch was bekümmert mich das, wenn er nur grösser ist als der wahre — wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jezt meiner eigenen Ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun seyn, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen. — Vielleicht aber auch, daß ich für den

1784. ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinander löst, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich geniessen muß — und reizender ist es nun doch mit einem grossen Manne in die Wette zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen."

„Ueber die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft seyn. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zu Grossen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeistelei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am grossen Stempel der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos seyn, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuths belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreise unsers alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesko's Verschwörung."

„Heilig und feierlich war immer der stille, der grosse Augenblick in dem Schauspielhaus, wo die Herzen so vieler Hunderte, wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe, nach der Fantasie eines Dichters beben — wo herausgerissen aus allen Masken und Winkeln der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe, und nach meinem Gefallen, einen Ball gleich dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens."

„Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebte, und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind."

Die Besetzung der Rollen im Fiesko war folgende: Fiesko, Hr. Boeck. Andreas Doria, Hr. Kirchhöfer. Gianettino

Doria, Hr. Engel. Verrina, Hr. Iffland. Bourgognino, Hr. 1784.
Beck. Kalkagno, Hr. Renschüb. Sakko, Hr. Gern. Graf Lomellino, Hr. Toskani. Mulei Hassan, Hr. Beil. Romano, Hr. Frank. Ein Deutscher der Herzoglichen Leibwache, Hr. Brand. Fiesko's Gemahlin, Mad. Beck. Julia, Wittwe Imperiali, Mad. Renschüb. Bertha, Mlle. Baumann. Laura, Mlle. Jaquemain. Rosa und Arabella, Mad. Nicola und Mad. Wallenstein. Bekannt ist das unermüdete Bestreben unserer Herren Boeck, Iffland, Beil, Beck und anderer, grosse wichtige Vorstellungen groß aufzuführen. Aber durch die ganze beinahe vierstündige Länge des Stücks mit einer Kraft, mit einer Stärke den begierigen Zuschauer in einer Aufmerksamkeit zu erhalten, wie besonders Hr. Boeck und Hr. Iffland geleistet haben, dieses wurde bei dieser Vorstellung noch mehr bewundert. Die Musik zur Eröffnung und den Zwischenakten dieses Stücks hat Hr. Ferdinand Fränzl, der Sohn, verfertigt. Die übrige Aufführung glich an Pracht, Geschmack, Reichthum an Personen allem, was sich von der schönen Einrichtung unsers Schauspielwesens erwarten ließ.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 22. Mai.

Manheim.

Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Friedr. Schiller. In der Schwanischen Buchhandlung, 1784. 8. 167 Seiten. (10 gl.) Dieses ist das dritte Trauerspiel, womit Hr. Schiller, der sich jezt als Theaterdichter bey der Manheimer Schauspielergesellschaft aufhält, die deutsche Bühne bereichert. Aus seinen zwey ersten Stücken, die Räuber und die Verschwörung des Fiesko zu Genua, kennt man bereits seine Manier, kennt ihn als Maler schrecklicher Scenen, und Schöpfer Shakespearscher Gedanken, und so findet man ihn auch hier. Zwar möchte vielleicht die Prädilection einiger Leser für seine vorigen Stücke (es geht mit den Schriften öfters, wie mit der Liebe gegen Freunde und Mädchen, wo die erste ebenfalls die stärkste zu seyn pflegt,) dieses jenen etwas nachsetzen. Aber es hat würklich herrliche Scenen, und die Charaktere sind vor-

1784. trefflich durchgeführt. Sollte der Präsident und der Hofmarschall, jener zu abscheulich, und letzterer für ein Trauerspiel zu komisch scheinen, so erwäge man, daß die Charaktere auf der Schaubühne etwas übertrieben seyn müssen, und daß man, wie Leßing einmal sagte, auch im Trauerspiel lachen dürfe. Glücklicher Weise werden durch unsre neuen Original-Trauerspiele die sogenannten hohen Tragödien, worin die Helden auf Stelzen gehen, und in Sentenzen sprechen, bald ganz von unseren Bühnen verdrängt werden. Von einem der berühmtesten davon, (Voltärs Mahomed), sagte Lessing, es gleiche einer umgekehrten Tapete.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1784, 29. May.

Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Friedrich Schiller. In Wahrheit wieder einmal ein Product, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht declamiren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affectirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll crassen, pöbelhaften Witzes, oder unverständlicher Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. — Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Gr.*)

Königlich privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1784, 21. Juli.

---

*) Verfasser dieser Kritik: Carl Philipp Moritz, damals Rector am Grauen Kloster zu Berlin.

Von der Großmannschen Gesellschaft.

Göttingen, den 8. August 1784.

Den 3ten August wurde zuerst Kabale und Liebe, ein Schillersches Trauerspiel gegeben; das heißt, ein Stück, worin oft herrliche Theatersituationen, die die größte Wirkung thun, und die Aufmerksamkeit des Zuschauers ganz zu fesseln vermögen; aber auch die überspanntesten Karaktere vorkommen, die mehr Grausen und Abscheu, als Rührung und Mitleid hervorbringen: worin herzlicher und körnigter Dialog mit schwülstigen übertriebnen Bildern und Ausdrücken abwechseln. Das Stück möchte, nach meinem Urtheile, ziemlich hinter den Räubern und der Verschwörung des Fiesko stehen; die Karaktere scheint Hr. Schiller alle aus dem Gemmingschen Hausvater genommen zu haben; nur daß Graf Wodmar ein edler Mann und Präsident Walter ein Bösewicht ist; aber eben daher, wie viel angenehmer ist's, edle Handlungen guter, als Abscheulichkeiten verworfner Geschöpfe anzusehen? Der sonst edle Ferdinand sollte nie, weder bis zum Giftmischer herabsinken, noch die Ehrfurcht gegen seinen Vater, — der troß seiner Niederträchtigkeit immer Vater bleibt, der ihn liebt, — so ganz verletzen. Nur Lady Millford gewinnt, in der Vergleichung mit der Gräfin Amaldi; jener Karakter ist ausgeführter als dieser, und der brittische Edelmuth, mit dem die Millford endlich die Mätressenbande abwirft, macht sie sehr interessant. Madam Stegmann spielte diese Rolle nicht schlecht, doch hätte man von einer ehemaligen Schauspielerin des Hamburger Theaters — der Schule unsrer treflichsten Schauspieler! — mehr Aufmerksamkeit auf die feinern Nüanzen, die in ihrer Rolle so reichlich liegen, erwartet. Noch eins: wie viel simpler und edler ist nicht der Dialog des Gemmingschen Stücks, als die langen, schwülstigen Deklamationen, wodurch in Kabale und Liebe die Schauspieler, da wo sie glühenden Affekt und Empfindung zeigen sollen, verlegen gemacht werden? Hr. Schmidt — ein Schauspieler, den ich auszeichnend schätze, und der mich durch sein feines, durchgedachtes Spiel, schon ehmals bei einer andern Bühne, oft entzückt hat — spielte den Ferdinand vortreflich, weniger in den Scenen der Liebe, als in den der Entschlossenheit, des männlichen Trotzes, und der wüthenden halbverbißnen Eifersucht. Man warf ihm vor, er fiele oft in den Predigerton, aber,

1784. lag nicht die Schuld am Stücke? wenn er z. B. einmal zu seinem Mädchen sagt: „Du wußtest nicht, daß du mir alles warst! „Alles! — Es ist ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit „hat Mühe, es zu vollenden, Weltsysteme vollenden ihre Bahnen „darin!" Wie sehr fällt nicht so etwas auf! Freilich, niemand verstand besser die Kunst, sich darin zu helfen, wie Mad. Albrecht als Louise, die durch ihre meisterhafte, immer bis auf einzelne Sylben richtige Deklamation, jeden in stumme Entzückung versetzte. Schon der Ton ihrer Stimme ist Ohrenschmaus, mit Scherasmin zu reden! Nie sah ich dabei eine simplere, natürlichere Aktion, als die ihrige; sie ist immer, und immer ganz bei ihrer Rolle: man vergißt bei ihr mehr als je, daß man nur vor der Bühne steht und nicht wirkliches sieht. Sie zeichnete das unschuldige Mädchen, das ihren Ferdinand nur als ihn, nicht als den Major von Walter liebte; den Kampf zwischen der Liebe zu ihm und ihrem Vater; und mit einem Worte alles, was nur zu zeichnen war, als ächte Kennerin der Natur und des Herzens. Ihr glühender liebevoller Ausdruck, ihr sanfter Blick, ihre interessante Figur, alles vereinigte sich; man muß sie selbst sehen, um hingerissen zu werden und ganz zu begreifen, was Schauspielkunst durch sie gewonnen hat! — Außer diesen spielte Hr. Stegmann den alten bidern Miller vortreflich, und brachte durch sein herzliches Spiel die größte Rührung hervor. Hr. Diezel als Hofmarschall v. Kalb gefiel auch außerordentlich, und schien sein Spiel mit ziemlicher Feinheit durchgedacht zu haben. Hr. Großmann machte die kleine Rolle des fürstlichen Kammerdieners auffallend, nur spielte er sie fast zu feierlich. Der Präsident wurde von Hrn. Ruth mittelmäßig gespielt.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 28. August.

Noch etwas über das Schiller'sche Trauerspiel: Kabale und Liebe. Da ich höre, daß man hin und wieder mit meinem Urtheil über Kabale und Liebe unzufrieden ist, so glaube ich dem Publicum die Achtung schuldig zu sein, von dem, was ich behauptet habe, den Beweis zu geben, welcher mir denn eben nicht schwer fallen wird. Der Inhalt des Stückes ist kurz dieser:

ein Präsident will seinen Sohn an die Maitresse seines Fürsten 1784.
verkuppeln, um dadurch seinen Einfluß am Hofe zu erhalten. Das ist die Kabale. Der Sohn des Präsidenten hat sich in eine Geigerstochter vergafft, das ist die Liebe. Zuletzt vergiftet er sich zugleich mit dieser Geigerstochter, das ist denn die vollständige Tragödie. Der Präsident ist ein Ungeheuer, vor dem die Menschheit zurückbebt, dem sein eigener Sohn ins Gesicht sagen muß: er müsse den Vater wie den Kuppler verfluchen — es sey ein leichtfertiges Schelmenstück von ihm, daß er ihm das Leben gegeben, wenn er ihm seine Ehre rauben wolle — es sey besser, gar nicht gebohren zu seyn, als den Missethaten eines solchen Vaters zur Aushülfe zu dienen — er entsage dem Erbe, das ihn an einen abscheulichen Vater erinnere. — Auf diese und ähnliche Reden seines Sohnes antwortet der Vater: „Höre junger Mensch, bringe mich nicht auf!" — oder: „in aller Welt, wo bringst Du das Maul her, Junge?" u. s. w. — ein gar artiger Dialog zwischen Vater und Sohn! — Freilich mußte der Sohn so reden, wenn der Vater so handelt. Aber was sollen dergleichen Ungeheuer, wie z. B. der abscheuliche Franz Moor in den Räubern, und dieser Präsident auf dem Schauplatz? Da man überhaupt gar nicht erfährt, wie diese Menschen so geworden sind. Wozu nützt es denn, die Einbildungskraft mit solchen Bildern anzufüllen, wodurch wahrlich weder der Verstand noch das Herz gebessert wird? Doch wir gehen weiter. Der Geiger ist der Mahler im Hausvater, aber in der Schiller'schen Manier dargestellt, der ihn im Zorn seiner Frau vor den Hintern stoßen, und ihn im Affect, da sie sagt: „der Herzog verlange ihn vielleicht in's Orchester", antworten läßt: „Orchester! — ja, wo Du Kupplerin den Diskant wirst heulen, und mein blauer Hinterer den Baß — Gott im Himmel!" — Es ist ekelhaft, in solchen Schiller'schen Wust zu wühlen, aber man muß sich nun einmal schon durcharbeiten. — Die Frau des Geigers ist ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, die ihrem Mann zu Gemüth führt, „wie manchen schönen Groschen ihr die Präsenter" des Liebhabers ihrer Tochter verschafft — und der Geiger ist durchaus ein pöbelhafter, ungezogener Kerl, der beym Anblick einer Summe

1784. Goldes, das ihm von dem Liebhaber seiner Tochter angeboten wird, ausruft: „ins Henkers Namen um Gottes Christi willen — Gold!“ — und als er es empfängt: „nun will ich Numero fünf Dreykönig rauchen, und wenn ich wieder auf dem drey Batzen Platz sitze, soll mich der Teufel hohlen“, und zu seiner Frau sagte er: „Du blaues Donnermaul!“ und indem er zu ihr von seiner Tochter spricht: „gieb Du Acht, wenn Du aus jedem Aug' ein Astloch stecktest, und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel eines hinsetzen, und führt sie ab, und das Mädel ist verschimpfieret auf ihr Lebenlang, bleibt sitzen, oder hats Handwerk verschmeckt, treibt's fort — Jesus Christus!“ — So geht's denn alle Augenblick, wenn unmittelbar vorher vom Hintern und Huren und dergleichen saubern Sachen die Rede ist: Gott im Himmel! Jesus Christus! Gott erbarme Dich! u. s. w. und dann spricht dieser Mensch auf einmal wieder, als ob er aus den Romanen, die seine Tochter liest, zuweilen einen ganzen Perioden aufgeschnappt hätte — so sagt er z. B. zu seiner Tochter, die ihm eine Stelle aus einem Roman vorgebetet hat: „Theures — herrliches Kind — nimm meinen alten mürben Kopf — nimm alles — alles — u. s. w.“ — Doch, ich hätte viel zu thun, wenn ich alle die Widersprüche und den Unsinn an den Schillerschen Charakteren herausheben wollte, er schwimmt schon auf der Oberfläche, ich darf ja nur abschöpfen. — Louise, die Heldin des Stücks, ist die Tochter dieses saubern Paares, von denen sie freilich eine gar feine Erziehung muß genossen haben, und die dann ihr Liebhaber durch Lectüre gebildet hat. Die Reden und das Benehmen dieser Tochter machen dann einen sonderbaren Contrast mit den Reden und Betragen ihrer Eltern. Diese Eltern müssen freylich erstaunen, wenn sie auf einmal sagt: „Der Himmel und Ferdinand reißen an meiner blutenden Seele!“ und bald nachher, „verzeih Er mir, mein Vater — ich will ja nur an Ihn denken — dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises, schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — dies Blümchen Jugend — wäre es ein

Veilchen, und er trete darauf, und es durfte bescheiden unter ihm sterben." — Ist das Sprache der Natur? ist es nicht, als ob sie das Alles aus einem Romane herbetete? und in dem Tone geht es nun so fort, und um eine solche affectierte Zierpuppe will ihr Liebhaber rasend werden. — „Er wird nicht wissen", sagt sie zu ihrem Vater, „daß Ferdinand mein ist, mir geschaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden — als ich ihn das erstemal sah, froher jagten alle Pulse, jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: er ist's! u. s. w. Wie rednerisch! Ist das Sprache des Herzens und der Natur? — Die lerne Herr Schiller erst von elenden zusammengestoppelten Phrasen und auswendig gelernter Büchersprache unterscheiden und dann schreibe er Trauerspiele! — Und gegen dies Mädchen, das sich ihr Liebhaber Ferdinand selber so zugestutzt hat, wird derselbe nun für Liebe toll: Denn toll muß er seyn, sonst könnte er nicht zu ihr sagen: Laß Hinternisse, wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Welche Raserey! seit wann fliegt man denn über die Treppen? und wenn er doch einmal fliegen wollte, so dürfte er ja nur gleich über die Berge fliegen! — Herr Schiller will freilich auch fliegen, das merkt man an allem wohl, aber es geht ihm, wie jenem großen Vogel in Lessings Fabel, welcher laut ausrief: Schaut her, ich will fliegen, ja fliegen will ich! und dann mit ausgebreiteten Flügeln immer an der Erde hinschoß, die sein Fuß berührte. — Der Ferdinand ist nun vollends ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nimmt, und doch am Ende nur, wie ein Geck handelt. — Herr Schiller denkt wohl, es sey erhaben, und stark gesprochen, und erschüttere Mark und Bein, wenn er seinen Ferdinand zu Louisen sagen läßt: „Ich will frey wie ein Mann wählen, daß diese Insectenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln! — Der Augenblick, der diese zwo Hände trennt, zerreißt den Faden zwischen mir und der Schöpfung! — Die Fußtapfe in wilden sandigten Wüsten ist mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath;" — und zum Hofmarschall: „wie er da steht dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpf, als ob ihn ein Tü- 1784.

1784. binger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte. — Schade für die Unze Gehirn, die so schlecht in diesem Schädel wuchert — einen Pavian hätte sie vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht!" — worauf dann der Hofmarschall sagt: „Gott Lob, er wird witzig!" — und nachher, da Ferdinand Louisen untreu glaubt: „ach! Du wußtest nicht, daß Du mir alles warst — alles! es ist ein armes verächtliches Wort, aber die Ewigkeit hat Mühe es zu umwandern; Weltsysteme vollenden ihre Bahnen darin." — Und da er sich vorgenommen hat, sie zu ermorden, „wenn ihr Vater nun da stehet und sein erstarrter Blick die entvölkerte Unendlichkeit fruchtlos durchwandert — ich will Dich nicht zur Rede stellen, Gott, Schöpfer! — aber warum Dein Gift in so schönen Gefäßen, — Alles so schön (an ihr) — bey Gott! als wäre die große Welt nur entstanden, den Schöpfer für dies Meisterstück in Laune zu setzen! und nur in der Seele sollte sich Gott vergriffen haben" und was Louise darauf für eine Armseligkeit sagt: „Des frevelhaften Eigensinns! ehe er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an" — und nachher Ferdinand wieder: am Tage unsers ersten Kusses u. s. w. hüpften goldene Jahrtausende, wie Bräute vor unserer Seele vorbey u. s. w. — Wenn nun Herr Schiller glaubt, daß dies starke Sprache sey, und Mark und Bein erschüttere, so irrt er sich gar gewaltig; es ist fader Unsinn, der ein mitleidiges Achselzucken über dergleichen Ausdrücke verursacht, die bei dem Verfasser einen Bruch von Vernunft befürchten lassen. — Sobald der Ferdinand anfängt vernünftiger zu reden, schmückt sich auch der Verfasser mit fremden Federn, und schreibt die ganze letzte schaudervolle Scene zwischen dem Othello und der Desdemona aus dem Shakespear aus, aber freylich auch in der Schiller'schen Manier: „sie soll daran!" drückt sich z. B. Ferdinand auf gut henkermäßig aus. Das übrige alles, mit der Lüge, womit sie nicht aus der Welt fahren soll, und daß er noch für ihre Seele Sorge trägt u. s. w. ist fast wörtlich aus dem Shakespear, der sich sein ganzes Stück hindurch so viel

Mühe giebt, es wahrscheinlich zu machen, daß Othello seine geliebte Desdemona aus Eifersucht ermordet, und diesen Stoff daher auch reich genug findet, um ein ganzes Stück davon zu schreiben. — Dergleichen ist aber bei den höheren Talenten des Hrn. Schiller nur Kleinigkeit, der alles durch ein paar Scenen zu bewirken weiß: denn erst gegen das Ende des Stücks fängt sich Ferdinands Eifersucht aus einer höchst unwahrscheinlichen Ursach an, und schließt sich gleich mit der Vergiftung, wobey er denn so einfältig ist, sich selbst mit zu vergiften, da er doch seine theure Louise mit völliger Ueberzeugung für weiter nichts als eine Metze hält. Bey der Entdeckung ihrer Unschuld hätt' er es thun sollen, aber freylich muß Hr. Schiller dergleichen Sachen besser verstehen als Shakespear! — Zu Anfang des fünften Acts erzählt Louise ihrem Vater, daß sie sich um's Leben bringen, und wie sie's machen will wem das ein Ernst ist, der pflegt eben nicht viel davon vorher zu sprechen. Was muß die Lady Milford von der Louise denken, wenn diese zu ihr sagt: „warum mahnen Sie mich aufs Neue an mein Glück? wenn selbst die Gottheit dem Blicke der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschaure u. s. w., welcher Gallimathias! und nachher: gönnen Sie mir eine Blindheit, die mich allein mit meinem Loos versöhnt — fühlt sich doch das Insect in einem Tropfen Wassers so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Wallfische spielen!" — Hr. Schiller muß wohl ganz eigene Insecten kennen, denen sich so etwas erzählen läßt. — Aber die Lady Milford selbst spricht in einem viel zu preciösen Tone für eine Maitresse und declamirt viel zu viel von Tugend, sonst wären die Scenen, worin sie hervorsticht, diejenigen, woraus gewiß etwas hätte werden können, wenn nicht alles, was Herr Schiller anrührt, unter seinen Händen zu Schaum und Blase würde. — Der Hofmarschall eines Deutschen Fürsten ist ebenfalls ein Charakter, der freilich noch zu wenig von unseren dramatischen Dichtern gebraucht, aber hier viel zu kraß gezeichnet ist, indem man nicht den Hofmarschall, sondern blos den Verfasser, der sich über ihn lustig macht, zu hören glaubt. — Die Geschichte der Milford hätte allein Stoff genug zu einem sehr interessanten Drama hergegeben, aber freilich 1784.

1784. ist es leichter, viele sonderbare, fürchterliche Geschichten zusammen zu häufen, als eine einzige mühsam auszuarbeiten. — Eine vortreffliche Moral äußert der Held des Stückes, da er zu Louisen sagt, indem er mit ihr entfliehen will: „Ich werde Geld auf meinen Vater heben! — es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlandes?" — So ungefähr denkt auch Karl Moor in den Räubern — und doch scheinen dies die Lieblingscharaktere des Verfassers zu sein, die er gewiß mit Wohlgefallen betrachten muß, sonst würde er sie ja nicht erschaffen haben. — Ob nun solch Geschöpf aber seinem Kopf und Herzen Ehre machen, das mag ihm sein eigenes Gewissen sagen! — Ferdinand sagt auch einmal zu seinem Vater, da ihm dieser seine Louise entreißen will: „Vater, Sie machen ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre Leute verstand und aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister macht!" — wie kraß! — Das Rechten mit der Gottheit, das im Moment des höchsten Schmerzes wirklich etwas fürchterlich Erhabenes und Pathetisches hat, wird unsinnig und abgeschmackt, wenn es so oft wiederholt wird, wie in diesem Stücke, wo es eine elende Zuflucht des Verfassers ist, der wenigstens durch das Gräßliche unser Gefühl betäuben will, da es ihm an der Kunst, das Herz zu rühren, gänzlich fehlt — so läßt er nun seinen Held bei jeder verliebten Grille, die er sich in den Kopf setzt, ausrufen: — — Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Blos der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet, und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. — Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen! M.*)

Königlich privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1784, 6. September.

---

*) Carl Philipp Moritz.

Aus einem Briefe an den Herausgeber. 1784.

In einer ansehnlichen Stadt in Schwaben wurde unlängst das bekannte Trauerspiel von Herrn Schiller, die Räuber, vorgestellt. Ein Junge von 12 bis 14 Jahren wurde von dem romanhaften Karakter Karl Moor's so hingerissen, daß er den andern Tag mit seinen Mitschülern eine Verschwörung machte, als Räuber zu Fuß durch die Welt zu streichen. Der Tag zur Abreise war schon bestimmt, und alles in Bereitschaft, was zur Ausrüstung der jungen Straßenhelden nöthig schien. Aber einer unter ihnen konnte es nicht über's Herz bringen, ohne Abschied von der Mama fortzugehen. Dadurch wurde die Sache verrathen, und die guten Jungen mußten auf den Schulbänken sitzen bleiben. — In Leipzig wurden vor zwei Jahren während der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels im Theater und in der Stadt ansehnliche Summen gestohlen, welches natürlich viel Gerede verursachte, und dem dortigen Magistrat bewog, nach der zweiten Vorstellung die fernere Aufführung des Stücks in der Stille zu verbieten. So wenig sonst ein Verbot in Sachen des Geschmacks zu loben ist, so scheint doch dieses sehr guten Grund zu haben, nicht als ob man hätte befürchten dürfen, die Leipziger Studenten möchten durch das Stück verführt worden seyn, sich in eine Räuberbande zusammenzurotten, sondern weil ich glaube, daß die Absicht des Schauspiels ist zu vergnügen, pöbelhafte Reden, welche in dem Stücke vorkommen, durch die Vorstellung desselben, zu sehr unter junge Leute in Schwung kommen, und daß gräßliche Schauspiele ein Volk ungesittet, und das Herz junger Leute hart und zu Grausamkeit geneigt machen.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 23. Oktober.

Eins und das andre über die Schuchische Gesellschaft bey ihrem Aufenthalte in Danzig. 1784.

Die Räuber von Hrn. Schiller nach einer Manheimer Umarbeitung wurden uns auch versprochen, auch abgekündigt, doch den Tag darauf durch unsern Censor untersagt. Madame Schuch, die durch dieses Schauspiel ihre Kasse vorzüglich zu

1784. füllen glaubte, betrauert den Verlust desselben gar sehr, und wir, da sich Hr. Engelhard als Graf und Hr. Ackermann als Räuber Moor so sehr zu ihrem Vortheil darin auszeichnen sollen, nicht minder. Empfindlich ist es immer für den Schauspielliebhaber, wenn er durch Versprechungen und Verheißungen, durch detaillirte Erzählung alle Vollkommenheiten eines Stücks und der Schauspieler, die in demselben Rollen haben, auf den höchsten Grad menschlicher Erwartung gesetzt ist; wenn er nun das Stück selbst auf den morgenden Tag ankündigen hört; nun froh und vergnügt nach Hause eilt, und sich freut, ob des Vergnügens, das ihn den kommenden Abend beglücken soll; schon seelige Vorempfindungen genießt, die menschlicher Natur gemäß dem großen Vergnügen vorhergehen, und dann — getäuscht wird; durch eine Ursache getäuscht wird, die dem gnügen mag, dem sie wichtig genug ist; durch die Meinung eines einzigen Mannes, der da glaubt, daß ein Stück, wie das obengenannte, wo so viele Flüche und Gebete vermischt, wo Mörder beten und Räuber Gott erkennen. — Genügt dir diese Ursache, liebes Publikum: nun denn, so tröste Gott den, der da sagt, daß du unruhig und aufrührisch warest.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 6. November.

Vom Hamburgischen Theater.

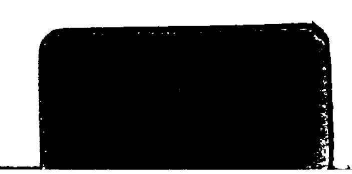
Oktober.

Den 25sten die Räuber, T. 5. A. Dieses grausame Trauerspiel hat hier nie ausgezeichneten Beifall erhalten, auch heute war derselbe nicht sehr groß.

Litteratur- und Theater-Zeitung, Berlin, 1784, 27. November.

Die Räuber. Trauerspiel von Friedrich Schiller. Für die Berliner Bühne bearbeitet von C. M. Plümicke. 8, S. 170. Berlin, bey Maurer. 1783.

Seitdem Leßings Dramaturgie, oder die nähere Bekanntschaft mit Engellands Schaubühne, unseren Geschmack an französischen



Trauerspielen das erste Schnippchen schlug, haben die meisten unsrer Theatraldichter mit Shakespears Kalbe zu pflügen gesucht, und wenn sie da, wo der Britte erndete, Unkraut pflückten, so lag die Schuld gewiß am guten Willen nicht. 1784.

Anstatt im Gewühl der Menschen ihren Seherblick zu schärfen, ihre anschaulichen Begriffe von Leidenschaften, Neigungen, Charaktern und Situationen zuvervielfachen und die verschiedenen Nüanzen von jeder auszuspähen, haben sie mit Bücherpsychologie sich begnügt, ihren Geist mit abentheurlichen Idealen vollgepropft, und diese in dialogisierten Romanen dargestellt. Wie Sie es gut fanden! — nur sey es uns erlaubt, zu behaupten, daß eine Lebensgeschichte voll blutiger Auftritte, durch die Eintheilung in fünf Aufzüge, reich an schönen Zügen, und doch ein höchstelendes Trauerspiel werden kann. Ob die Räuber mit in diese Klasse gehören oder nicht gehören, mag deren Zergliederung entscheiden.

Maximilian, regierender Graf von Moor, ist Vater von zween Söhnen, Carl und Franz, beyde verliebt in Amalia dessen Nichte. Carl der Ältere, der nach Angab so seine 27 Jahre auf der Schulter haben mag, der überdies des Vaters Liebling und der Nichte Begünstigter ist, befindet sich in Leipzig. Frägt jemand, warum? so sind wir überfragt. Diese Abwesenheit durch Gründe zu motivieren, hat der Verfasser vergessen: und Muthmassungen, wie man weiß, sind wie Irrwische, die weit vom Ziel führen. Des Studierens wegen doch nicht, sonst würde ihm der, nur um zwei Jahre, jüngere Bruder wohl Gesellschaft leisten? Geschäfte wegen auch nicht, denn wärens diese, die ihn vom liebenden Vater und der Geliebten Nichte wegtrieben, so würden Sie ihn nicht Jahre lang hingehalten, oder doch in diesem Fall eine Erwähnung verdient haben. Daran liegt wenig, genug Er ist weg, wird mancher sagen! Um Vergebung, daran liegt viel. Bey der Hauptperson im Trauerspiel muß jede Handlung und jede Situation ihren hinreichenden Grund haben; oder alles Folgende wird zur langen Kette ohne erstes Glied. — Wär Carl nicht in Leipzig, wo bliebe dann das ganze Trauerspiel?

Franz, der jüngere Sohn, häßlich von Figur, mindergeliebt vom Vater, und von Amalia verachtet, will seine Physionomie nicht Lügen strafen, benützt des Bruders Abwesenheit, um denselben enterben zu lassen, und steht da, als der plangerechteste Bösewicht, den Gottes Sonne jemahls beschien. Und warum

1784. nicht? Gekränkter Stolz, niedrige Habsucht, und tiefbrütende Eifersucht entflammen gewöhnlich zur Rache, und wie bekannt hat die Rachbegierde der feigen Memme nur da Schranken, wo der List des Schurken alle Stränge reissen — gut gesagt! aber daß man nicht erfährt, wie der erste Keim der Teufeley in des Buben Seele kam, noch durch was für Umstände dieser Keim genehrt und groß gepflegt wurde; daß sich die heimtückische Bosheit aus Franzens Herzen von selbst erhebt, wie eine einheimische Pflanze aus ihrem natürlichen Boden, das ist doch so eine Art von Deus ex machina, oder ein Nothbehelf des Verfassers, den nur Ein Genie aus den 70 Jahren sich erlauben sollte. Freylich sagt dies nur unsre Stimme, und vielleicht ist nichts gewöhnlicher, als Satane in Menschengestalt — wenn ja, so mag dieser unter den übrigen mitlauffen, und dem großen Lessing Eins aufs Ohr geben, daß Er mit dem Aristoteles zu behaupten und zu beweisen wagte, „Ein durchaus lasterhafter Kerl tauge nicht in Traurspiele!"

Die Szene eröffnet sich in Franzens Zimmer. Der Ort ist gut gewählt: Bösewichter entwerfen ihre Plane hinter verschlossnen Thüren und nicht, wie bey den Franzosen, im gemeinschaftlichen Saal, wo sie jeden Ueberfalls gewärtig seyn müssen. Bey Aufzug des Vorhangs erscheint ein gewisser Herrmann, Franzens Vertrauter, Bastard eines Edelmanns, und Rachedürstend über den alten Grafen, wie über Carln: über jenen, weil Er ihn bey einer Anwerbung um Amalia verächtlich abgewiesen, und über diesen, weil Er ihn über die Treppe weg zum Haus hinausgeschmissen hatte. Auf Rittersart wollte der Kerl den Schimpf nicht ahnden, und doch Rache üben, folglich haben wir an ihm die zwote feige Memme, und den zweyten Schurken. — Was die Dichter nicht alles aus den Menschen machen! Freylich bedurfte Franz eines Vertrauten, indem Er ja seine Plane ohne Beyhülf nicht ausführen konnte. Dieser Vertraute mußte nicht bloß selbst beleidiget seyn, oder sich beleidiget glauben, er mußte bekanntermassen eine feile Seele haben, damit Franz sich demselben ungescheut entdecken dürfte: und eingestanden, solche Menschen giebts zuweilen! aber was wir minder begreiffen, ist, wie ein Kerl von Herrmanns Gelichter, sich unterwinden durfte, um die Nichte eines regierenden Grafen zu werben, und wie das Mißglücken seines Unternehmens ihn so gewaltig erbittern konnte.

Der Feige, den Stolz beseelt, und List belebt, setzt sich sonst nicht gerne vorausgesehenen Beschimpfungen bloß; wenn er es aber thut, so nimmt er sie geduldiger mit, als hier angegeben wird. Doch wie dem sey: Herrmann hatte den Auftrag übernommen, im Namen des Leipziger Correspondenten einen Brief zu schmieden, der Karln bey dem alten Grafen schaden sollte, und diesen Brief bringt er. Franz wünscht ihn zu haben, allein sein Mitgenosse spielt den Reuenden, bis jener in der Hitze ihn einen Bastarden schilt und nun geht's! Herrmann überliefert den untergeschobenen Brief, rückt aber zugleich mit einem zweyten vor, den die alte Gräfin bey ihrem Tod unter ihrem Kopfküssen gelassen hatte, der in Herrmanns Hände gefallen war, und in welchem Sie erklärt, daß ihr jüngster Sohn die Frucht einer strafbaren Umarmung sey. Franz erbebt, erholt sich und frohlockt, daß Maximilian nicht sein Vater, Karl nicht sein Bruder wäre, und er also seinen Plan desto kecker verfolgen dürfte. Von Herrmann läßt er sich Verschwiegenheit versprechen, und verbürgt ihm dagegen mit einem ritterlichen Handschlag Amalia zur Belohnung, und drey der schönsten Ländereyen zur Mitgift. Sobald aber jener abgeht, giebt er zu verstehen, „der Erfüllung seines Handschlags werde er sich durch einen hinterlistigen Dolchstoß zu entheben wissen.“ Diese Szene wäre schön, wenn sie nicht abscheulich und herzempörend wäre. Die Abstufung vom Entschlossnen zum Wankenscheinenden, vom abgefeimten zum noch abgefeimteren Bösewicht, ist stark und doch fein gezeichnet; nur daß der Zuschauer nicht sieht, wie und durch wasfür Umstände beyde das wurden, was sie sind, und daß ein eingefleischter Teufel nicht Mitleiden, nicht Furcht, sondern den heftigsten Abscheu erweckt, und, gleich bey dem ersten Auftritt, die Seele des Zuschauers auf den höchsten Grad des Widerwillens spannt. Wären eben diese Empfindungen würklich diejenigen, welche der Dichter bezwecken soll, so wünschten wir, die Gründe dieser Meinung zu hören. Die unsere ist sie nicht! 1784.

Der zweyte Auftritt beginnt im Zimmer des alten Grafen — also fällt die Einheit des Ortes weg, und für uns Deutsche desto besser! Bey den Griechen war die Bühne gewöhnlich ein offener Platz, wo nach damaligen Sitten die wichtigsten Dinge geschehen, und abgethan werden konnten. Wir beschliessen und handeln in unsern Zimmern, und so muß der Zuschauer sichs

1784. schon gefallen lassen, den handelnden Personen aus einem in das andre zu folgen, und das wird er allemal lieber thun, als auf die Frage „weswegen kömmt der und dieser, so gelegen und im Augenblick, wo der Dichter seiner bedarf?“ die befriedigende Antwort vermissen: aber fordern wird er doch, daß die Person, welcher er oft auf der Post folgen sollte, ihn genug intereßiere, um seinem Herzen die Täuschung zu erleichtern, was dann hier der Fall nicht ist — Franzen sähe man lieber gar nicht wieder! Indessen kommt er mit dem untergeschobenen Brief und — giebt denselben seinem vermeinten Vater? Nicht doch! Herrmann hat ihn ja geschrieben, und da dessen Hand, noch seit der Anwerbungszeit, dem alten Grafen bekannt seyn dürfte, so hätte die Comödie ein Ende, wenn er denselben zu sehen kriegte. Franz liest also daraus, daß Karl mit Hinterlassung einer Schuld von 4000 Ducaten, nach Entehrung eines Frauenzimmers, und Entleibung ihres Galans, flüchtig geworden, und auf dessen Kopf eine Prämie gesetzt worden sey — und der alte Graf glaubts?? glaubts freylich, wünscht nicht einmal den Brief zu lesen, hegt nicht das kleinste Mißtrauen, und willigt ein, daß Franz in seinem Namen dem Mißgerathnen Karl einen Laufzettel der Enterbung zusende. — Spott beyseite, wenn dieß Natur ist, wenn ein Vater seinen geliebten Sohn ohne weitere Untersuchung, und auf einen Brief hin, den er selbst nicht sieht, enterben kann, wenn er dieß auf Anrathen eines zweyten Sohnes thut, den er vormals eine hölzerne Puppe schalt, dem er, (wenn derselbe anders der Bösewicht, zu dem der Verfasser ihn umschaft nicht auf einmal wurde,) mehrere Züge von Bosheit und Bruderneid abgelauscht haben mußte; wenn bey dem allem ihm nicht der geringste Zweifel aufsteigt, so denkt der vernünftige Zuschauer, „entweder ist der alte Graf der elendeste Dummkopf, oder der Verfasser hat über den Schürzung des Knoten alle Wahrscheinlichkeit des Charakters vergessen, und sich mit sich selbst in Widerspruch verwickelt!!“ Nach dem Umfang unsrer Menschenkenntniß, können auch wir einen Vater uns denken, der einen geliebten Sohn, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt wäre, enterben könnte, und müßte, aber dieser wäre gewiß feurigen Charakters, und handelte nicht, bis man ihn überzeugt hätte, oder doch bis Er sich selbst überzeugt zu haben glauben könnte. — Diesen Charakter aber giebt der Verfasser dem alten Grafen nicht. Denn mit einem solchen, hätte

die Intrigue tiefer und feiner angelegt werden müssen. Schwachherzigkeit hingegen, zumahl wenn sie mit Vorliebe gepaart geht, ist fragbegierrig. Sie förschelt, will Beweise, läßt sich beschwatzen, und hat doch immer neue Einwendungen, die sie an Entschlüssen hindern. Dieß hat der Dichter zwar beobachtet, aber nur zum Theil: und eben deswegen den gegebenen Charakter mit sich selbst in Widerspruch gebracht. Denn daß ein Vater sich durch einen Sohn, den er nicht liebt, und dem er nicht trauen sollte, gegen einen andern Sohn, den er schätzt und anbethet, auf eine so dumme, plumpe Art, und so schnell soll aufwiegeln lassen — dieß glaubt kein Mensch, weil das Gefühl aller Menschen sich dagegen empört. Fehlgriffe in Charakterschilderungen übersieht zwar das Publikum, und warum? sieht jeder. Aber daß einer der Ausgelernten, wie Franz, seine Plane, an denen doch sein ganzes Daseyn hängt, hinter Spinnengewebe verbirgt, und sich der Gefahr blos setzt, durch ein einziges Wort, durch die so natürliche Forderung, „gieb den Brief her", zu Boden geschmettert zu werden, Dieß beweißt, entweder, daß der Dichter die Anlage seiner Charakter nicht tief genug durchdacht habe, oder daß Franz, seinen Vater für einen Schuft hielt, den er mit sehenden Augen bey der Nase herumführen dürfe! Eingestanden, solche Schufte liefert die Natur genug; nur muß uns dann niemand auffordern, zu glauben, daß ein Mann von Karls Großheit und Stärke und Charakter, einen solchen Schuft (und wäre er hundertmal sein Vater,) unaussprechlich liebe und verehre; noch weniger aber soll man behaupten, daß die Verachtung dieses Maximilians einen Franz so tief gekränkt hätte. Beydes ist geradezu wider den Gang der menschlichen Seele, und mithin geradezu unmöglich. Doch weiter! 1784.

Bey dem Austreten des Vaters bleibt Franz allein im Zimmer, und bramarbasiert über die Natur, die ihn zum häßlichen Bastarden machte, und über seine Kunst, den Vater zu betriegen, und den Bruder hinterlistig von dessen Herzen abzulösen. Die Monologen sind an sich schwer zu behandeln, und paßen gewiß nur in Augenblicke, wo die Leidenschaft aufbraust, und der Luftung bedarf. Ununtersucht wollen wir Franzens Lage unter diese Augenblicke zählen: und doch ist sein Monolog nicht Charakteristisch. Der listige Bösewicht, der nur durch eine lange Verkettung von Ränken obsiegt, braust nicht auf, bis er am Ziel steht: und

1784. Franz weiß, daß er einst Einen Riesenschritt zurückgelegt hat. Dieß ist Eins! Zweytens steht ein solcher Bube auf seiner Hut, daß ihm ja die Zunge nicht überschnappe; und doch schwatzt unser Held ein Weites und Breites, daß der Vater taub seyn muß, um davon nichts zu vernehmen. Indessen wer weiß? vielleicht läßt er dem Alten Zeit, sich weit genug zu entfernen, und gafft in Erwartung das Parterre an. Denn kaum hat er einige dreyßig Zeilen hindeklamiert, so kommt Amalia aus den hintern Zimmern herbeygeschlichen, und hat schon vom alten Grafen erfahren, daß er sein liebstes Kind verstößt. Dieser vierte Auftritt, zwischen dem Mädchen und Franz, mag ab der Bühne, und durch das Spiel von zwey guten Schauspielern seiner Würkung nicht verfehlen; Schade, daß das kleinste Nachdenken den Eindruck zu Schanden macht! Diese Amalia kennt Franzens Bosheit; ihm ins Gesicht erklärt sie; es sey ein neues Bubenstück von ihm: und doch versucht sie nicht das geringste, dasselbe zu hintertreiben? Diese Amalia liebt Karln aufs heftigste. Sie hat vom alten Graf gehört, daß er weyne, weil er sein liebstes Kind verstößt; Sie selbst ist dem gebeugten Vater theur und werth, und sie benutzt weder die Rührung noch die Vorliebe des Alten, noch ihren Einfluß auf ihn, die Ausführung des übereilten Entschlusses zu hinterstellen? Sie frägt nicht einmal wie, was, warum und aus welchen Gründen? Wenn dieß Liebe ist, wie sie aus Mädchenseelen würkt und handelt, so kommen wir aus einer fremden Welt, und wenn ein Charakter, der dem entlarften Bösewicht trotz bietet, und dann doch bey der Gefahr des Inniggeliebten sich unthätig verhält, ein wahrer, ein der Natur abgelauschter Charakter ist, so wäre selbst Wielands Menschenkenntniß ein täuschender Traum! Allerdings — aber wenn wir vergäßen, daß der Dichter nicht alles sagen muß? wenn Amalia gefragt, gelermt, gefleht, und nichts ausgerichtet hätte? wenn — der Himmel einfiele und wir wüßtens nicht, was wärs weiter? Angenommen jedoch; wie kams, daß sie nichts bewürkte? Daß der Schwachherzige Maximilian dem Sohn, den er nicht schätzt, und nicht liebt, alles ohne Untersuchung glaubt, und der Vertheidigung seines liebsten Kindes, oder der Bitte einer geschätzten Nichte das Ohr verschließt?? Wie wir es drehen, immer folgt, in der Mischung der Bestandtheile seiner Charaktere habe der Dichter

fehlgegriffen, oder über dem Entwerfen seiner Situationen die 1784.
Charaktere überall vergessen.

Der 5te Auftritt ist wieder ein Monolog, eine Captatio benevolentiae für Karln, von Amalia an das Parterre — sehr gut gegeben, um des Mädchens schwatzhafte, schwärmerische Liebe zu bezeichnen; allein daß das Mädchen schwatzt, und nicht handelt — daß sie mit schwülstigen Worten ihr Geschmeide wegschmeißt, und nicht zum Vater eilt, ihm ihren Verdacht von Franzens Büberey mitzutheilen? Doch dies ist schon gerügt, und sie mag abtreten. Vom 6. Auftritt an bis zu Ende des I. Aufzugs verändert sich der Schauplatz, und Karl erscheint auf der Bühne, in einem Gasthof, an den Gränzen von Sachsen. Erst ist er allein, und zittert in Erwartung des Aussöhnungsbriefs von seinem Vater; dann kommt einer seiner Gefehrten mit der Nachricht, daß in Deutschland Friede, das Faustrecht abgeschaft, und ihnen ihre Fehdenritte niedergelegt seyen; die übrigen Mitgenossen kommen auch, und sprechen von ihrer Auskundschaftung. Endlich erscheint Ratzmann mit Franzens Brief. Karl erbricht denselben, liest, läßt ihn fallen, und rennt todtenblaß hinaus. Einer der Gefehrten hebt den Brief auf, und darinn steht — „Karl, deine Hofnung ist vereitelt. Dein Vater läßt dir sagen, du sollst hingehen, wohin dich deine Schandthaten führen; zu seinen Füßen werdest du deine Verzeihung nie erwimmern: und wenn du kommst, so soll im Thurm seines Schlosses Wasser und Brodt dein Traktament sein? Leb wohl auf ewig!" Spiegelberg fällt hier ein, schlägt den Burschen vor, in die böhmischen Wälder zu flüchten, und dort eine Räuberbande an sich zu ziehen. Der Vorschlag wird bestritten, und — am Ende angenommen. — Aber sie müssen ein Oberhaupt haben? Roller räth auf Karln; dieser erscheint zur gelegenen Zeit wieder, schimpft auf Vater und Menschen, tobt und raset, bis der Wunsch seiner Gefehrten seine Seele ergreift, und ihn zur Annahme der Hauptmannstelle bewegt. Schwört mir Treue bis in den Tod, spricht er. Die Kerls schwören! Er entgegnet den Schwur, und fordert, daß ihre Arme ihn zur Leiche machen, wenn er jemals zage, oder zweifle, oder zurücktrete — und alle treten ab! Es mag eine Klasse von Leuten geben, welchen diese Auftritte um der darinn liegenden Wildheit willen nicht wenig behagen. Alle Extreme überraschen; und wenn Tollkühnheit mit dem Firniß der

1874. Größte im Spiel ist, so hat sie ein unverlierbares Recht, uns — zumal ab der Bühne — heftig zu erschüttern; ungefehr wie Kinder durch Gespensterhistörchen und gräßliche Mordgeschichten erschüttert werden. Indessen dürften beyde gleich unwahrscheinlich seyn. Daß Buben, die nichts zu verlieren haben, deren Seele an nichts haftet, als an Schwelgerey, und die für alle feinern Gefühle abgestorben sind, in der gegebenen Lage sich zum Räuberhandwerk entschliessen, läßt sich fassen, und ihr Charakter macht den Entschluß moralisch möglich und wahrscheinlich, was denn für die Bühne hinreicht — aber Karl? doch wir müssen weiter ausholen!

Den Grund, biographische oder historische Schauspiele in fünf Aufzüge abzutheilen, sehen wir nicht ein. In den Räubern wenigstens wird durch diese Gewohnheit die Täuschung gehemmt, oder unterbrochen. Die fünf ersten Auftritte gehen im Schloß des alten Grafen vor; mit dem 6ten werden wir an die Grenzen von Sachsen versetzt, und zwar in einem Huy. Dieß ist widersinnisch. So unbekannt der Zuschauer mit der Entfernung zwischen beyden Gegenden seyn mag, so erfährt er doch, daß Karl Antwort auf einen Brief erwarte, der schon die vorige Woche geschrieben ward. Er muß sich also einen Zwischenraum von 20 Meilen vorstellen, und diesen legt er zurück, ehe ein Blitz verleuchtet. Amalia geht ab, Karl erscheint, und der Zuschauer hätte zwischenweg kaum die Hand umwenden können. Dieß geht nicht natürlich zu, muß er denken, und fort ist die Täuschung! Wäre hingegen der Vorhang gefallen, hätte das Orchester die kleinste Pause mit Musik gefüllt, so würde sich die Einbildungskraft der Anwesenden der Veränderung der Bühne und dem Gedanken an die weite Entfernung leichter angeschmiegt haben. Wahr ists, der Vorhang müßte 6 bis 7 male fallen; aber dieß gehört zu den ausserwesentlichen Regeln; und die Täuschung ist unentbehrlich!

Und noch unentbehrlicher die psychologische, motivierte Wahrheit der charakteristischen Entschlüssen und Handlungen! Karl, der Held vom Traurspiel, zeigt sich durchweg als ein Mann von zartem Gefühl für alles Grosse und Erhabne; in allem, was er thut, liegt Stärke und Kraft; jedem seiner Mitgenossen dringt er Ehrfurcht und Achtung auf — warum entschließt er sich denn zum Handwerk des Räubers? Entweder sein Charakter oder seine Lage muß dessen Schuld haben: wo nicht, so hat der

Dichter ein Fantom aufgestellt, das bey Licht in sein Nichts zurücksinkt! Vorerst etliche Worte über dessen Charakter. Irre geführt oder irre gegangen, hatte er sich zu Ausschweifungen verleiten lassen, welche die Sitte der damahligen Zeit leicht entschuldigte, und die ihn doch ins Elend stürzten. Dieses; seine tiefe Verehrung für den Vater, und seine heiße Liebe für Amalia bewegte ihn zum Nachdenken, und endlich zur zerfliessenden Reue. Der Mann ist also nicht verwildert, nicht durchaus abgeartet; umgekehrt; tiefe Reue über begangne Verbrechen bedarf weder der Ehrfurcht des kindlichen, noch der Zärtlichkeit des verliebten Herzens, um die Grenzlinie zwischen Tugend und Laster schnell zu sehen, und vor diesem zurückzubeben — Reue macht wachsam und scheue, sie verzärtert das Gefühl, und wenn sich mit ihr auch die Liebe paart, so sichert sie gewiß vor raschen Vergehungen. — Das heißt; der Reuende kann wieder fehlen, allein es wird allmählig und stufenweise geschehen; schnell und plötzlich fällt der nicht wieder, der sich so eben aufgeraft und ermannt hat — Also; Karl fühlt keine Reue, oder der Verfasser hat dessen Charakter verzeichnet. Wenn das erste? wie reimt sich des Mannes niedrige Heucheley zu der Kraft und Würde, mit denen er zu seinen kommenden Verbrechen steht? Der Starke, grosse, kraftvolle Charakter mag zum Böswicht ausarten, aber mit Heucheley paart er sich ewig nie! Dieß wär Eins! Zweytens liegt es wie angebohren in jedem gedrängten Kraftvollen Charakter, daß er sich leicht und — bald vom ersten Irrschein der Grösse — zu Ausschweifungen hinreissen läßt, daß er sich drinn gefällt, und durch Grösse alles gerechtfertigt glaubt. Schmelzt aber sein Herz bis zur Reue, bis zum Geständniß des Fehlers, bis zur Abbitte, so sind alle Bande zerrissen, wodurch es an das Laster gefesselt war; die unverlohrne Kraft muß sich der Reue mittheilen, und den Rückfall beynahe unmöglich machen! Mithin enthält Karls Charakter einen psychologischen Widerspruch: Entweder sollte er von Reue, kindlicher Ehrfurcht und heisser Liebe nichts fühlen, oder den Antrag einer Oberhauptstelle der Räuber mit Abscheu verwerfen!

Auch da noch verwerfen, wo er seine Reue abgewiesen, und sich verstossen glaubt?? Vorerst die Frage, ob er dieß hätte glauben sollen. Woher weiß er, daß sein Vater ihn verstößt? Aus dem Brief seines Bruders; gut! Aber der Brief schon zeigt,

1784. daß Franz sich dieser Verstossung freut, wenigstens sich darum nicht bekümmert; erster Grund zum Verdacht! Ein edler, liebender Bruder schreibt nicht auf diesen Ton, wenn er seinem ältern den Dolch durch die Seele stossen muß. Noch mehr, er kennt ja diesen Bruder; hat wenigstens Argwohn auf dessen heimtückischen Charakter — Amalia selbst sagt zu Franzen; Um mich hat Karl vor dir nicht geweint; Eh' hätt' er meinen Namen auf den Pranger geschrieben! Hat diese Aeusserung irgend einen Sinn, so beweist sie, daß Karl und Amalia sich oft von Franz unterhalten, und daß beyde seine Bosheit geahndet haben — An die nun soll Karl nicht denken, nicht augenblicklichen Verdacht schöpfen, als er sich durch einen Brief von Franzens Hand um seine schönsten Hofnungen betrogen sieht? Wo ist der Charakter, der ein solches Unglück ohne weitere Untersuchung glaubt, und in diesem raschen Glauben sich der Hölle in die Arme wirft? Noch sinds die Unwahrscheinlichkeiten nicht alle. Karl kennt seines Vaters Vorliebe und dessen Schwachherzigkeit; Er weiß ja, wie sehr derselbe ihn anbethet, und was er alles von ihm erwartet; sollte es ihm dann nicht auffallen, wie wenig sich die Verstossung mit der Liebe und der Schwäche des alten Grafen vertrage? Sollte er nicht wenigstens schliessen; des Vaters Zorn werde sich legen; noch sey nicht alles verloren, und an Amalia habe er eine gute Vorsprecherin? Nach seinem gegebenen Charakter ists ein Wunder, daß er von diesem allem nichts denkt, nichts ahndet, und ein Wunder auf der Bühne? Pfuy! Ferner frage ich! Hat der Heißliebende Jüngling, als er dem Vater schrieb, seiner Amalia nicht auch gedacht; hätte er so wie er leibt und lebt, Ihrer nicht gedenken sollen, und warum fällt ihm nicht auf, daß Ihrer keine Meldung geschieht, daß das innig an ihm hangende Mädchen nichts zu seinen Gunsten gethan hat; daß es schweigt, als wenn es von allem nichts wüßte? Die Frage ist nicht, hat der Verfasser der Räuber seinen Karl in dem Briefe an den Vater auch seiner Amalia gedenken lassen? sondern: Ist Karl der Mann, zu dem der Dichter ihn macht, wenn er in diesem wichtigen Dokument seiner Besserung an Amalia nicht gedenkt, wenn er sich nicht schriftlich an Sie wendet? Und nun auf obigen Einwurf zurück!

Hätte er den Antrag der Räuber auch da noch verwerfen sollen, als er seine Reue abgewiesen und sich verstossen glaubte??

Allerdings, nicht weil es moralischer, sondern weil es seinem 1784.
gegebenen Charakter angemeßner gewesen wäre! Wie die Reue eines solchen Mannes allemal handeln müßte, haben wir schon gesehen. Je reiner die innere Kraft der Seele, und je fester die Charakterstärke ist, desto uneigennütziger ist die Reue und desto entschloßner! Der Mann, der inneren Muths genug hat, über Galgen und Rad weg zusehen, und am Ende, wo keine Noth ihn trieb, seine Heißgeliebte zu morden, der bereut nichts aus Eigennutz, nichts um der Menschen willen; seine Zerknirschung ist heiliges Gefühl, das keine Bothschaft besudeln oder wegtilgen kann! Und wenn Karl Rücksichten hatte, haben durfte, so wurden sie ihm durch den Brief nicht abgeschnitten; sein Vater blieb doch der gutherzige Mann, von dem er wissen konnte; er würde nicht lange zürnen; und an die Treu wie an die Vorsprach seiner Amalia durfte er glauben! Und angenommen, nein! war ihm dann alle Auskunft abgeschnitten? Läßt nicht Franz im 2ten Akt dem Vater die Bothschaft geben, Karl wäre im böhmischen Krieg geblieben? Mithin war Krieg; da konnte er sich auszeichnen, und durch seinen Ruhm die Aussöhnung erzwingen — Oder wie? war es bey seiner Reue und bey seinem Ruhmeifer natürlicher, sich mit Schurken zu verbinden, als den Weg der Ehre zu betreten, und zu wandeln? Aber wenn er ausgekundschaftet, wenn auf seinen Kopf Geld gebothen war? Dieß Letztere ist ja Franzens Erdichtung, und jenes wäre unbedeutend gewesen. Auch als das Faustrecht gehoben wurde, fanden Männer, die es mit Muth getrieben hatten, Fürsten genug, die sich Ihrer im Krieg zu bedienen wünschten, und ein junger Graf mußt' es wissen.

Und nun zum Schluß. Die Zergliederung der Hauptcharaktern beweist, daß die Anlage derselben verfehlt ist, aber sie soll nicht beweisen, daß das Trauerspiel ohne Schönheiten sey! Ueberhaupt ist der Dialog rasch und treffend; einzelne Situanen erschüttern die ganze Seele; in jeder Szene lebt und webt alles; Handlung folgt auf Handlung; in den Charakteren herrscht eine Großheit, die nur bisweilen in Schwulst ausartet: und so kams, daß das Stück mit allen seinen Fehlern einen ausserordentlichen Eindruck machte! Wenn der oder die Verfasser ihr Genie durch Menschenbeobachtung reiffer werden bebaut, wenn sie eines Aristoteles und Leßings Bemerkungen über theatralische Charakter

1784. näher werden geprüft, und zu benutzen werden gelernt haben, so dürfen wir von ihnen tadellose und kraftvolle Schauspiele erwarten. Uebrigens wünschten wir, daß jeder, der es kann und mag, unsern Tadel prüfte, denselben mit dem Traurspiel vergliche, und dadurch sich nicht abschrecken liesse, es ganz zu lesen. Wenn er gleich sehen würde, daß auch in den übrigen Aufzügen manches übertrieben, und noch mehrers nicht genug motiviert ist, so wäre er doch durch das genoßne Vergnügen reichlich dafür entschädigt, daß er nicht alles billigen konnte. U.

Bibliothek der neusten Theologischen, philosophischen, und schönen Litteratur, Zürich, 1784, 1. Band, pag. 29—48.

Kabale und Liebe; ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller, Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung, 1784. 11 Bogen gr. 8.

Ohne die schätzbaren und der besten Ausbildung fähigen dramatischen Talente zu verkennen, welche Herr Schiller in seinen beyden Trauerspielen, die Räuber und die Verschwörung des Fiesko zu Genua, gezeigt hat, konnte Rezensent doch seinem Gefühle nie jenen unbeschränkten Beyfall abnöthigen, mit welchem ein großer Theil unseres Publikums diese Stücke gelesen, gesehen, beklatscht und bewundert hat, und noch zu bewundern fortfährt. Vielmehr schien ihm dieser zufahrende Beyfall ein trauriger Beweis von der flachen, ungebildeten Geschmackstheorie des großen Haufens zu seyn, dem alles Starke, sey es auch noch so wild, noch so roh und unnatürlich, tragische Gewalt zu seyn dünkt, den Nachahmungen Shakesspeare's in seiner schlechten Manier, mit Hintansetzung aller Rücksicht auf Personen, Ort, Zeit und Publikum, eben so viel Ansprüche auf den Ruhm dünken, ein zweyter Shakesspeare zu heißen; das sich so leicht von den eiteln Prahlereyn mit Geniekraft ohne Regeln blenden ließ und so aller Umstoßung des Schicklichen und Ueblichen, aller Unnatur im Charakter und Ausdruck, gutwillig die Hand bot. Mit dieser, gewiß nicht sehr vortheilhaften Wendung oder Verkehrung unseres dramatischen Geschmacks ist es nun leider (!) schon so weit gediehen, daß man allen Eifer dawider für Pedan-

terey, alle Ausstellung offenbarer Wahnsinnigkeit für Engbrüstigkeit des Kunstgefühls ansieht; und so wird noch so gründliche, noch so genaue und umständliche Kritik am Dichter sowohl, als an dem größeren Theile seiner Leser, verschwendet und verlohren seyn. 1784.

Mit diesen Vorstellungen nahm Rezensent gegenwärtiges dritte Trauerspiel des Herrn S. zur Hand, und war im voraus auf mancherley Kraftdurchbrüche gefaßt, aber zu seiner großen Befriedigung fand er, daß das Stück im Ganzen genommen vor den beyden vorigen merkliche Vorzüge hat, sowohl in der ganzen Anlage und Führung des Planes, als in der Charakterisirung der Personen, in der Vertheilung und Benutzung der Situationen und in der Bearbeitung des Dialogs. Nur hätte er füglich die Katastrophe anders gewünscht, minder tragisch für die beyden Personen, die einen so unglücklichen Ausgang nicht verdienten, wenn gleich sie und ihr Schicksal uns am meisten interessiren. Eben in diesem Grade des Interesse scheint der Grund zu liegen, warum die meisten von unseren angehenden Trauerspieldichtern sich's zur Pflicht und Regel machen, den Ausgang des Schicksals ihrer Hauptpersonen allemal tragisch zu wenden. Und doch sieht man oft, wie das auch hier der Fall ist, nur gar zu deutlich, daß diese Wendung sich bloß nach der Absicht des Dichters dahin schmiegen und bequemen mußte und daß der ganze Gang der Handlung sie nicht nothwendig dahin lenkte. Eine von denen daraus entstehenden üblen Folgen in Ansehung der tragischen Wirkung, scheint uns dann immer die zu seyn, daß solch ein Ausgang mehr Schauder, Mißvergnügen und Unwillen, als sanftes theilnehmendes Mitleid in den Seelen der Leser und Zuschauer rege macht; eine Wirkung, die durch sich selbst dem Schauspieler und Dichter nachtheilig ist, und nicht etwa deswegen, weil sie nicht kunstmäßig, nicht aristotelisch ist.

Hätten wir nicht in diesem Trauerspiele sichtbare Fortschritte des Verf. in Befolgung dramatischer Kritik bemerkt, so würden wir es für überflüssige und undankbare Mühe halten, einige Mißhelligkeiten und Unwahrscheinlichkeiten anzuführen, die uns darin aufgefallen sind. Dahin gehört (Akt I. Sz. 5.) die fast zu weit getriebene Offenherzigkeit des Präsidenten über seinen Plan und seine gespielten Bübereyen, mit den er auch, Sz. 7 eben dieses Akts, gegen seinen Sohn zu wenig zurückhaltend ist, zumal, da

1784. man bey diesem letzten keine Ursachen zu diesen Entdeckungen sieht, sondern eher alle Bemühungen, dergleichen vor seinem Sohne geheim zu halten, von dem Vater hätte vermuthen sollen. — Das Betragen des Präsidenten in Millers Hause stimmt freylich mehr mit jenen Unbesonnenheiten, als mit dem intriguanten planmachenden Charakter überein, den der Verf. ihm sonst durchaus zu geben scheint. — Sehr glaublich ist es auch nicht, aber für den Dichter war es einmal nothwendig, es glauben zu machen, daß Louise sich in dem letzten Auftritte des dritten Akts so leicht und bald bewegen läßt, einen Brief zu schreiben, dessen Folgen sie voraus sehen mußte, zumal, wenn sie ihren Liebhaber als so leichtgläubig kannte, wie er in der Folge erscheint, wo er nicht dem gerihgsten Mißtrauen gegen die Wahrheit der Sache, und ihren Zusammenhang, sondern bloß seiner Rachbegierde Raum giebt, um den einmal beschlossenen Ausgang des Stücks, durch Vergiftung der beyden Liebenden, herbeizuführen. — Auch seinem Vater, den er doch so ganz kennt, unterwirft sich Ferdinand, in der fünften Szene des vierten Aufzugs, zu bald und zu geschmeidig. — In dem Charakter Miller's, und besonders in seiner Hitze, Festigkeit und Rauhigkeit, finden wir auch die ausgelassene Freude nicht motivirt genug, in die er über das erhaltene Gold ausbricht, die ihn alles vergessen macht, und ihn an keine Rücksicht mehr denken läßt. Aber freylich war es dem Dichter wieder um die Vergiftung zu thun; und in dieser Absicht mußte Louise, so unwahrscheinlich es von diesem an sich auch ist, von ihrem Vater mit Ferdinand allein im Hause zurückgelassen werden.

Ganz frey ist auch hier der Dialog nicht von den Auswüchsen und Anstößigkeiten, deren es in den Räubern so viele giebt, und die hier doch nicht so gar häufig sind, auch nicht so tief in's Abgeschmackte fallen. Ein paar Proben müssen wir doch geben. S. 56 sagt Miller, in seiner aufgebrachten Laune, von dem Sekretär Wurm: Aber soll mir der Dintenkleckser einmal in den Schuß laufen? soll er mir laufen? — es sey in dieser oder jener Welt! — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele breyweich zusammen dresche, alle zehn Gebote und alle sieben Bitten im Vaterunser, und alle Bücher Mosis und der Propheten aufs Leder schreibe, daß man die blaue Flecken bey der Auferstehung noch sehen soll ..." — S. 67. „Vater, Vater, Sie machen hier ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so übel auf ihre

Leute verstand, und aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister machte!" — S. 105. „Wie er dasteht, der Schmerzenssohn! dasteht, dem sechsten Schöpfungstage zum Schimpfe! Als wenn ihn ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte!" 1784.

Den Schauspielern wird hie und da viel zugemuthet; z. B. S. 7 einander in die Ohren zu kneipen; ebend. einander mit dem Fuß vor den Hintern zu stoßen; und S. 23, einen Bisamgeruch über das ganze Parterre zu verbreiten.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1784, 58. Band, 2. Stück, pag. 477—480. *)

---

*) Der Aufsatz Schillers, die Herausgabe der Rheinischen Thalia betreffend, in seiner unverkürzten Gestalt nur wenig bekannt, darf in dieser Sammlung nicht fehlen. Er lautet also:

Rheinische Thalia.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Rezeß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Makbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten, aber unsrer Hofnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige woran ich noch appelliren kann. — Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Ausschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die grosse Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kante. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahr rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus — aber unbekant mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekant mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekant mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur

1781. Eine zur Reife, eine, die ich jezo nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlafte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur gieng in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren. — Unbekant mit dem schönen Geschlecht, — die Thore dieses Instituts öfnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekant mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beyspiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt sezte. — Ich meine die Räuber.

Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert — Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trift, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete.

Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland — — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Grösse seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehoft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsort bei Strafe der Vestung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekant — ich verschweige das übrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen denjenigen mich zu stellen, der bis dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranz dieses Fürsten reissen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben solte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelößt. Das Publikum ist mir jezt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jezt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehr' ich. Etwas Grosses wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innre meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekantschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die rheinische Thalia wird jedem Gegenstand offen stehen, der den Menschen im allgemeinen interessiret, und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liegt, alles was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen, und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen. 1784.

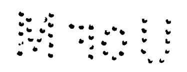
I. Gemählde merkwürdiger Menschen und Handlungen — — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesezt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt, und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl ich mich aufgefodert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen, und, wenn ich mich des Bildes bedienen darf die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger, als die todten Schäze im Kabinet des Antikensammlers, oder ein neuentdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet. II. Philosophie für das handelnde Leben. III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nordischen Deutschland, haben uns beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunst mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwezingen, die Bildergallerie, der Saal der Antiken, die Jesuiterkirche zu Mannheim und mehreres, bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen. IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim in Rücksicht auf schöne Kunst, vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinern Geschmack, bessern Ton und das wahre geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffodert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekant. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Plaz in dieser Thalia behaupten, und dies um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urtheil binden oder verfälschen kan. Unter dem zahllosen Heer Deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardspielers, oder das blinde Fatum, wie die Atomen des Epikurus zusammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen, und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden, und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödiantenbanden ihrer schlechten Sache zu Hülfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter, Stücke, Spekulationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Sibirien stammte) daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofessionisten sich

1784. durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne statt finden kan. Der Geist der Kunst muß hier natürlicher Weise das Ganze beseelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennuz unterliegen — Und nach eben diesem grossen Maasstab, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem sittlichen und ästhetischen Werth nach beurtheilen, die Vertheilung der Rollen, und deren, (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gerne mit der Stimme der Wahrheit verwechselt, kann die Kritik nicht streng genug sein. Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lobe geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums umrechnete, und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er im geheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war, aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit, und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ueberzeugt, daß Bewunderung selten — gerechter Tadel immer verbessert — daß der grössere Künstler zugleich der Bescheidnere ist, und mit Schaamröthe zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Glorie übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todtkranke Gözen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genant werden — usurpierten Ruhm werd ich freimütig widerlegen — den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kan.

Uebrigens gebe ich zum voraus die Erklärung, daß ich die Grenzen kenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverläßig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen — und eben darum werden die Urtheile in dieser Thalia (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen sein, die sich in einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Karakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, die Verschwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrsucht und Franz von Sickingen. — Jedem der mir zu antworten Lust hat, oder von meiner Kritik an das Publikum appelliren will, steht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht eine Erklärung. V. Gedichte und Rapsodien, Fragmente



von dramatischen Stücken. VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften. VII. Geständnisse von mir selbst. VIII. Korrespondenzen — Anzeigen — Miszellanien. Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in gros 8. broschiert und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löbl. Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Jänners. Die Exemplare empfängt man, so weit die Kaiserliche Reichspost geht, frei. — Im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten die Namen und Karaktere der Subskribenten, (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig sein, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen zu lassen. — Privatversendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung. 1784.

Eh ich schliesse noch dieses einzige — Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war — zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen. Mannheim den 11. November 1784.

F. Schiller.

Deutsches Museum, Leipzig, 1784, Dezember, pag. 564—570.



1785.

Darmstadt, 29. Dezember.

1785. Am 20. dieses las Hr. D. **Schiller**, aus Mannheim, auf Veranlassung des Herzogs von Weimar in Gegenwart unserer durchlauchtigsten Herrschaften und des Hofes, den ersten Aufzug aus einem noch unvollendeten jambischen Trauerspiel, Don Karlos, vor; den andern Morgen wurde er von dem Herzoge von Weimar durch ein eigenhändiges Schreiben zum Rath ernannt.

Königlich privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1785, 11. Januar.

Vom hiesigen Theater.

Den 25ten (December 1784) ward Kabale und Liebe, das bekannte Trauerspiel vom Hofrath Schiller aufgeführt. In der hiesigen Voßischen Zeitung vorigen Jahres stand davon eine Rezension voller Galle, worin dem Verf. auf das übelste mitgespielt, worin er sogar beschuldigt wurde, die besten Scenen nach der Anlage durch seine Ausarbeitung verpfuscht zu haben. Weder die Strasburger und Nürnberger Zeitungen, noch die allgemeine Deutsche Bibliothek, die sehr vieles über seine regellose

Manier zu arbeiten und über die öftern Auswüchse sagten, die 1785.
seine Produkte verunzieren, wagten es, eine Behauptung vorzubringen, die so schlechterdings gegen allen Augenschein streitet. Hoher Dichtergenius flammt aus der kleinsten Scene in Schillers Arbeiten hervor, das sieht jeder, der es sehn will, so gut wie man die üppigen Auswüchse bemerkt, die ausgerottet zu werden verdienen. Der Verf. jener Rezension deklamirte anfänglich blos gegen dieß Schillersche Stück, und als man auf Beweise drang, sammelte dieser Rezensent Alles, was nur von Bombast und Plattitüden in diesem Trauerspiel zu finden war, und schloß mit der Versicherung: daß noch eine ausserordentlich reiche Erndte von beiden übrig bliebe. Diese Versicherung war übertrieben, denn er hatte nicht nur alles erschöpft, sondern auch verschiedenes mit unter dem Namen: Bombast gerafft, was mit einer leichten Veränderung ganz schicklich für einen begeisterten Liebhaber und Liebhaberin war. Alles das, was der Zeitungsrezensent bemerkt, und verschiedenes, was er nicht bemerkt hatte, war bei der Vorstellung weggelassen worden, um das Stück aufführbar zu machen. Diese Auslassungen und Abkürzungen schreiben sich von der Bondinischen Gesellschaft her, die unerleuchtet von einem Rezensentenauge, dieselben nöthig gefunden, zugleich aber auch wahrgenommen hatte, daß dieß Trauerspiel bei seinen vielfältigen Schönheiten, bei seinen starken erschütternden Situationen von grosser Wirkung seyn müsse. Hr. Döbbelin war derselben Meinung, und fand, daß er sich nicht getäuscht hatte. So anhaltenden und großen Beifall wie die Räuber und Fiesko hat freilich Kabale und Liebe nicht erhalten, auch kann es wohl darauf keinen Anspruch machen, da es eben so am Werthe als der Zeitfolge nach das dritte Stück vom Hrn. Schiller ist.

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1785, 19. Februar.

Vom Hamburger Theater.

Februar. Den 24. zum erstenmal: die Verschwörung des Fiesko, T. 5. A. von Plümicke umgearbeitet.

1785. Sey's nun, daß dieses Trauerspiel trotz seinen mannichfaltigen Schönheiten auch viele dramatischen Fehler hat; oder daß man hier viele und oft widerverständliche Abänderungen darinnen gemacht hat; kurz, es erhielt keinen ausgezeichneten Beifall; die letzten Scenen des fünften Akts fand man sehr langweilig; vielleicht kommt auch manches auf Rechnung der Schauspieler. —

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1785, 26. März.*)

---

*) Folgender Bericht über Kabale und Liebe in der Rheinischen Thalia ist von Schiller selbst, wir geben ihn deshalb unter dem Strich.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

Anmerkung. Eh' ich mich im zweiten Heft der Thalia ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.

18ten Jenner. Kabale und Liebe. Hr. Bek, als Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demoiselle Baumann spielte die Louise Millerin ganz vortreflich, und in den lezten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Mad. Rennschüb spielte in der Rolle der Engländerin manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Mad. Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen seyn, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launigte Rolle des Musikus, soviel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielt Herr Rennschüb ganz vortreflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.

Rheinische Thalia,
herausgegeben von Schiller.
Erstes Heft.
Lenzmonat 1785.

Mannheim,
auf dasigem kaiserl. freien R. Postamt, und in der Schwanischen Hofbuchhandlung zu haben.
pag. 186—187.

Dem Inhalte dieses Heftes sind auf Blatt 1—4 folgende zwei Widmungen, die Rheinische Thalia und Don Karlos betreffend, vorgedruckt. 1785.

Dem
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn
Herrn
Karl August
Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc.
regierenden Herzog
zu
Weimar und Eisenach
Unterthänigst gewiedmet
von dem
Herausgeber.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Unvergeßlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Dom Karlos, einige unschäzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemähldes zu seyn, das ich von Ihresgleichen zu unterwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzu tief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestelt zu werden — ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben mich angefeuert es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall den Sie ihm damals schenkten, auch jezt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Wie theuer ist mir zugleich der jezige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August der edelste von Deutschlands Fürsten, und der gefühlvolle Freund der Musen, jezt auch der meinige seyn will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schäzte, als meinen Fürsten jezt auch lieben darf.

Ich ersterbe mit unbegränzter Verehrung
Eurer Hochfürstl. Durchl.

Mannheim,
den 14ten des Lenzmonats
1785.

unterthänigst gehorsamster
Fridrich Schiller.

1785. **Mannheim, bey Schwan: Rheinische Thalia, herausgegeben von Schiller, erstes Heft, Lenzmonat, S. 199. 8. (16 gr.)**

Der Verfasser der Räuber, Herr Schiller, giebt in dem ersten Heft dieses neuen dramaturgischen Journals folgende Aufsätze: 1) Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? eine Vorlesung, die Herr S. in der deutschen Gesellschaft zu Mannheim gehalten. Nach der Rubrik sollte man erwarten, daß hier die Vorzüge eines stehenden Theaters vor einem wandernden gezeigt würden, aber im Aufsatz selbst, der Apologie für die Sittlichkeit der Bühne überhaupt ist, wird jener Punkt gar nicht berührt. Es wird von der Bühne gerühmt, daß sie dem nach Thätigkeit dürstendem Geist einen unendlichen Kreis eröfnet, jeder Seelenkraft Nahrung giebt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt. Diese bekannten Sätze führt der Verfasser so aus, daß man sie bey ihm gern noch einmal liest, freilich etwas rednerisch, weil der Aufsatz Vorlesung in einer deutschen Gesellschaft war. Der Einfluß des Theaters auf den Nationalgeist ist S. 23 gut beschrieben. Herzlich stimmen wir dem Wunsch S. 13 bey, daß jemand den Timon von Shakespear für die deutsche Bühne bearbeiten möchte. Die Seitenblicke S. 3 auf den Ameisenfleiß der gelehrten Tagelöhner wären besser weggeblieben. 2) Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, aus einer Handschrift des verstorbenen Diderot gezogen; hat vermuthlich als ein schicklicher Stof zu einem Schauspiele hier Platz gefunden. Die Rache ist eine überlegte Rache einer Frau, die den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe einer Buhldirne in die Arme wirft. Die Art, wie ein Diderot erzählt, ist große Erleichterung für den, der diese Geschichte dramatisiren wollte, und die Winke, die Herr S. über die rechte Schätzung von dem Charakter jener Frau giebt, können gleichfalls dem dramatischen Dichter sehr zu statten kommen. 3) Don Carlos,*) Infant von

*) Der ersten bruchstücksweisen Veröffentlichung des Don Karlos hatte Schiller folgende Einleitung beigegeben:

Die Ursache, warum das Publikum die Tragödie Dom Karlos in Bruchstücken voraus empfängt, ist keine andre, als der Wunsch des Verfassers, Wahrheit darüber zu hören, ehe er sie wirklich vollendet.

Spanien, Bruchstücke eines Trauerspiels über diese bekannte 1785.
Phädern-Geschichte, worüber der Verfasser erst die Urtheile des

Bei dem anhaltenden starren Hinsehen auf die nämliche Fläche kann es nicht anders kommen, als daß die Augen, auch des schärfsten Beobachters, anfangen trübe zu werden, und die Objekte verwirrt durcheinander zu schwimmen. Wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, sich in seinen eigenen Irrgängen zu verwickeln, und über der ängstlichen Farbenmischung des Details die Perspektive des Ganzen zu verlieren, so ist es nöthig, daß er zuweilen aus seinen Illusionen heraustrete, daß seine Phantasie von ihrem Gegenstand erkalte, und fremde Empfindung seine eigne zurechtweise. Mit den Lieblingswerken unsers Geistes ergeht es uns beinahe wie mit unsern Mädchen — endlich werden wir blind für ihre Flecken, und stumpf durch Genuß. Dort wie hier sind kurze Entfernungen, kleine Spannungen oft heilsam, die erlöschende Glut des Affekts wieder anzublasen. Die Flamme der Begeisterung ist keine ewige Flamme. Oft ist es nöthig, daß sie von aussenher borge, und sich durch sympathethische Reibung erneure. Wie schäzbar sind einem Dichter hier geschmackvolle fühlende Freunde, die über seine Schöpfungen wachen, und das neugebohrene Kind seines Genius mit liebevoller Sorgsamkeit warten und pflegen!

Dieser Dienst ist es, den ich bei Vorlegung dieser Fragmente von dem Publikum mir erbitten wollte. Jeder Leser und jede Leserin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Busen fühlen, um für die klassische Vollkommenheit seines Werks bekümmert zu seyn — euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, die ihr jezt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinschaft empor zu ziehn — euch alle fodre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erschrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über diese Fragmente — es falle aus, wie es wolle — wird mich nie in Verlegenheit sezen, denn es ist meine lezte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts anders, als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den ich zur Reinigung meiner Arbeit benuzen kann — aber die Nachwelt ist meine Richterin. Was ich bei meinen Zeitgenossen verderbe, steht noch immer in meiner Macht wieder gut zu machen, die Fehler des Jünglings rechnet man ja dem Manne nicht mehr an — aber die Nachwelt verdammt ohne Beklagten, ohne Sachwalter, ohne Zeugen. Das Werk lebt, und sein Schöpfer ist nicht mehr. Die Frist zur Verantwortung ist vorbei; was einmal verloren ist, läßt sich nicht mehr herein bringen. Von diesem Gerichtshof läßt sich an keinen dritten mehr appellieren. Wie willkommen soll mir also die Zurechtweisung seyn, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öfnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, sie desto fleckenfreier der strengeren Zukunft zu übergeben — Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er hier schon die Gesundheit, die

1785. Publikums sammeln wollte, ehe er es vollendete. Diesmal erhalten wir nur die Skizze des ersten Aufzugs, doch ist diese schon

---

lebendige Kraft, die ihr Dauer versicherte, so wandre die ganze Skize zum Feuer.

Die Geschichte des unglücklichen Dom Karlos und seiner Stiefmutter der Königin, ist von den interessantesten, die ich kenne, aber ich zweifle sehr, ob sie so rührend als erschütternd ist. Rührung, glaube ich, ist hier ganz nur Verdienst des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikatesse herabstimmt und mildert. Eine Leidenschaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiseste Aeuserung Verbrechen ist, die mit einem unwiederruflichen Religionsgesez streitet, und sich ohne Aufhören an der Gränzmauer der Natur zerschlägt, kann mich schaudern, aber schwerlich weinen machen. Eine Fürstin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückseligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeschlachtet worden, die durch die Leidenschaft des Sohns und des Vaters gleich unmenschlich gemishandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorsicht und Schicksal, Zähneknirschen gegen weltliche Konvenzionen abnöthigen, aber wird sie mir auch wohl Tränen ablocken? — Wenn dieses Trauerspiel schmelzen soll, so muß es — wie mich däucht — durch die Situation und den Karakter König Philipps geschehen. Auf der Wendung, die man diesem gibt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Mein Plan ist auf gleiche Art vereitelt, wenn ich bei Philipps Darstellung den französischen Skribenten folge, als wenn ich bei Karlos Schilderung den Ferreras zum Grund legte. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, so bald von Philipp dem Zweiten die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darinn findet, und doch hoffe ich der Geschichte — das heißt der Kette von Begebenheiten — getreu zu bleiben. Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemählden Philipps und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und besser als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?

Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, schon in diesem ersten Aufzug verrathen seyn. Wenigstens war das meine Absicht, und ich halte es für das erste Requisit der Tragödie. Beide Hauptkaraktere laufen hier schon mit derjenigen Kraft, und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen läßt, wo und wann und wie heftig sie in der Folge widereinander schlagen.

Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben seyn, oder es ist kein vollkommenes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren. — Nicht, als ob ich auf das leztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Karlos in Jamben entworfen. Aber in reimfreien Jamben — denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten

hinreichend, um den Gang der Handlung, und die Bearbeitung 1785.
der vornehmsten Charaktere zu übersehn. In der Verbindung der Begebenheiten bleibt der Verfasser der Geschichte treu, aber in der Behandlung von König Philipps Charakter fand er es für nöthig, von ihr abzuweichen, ihn nämlich nicht zu einem solchen Ungeheuer zu machen, als er in der Geschichte erscheint, um die Rührung mehr zu befördern. Das Stück soll in reimfreyen Jamben abgefaßt werden, weil der Verfasser der Meynung derer beytritt, die die Versification zur Vollkommenheit eines Trauerspiels fodern. Von dieser Nothwendigkeit der Versification haben wir uns noch nicht überzeugen können, aber dann scheint sie uns völlig überflüssig, wenn der Dichter nicht immer den poetischen Stil braucht, sondern sich eines der Sprache des gemeinen Lebens nähernden Dialogs bedient, wie z. E. hier gleich der Anfang lautet:

Der Erzspion verfolgt mich überall!

Nicht ganz richtig wird S. 103 gesagt, daß aus Peru's Schachten ein Tropfen Mohn gepreßt werden könne. In dem ersten Aufzuge ist schon die interessante Zusammenkunft der Königinn und des Prinzen, wo beyder Leidenschaft sehr wahr und stark geschildert wird. Nur in der Sprache wird der Verfasser wohl noch solche in dergleichen Lage zu spielende Ausdrücke, wie

---

Dramas gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre — in der Epopee versteht sichs, und in der Tragödie. So bald uns die Franzosen ein Meisterstück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten.

Der Leser wird sich selbst und dem Dichter nüzen, wenn er vor Lesung dieser Fragmente die Geschichte des Dom Karlos, Prinzen von Spanien vom Abbe S. Real, welche kürzlich zu Eisenach in der Uebersezung erschienen ist, nur flüchtig durchblättern will. Ich unterbreche zuweilen den Dialog durch Erzählung, weil es geschehen kann, daß das ganze Stück nach und nach in solchen Fragmenten erscheint, und ich ohne diese Vorsicht also leicht der Indiskretion und Gewinnsucht eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheim fallen könnte, die meinen Karlos zusammen druckten, oder vor der Zeit auf ihr Theaterschaffot schleppten.

Rheinische Thalia, Mannheim, 1785, Lenzmonat, pag. 95—100.

1785. heller strich in meinem Lebenslauf, und solche Shakespearianismen, wie: Ich will in dieser Stellung angewurzelt kleben, bis über mir und unter mir das Rad der Schöpfung stillgestanden vertilgen. Einzelne schöne Bilder und Charakterzüge auszuzeichnen, ist hier der Ort nicht. 4) Brief eines reisenden Dänen über den Antikensaal zu Mannheim, voll taumelnder Bewunderung, aber was gehn die Büsten die Thalia an? 5) Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters, das heißt, kurzes Tagebuch der dortigen Vorstellungen, zuweilen mit einem allgemeinen Urtheile über den Werth der Stücke, und Namensanzeige der Schauspieler, die sich darinnen hervorgethan, oder denen eine Warnung zu geben war, alles zu kurz, um auswärtigen Lesern interessant zu seyn. Was frommt es diesen z. E. wenn es heißt: In dieser Rolle ließ mir denn W. noch etwas zu wünschen übrig? 6) Wallensteinischer Theaterkrieg, oder, über die Schriften, die die Beschwerden einer Schauspielerin Wallenstein gegen die Direction des Mannheimer Theaters veranlaßt haben. 7) Dramaturgische Preisfragen, die Herr von Dalberg zu Mannheim aufgeworfen hat. Herr S. hat übrigens einige Artikel, die er in der Ankündigung seines Journals versprach, z. E. die dramaturgische Geschichte des Mannheimer Theater für diesmal schuldig bleiben müssen, weil er von den gelieferten Artikeln nichts abbrechen wollte.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1785, 21. May.

Kurzgefaßte Nachrichten vom Wäserschen Theater für das Jahr 1785.

Breslau, den 11. Februar, Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Akten, von Schiller, hat, wie billig, ausserordentlich gefallen. Den 12. 13. 23. 28. wiederholt.

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1785, 16. Juli.

Über die Schillerschen Trauerspiele. 1788.

Vorbericht.

Wenn die Stimme eines gewissen Publikums entscheidend genung wäre, so würde dieser Vorbericht eben so unnütz seyn, als die in der folgenden kleinen Abhandlung enthaltenen Beobachtungen über den Geist einiger der neuesten dramatischen Produkte.

Diese Beobachtungen sind einem unbefangenen Gefühle und geläuterten Geschmacke so natürlich auffallend, bei dem ersten Anblicke so einleuchtend, daß ich das eigentliche und würdige Publikum beleidigen würde, wenn ich mir speziellere Untersuchungen erlaubte, und nicht allgemeine, nie beleidigen könnende Gemälde aufgestellt hätte, die einem gewissen Publikum nothwendig sind, um ihm die Larve, womit es sich täuschen läßt, zu zeigen, und die zum höchsten und schädlichsten Grade getriebene. Anglomanie von einer Seite zu zeigen, die der menschlichen Gesellschaft sehr nachtheilig werden kann, wenn sie es nicht schon wirklich ist. Ich meine die durch giftige Einflüsse nach und nach untergrabene Moralität des Publikums.

Es giebt Menschen, bei denen man Gefahr läuft, für blödsinnig, für schwach an Körper und Seele gehalten zu werden, wenn man sich unterfinge, vor ihren Augen zu beweisen, oder nur es als eine eigene, nicht ausschließliche Meinung zu äußern, daß wir bei dramatischen Werken dieser Art Gefahr laufen, alle Moralität und Politur, ich will nicht sagen, den Geschmack des Schönen und Guten, den Respekt der Ausländer, auf den keine Nation eifersüchtig genung seyn kann, und die Achtung der Nachkommenschaft zu verlieren, oder derselben bloß schädlich zu werden, da wir die künftige Generation mit dem Gifte impregniren, das itzt schon manche unhaltbare Bande in manchen Zirkeln der Familien aufzulösen drohet.

Um nicht in den Verdacht zu gerathen, als sei alles, was wir hier schreiben, eitel Deklamation, so will ich bloß ein Faktum anführen, das ich erst jetzt von einem meiner Freunde erfahren habe.

In der Gegend von Baiern und Schwaben rotteten sich vor nicht langer Zeit gefährlich schwärmende Jünglinge zusammen, und wollten nichts geringeres ausführen, als sich durch Mord,

1785. und Mordbrennerei auszuzeichnen, und einen Namen zu machen, oder dem großen Drange nachzugeben, Räuber und Mordbrenner zu werden. — — Und welcher Anlaß konnte solche Unglückliche, in der Imagination versengte Menschen verleiten, und sie auf den Grad von Ausschweifung bringen, wenn wir es aufs gelindeste benennen? „Sie wollten Schiller's Räuber realisiren."

Man erinnere sich, wenn wir unten von dem Einflusse reden, den Stücke dieser Art in Baiern bewirken können. Haben wir aus Datis, die vor uns lagen, unrichtig gefolgert?

Wirklich schaudernd ist die Nachricht im deutschen Museum 1784*) vom Abbe Frick; aber sie müßte noch aufmerk-

---

*) Wir bringen den Artikel hier im Auszuge:

Von dem am 3. Okt. 83. zu Strasburg geräderten Abbé Frick.

In einem Briefe an Herrn L. B. B.

Mehrere Umstände machen diese Hinrichtung merkwürdig; daher glaube ich Ihnen, mein lieber Freund, eine kleine Nachricht davon geben zu dürfen, die desto zuverlässiger ist, da ich ein Augenzeuge von dem lezten Auftritte des Hingerichteten war. Es ist zwar ein kurzer französisch und deutscher Bericht davon erschienen; allein erstlich wird er schwerlich in Ihre Gegenden kommen, zweitens ist er schlecht deutsch geschrieben, und drittens mangelhaft; denn er sezt seine Verbrechen, als bekant, voraus, und meldet daher nichts davon.

Folgende Bemerkungen mögen die Einleitung zu meiner Erzählung sein:

1) Dieser Abbé Frick, gebürtig von Ruffach im Oberelsaß, war einer der schönsten Männer, die man sehen kan. Das Edle seiner Bildung, die ganz Strasburg verwirrt machte, hätte wol einen Sokrates bewogen, ihm, wie seinem Xenophon, den Stab vorzuhalten, und ihn unter seine Jünger aufzunehmen.
2) Dieser schöne Mann war ein ausserordentlicher Bösewicht.
3) Dieser ausserordentliche Bösewicht, die sonsten fein und entschlossen zu sein pflegen, zeigt sich bei seinem lezten Verbrechen und bei der Gefangennehmung ausserordentlich dumm und unentschlossen.
4) Dieser in Freiheit unentschlossene Mensch und Verbrecher stirbt mit einer Standhaftigkeit und mit einer Gegenwart des Geistes, wie man bisher nur einen tugendhaften Sokrates, Morus und Oldenbarnewald sterben zu sehen gewohnt war, — und zwar in einem Alter von etwa 28 Jahren, in der Blüthe der Jugend, wo er die Welt, und die Welt ihn noch sehr geniessen konnte.

(Wir übergehen die Erzählung seiner Mord- und Schandthaten. Frick trieb sein blutiges Gewerbe in der Nähe Strasburgs und hielt sich in einem Walde auf. Als Militär herankam, ihn zu fangen, warf

samer machen, wenn aus den Kriminalakten nahmhaft gemacht 1785.
werden könnte, welche Bücher es seien, deren er in einem seiner

---

er seine Gewehre und Pistolen fort und stellte sich freiwillig. Er legte vor Gericht ein muthiges Geständniß ab und ward zum Tode verurtheilt. Unser Correspondent fährt nun fort:)

Als der Blutschreiber, der das Urtheil im Gefängnisse ihm ankündigen sollte, dahin kam, empfing ihn Frick mit einer heitern Miene. — „Seien Sie mir willkommen!" sprach er, hörte die Sentenz mit aller möglichen Gegenwart des Geistes vorlesen, und dankte dem Magistrate für seine Gütigkeit, und trat hierauf ans Fenster. — „Meine Freunde!" sagte er hier, „da keine Gnade auf der Welt mehr für mich ist, so beten Sie für mich zu Gott, daß er mir die Gnade schenke, wohl zu sterben!" — Hierauf besuchten ihn die Geistlichen, mit denen er sich in Gelassenheit und Unterwürfigkeit den ganzen Nachmittag unterhielt.

Am Abende speiste er mit zwei Geistlichen, und als er die vielen Gerichte sahe, wie bei dem sogenannten Henkersmahle gewöhnlich ist, den Malefikanten noch recht gut zu bewirthen, sagte er: Ach! das ist zu viel für drei, man gebe die Hälfte meinem Kameraden, der in dem Galeerenthurm sitzt. — Dies war der Mitgenosse seiner Schandthaten.

Gegen halb acht Uhr des andern Morgen kam der Scharfrichter, um ihn auf dem gewöhnlichen Todtenwagen abzuholen. — „Seid ihr derjenige," fragte er, „der mich hinrichten soll? — und wißt ihr den Inhalt meines Urtheils? Werde ich lebendig gerädert, oder nicht?" — Der Scharfrichter hieß ihn ruhig sein; er werde nichts von den Streichen der Keule empfinden (in Frankreich wird nicht mit einem Rade, sondern mit einer eisernen Keule gerädert) — und band ihm darauf die Hände nur mit einem Bindfaden, statt des Stricks, worüber der Abbé sagte: Ich verdiene diese Auszeichnung nicht — doch die Zeit ist da! wir wollen gehen. Hierauf umarmte er den Thurmhüter, bat alle Anwesende um Verzeihung, und bestieg den Wagen — neben ihm zween Geistliche — in seiner gewöhnlichen Kleidung, da sonsten die Malefikanten, die in Strasburg zum Tode geführt werden, ein Todtenkleid haben.

Wo er vorbeigefahren wurde, jammerten die Frauenzimmer, und von allen Seiten hörte ich nur: Ach! was für ein schöner Mensch! Welcher Schade! Er selbst schien nichts ausser sich weiter zu sehen und zu hören, redete auch nicht mit seinen Begleitern, sondern hielt die Augen immer starr auf das Kruzifix geheftet, das er in den Händen hatte, und bewegte den Mund, als einer, der still betete.

So bald er das Schafot bestiegen hatte, winkte er mit der linken Hand — in der rechten hielt er das Kruzifix — dem in erstaunender Menge versammelten Volke Stillschweigen, und nachdem es still geworden war, sprach er, mit so vernehmlicher und gesetzter Stimme, daß ich's mehr als fünfhundert Schritte weit hörte, folgendes in französischer Sprache:

„Höret — höret, meine Brüder in Jesu Christo, höret eine bußfertige Seele, die zu euch spricht, alle ihr Christen, aber insbesondere,

1786. **Briefe erwähnt, die eine so verderbliche Wirkung auf sein Herz oder seine Einbildungskraft, und sonach seinen Verstand hatten,**

---

ihr Katholiken. Es ist ein Priester, der zu euch redet. Durch meine entsezlichen Missethaten bin ich ein Abscheu der ganzen Welt geworden. Ich bitte wegen des Aergernisses um Vergebung, das ich gegeben habe. Es sind vielleicht sechstausend Menschen, (es waren zuverlässig viel mehrere) die mich hören, aber ich wünschte, daß mich die ganze Welt hören und von meiner Bekehrung Zeuge sein könnte! — Ich fürchte den Tod nicht, noch weniger als ihr, die ihr mich betrachtet; ich fürchte auch die Hölle nicht, weil es für einen bußfertigen Sünder keine giebt. Ich muß hier (indem er auf die für ihn zubereitete Stelle wies) für meine grossen Missethaten büssen, zufolge eines Richterspruchs, den Gott selbsten durch den Mund des hier gegenwärtigen Löbl. Magistrats ausgesprochen hat. Ich bitte Gott um Vergebung, und euch, meine lieben Brüder! im Namen Jesu Christi (indem er dem Volke das Kruzifix zeigte) an mir armen Missethäter ein warnendes Beispiel zu nehmen, niemals vom Wege der Ehre und Rechtschaffenheit abzuweichen. Ich seze mein Vertrauen in euch, ihr katholischen Christen, daß ihr euch auszeichnen werdet, um mit mir die Hände zu erheben, und Gott für meine Vergebung zu bitten, durch ein heiliges Ave Maria!"

Hierauf kniete er nieder, und betete mit den Zuschauern. Dieser Auftritt war selbst für diejenigen rührend, die nicht gerade in dem Schooße der katholischen Kirche leben, und ich weiß gewiß, mancher ehrliche Protestant hat sein Vater Unser mit gebetet. — Als er wieder aufgestanden war, rief er aus: Jesus Christus, erbarme dich meiner! ich sterbe zufrieden; wandte sich hierauf gegen die Scharfrichter mit den Worten: sie sollen jezt ihre Pflicht thun — und umarmte denjenigen, von dem er glaubte, daß er die Exekution an ihm verrichten werde — und dann die beiden Geistlichen — hub die Augen gen Himmel, und sprach noch einmal: ich sterbe zufrieden — entkleidete sich zum Theil, und erhielt die lezte Absolution — kleidete sich dann vollends aus, immer mit heiterer Miene, und fragte nochmals: wie er hingerichtet werden sollte? — „Sie werden," antwortete der Scharfrichter, nicht den geringsten Schmerz fühlen, mein Freund! denn Sie werden erst erdrosselt, und dann gerädert" — eine Gnade, die man vermuthlich, so wie die andern, den Geistlichen gethan hat! — Endlich legte sich Frick auf das Kreuz, ließ die Füsse sich binden, schob den Strick, der ihn erdrosseln sollte, selbst an dem Halse zurechte, und reckte hierauf auch die Arme hin. Etwa eilf Minuten hernach folgten die Keulenhiebe.

Brief des Abbé an seine Eltern.

Aus dem Französischen übersezt.

Strasburg, am Rande des Grabes, den 4. Sept. 83.

Sie erblassen, mein Vater! und Entsezen malt sich auf Ihrem Gesichte bei der Eröfnung dieses Briefes. Ach! Ihre Augen betrügen sich nicht! — er ist es; — Ihr bedaurungswürdiger und ungerathener Sohn,

und folglich die Art bestimmten, wie er die Verhältnisse der Gesellschaft betrachtete, und darnach handelte. 1785.

Horus, oder die wollüstigsten Romane womit uns die

---

der an Sie schreibt; nicht um Ihnen von seinen verabscheuungswürdigen Verirrungen Nachricht zu geben, da es überall bekannt ist: auch nicht, um Ihnen das Schreckliche seiner Lage zu schildern: sondern allein den besten, den betrübtesten, den unglücklichsten Vater der Welt, der es am wenigsten zu sein verdient, um Vergebung zu bitten. Verzeihung! Verzeihung! mein Vater! Aus dem Innersten meines Gefängnisses werfe ich mich zu Ihren Füssen, zitternd ergreife ich Ihre Hand, meine blassen Lippen, die sich darauf drücken, können keine andern Worte hervorstammeln, als — Verzeihung, um die ich flehe!

Ich fühle alle meine Schandthaten, sie zernagen mein Herz, und lassen ihm keine Ruhe, nicht einmal des Nachts! Ich empfinde nur zu sehr, daß ich vier volle Jahre ein Taugenichts, ein Bösewicht, widerspenstig, ungehorsam und undankbar gegen einen Vater war, der nie aufhörte, mich mit Wohlthaten zu überhäufen! Ich fühle, wie sehr ich Sie verfolgt und niedergebeugt habe, und was das Schrecklichste ist, ich fühle das jetzt zum erstenmale! Ja, mein Vater! Seit langer Zeit hatte sich das Laster in mein Herz eingeschlichen und beherrschte es gänzlich; meine von Natur feurige Einbildungskraft ward unaufhörlich gereizt durchs Lesen schlechter Bücher, durch das Beispiel der Verführung und durch falsche Freunde, die mir keine Zeit liessen, ernsthafte Betrachtungen anzustellen, um wieder zu mir selbst zu kommen. Mein Herz war ganz vermodert, und ich roch seine üble Ausdünstung nicht, weil ich schon daran gewöhnt war, und aus einer niederträchtigen Gefälligkeit gegen meine sogenannten Freunde unterließ ich, mein Leben zu untersuchen. Seit mehr als vier Jahren war ich blind, und wenn mir nicht der furchtbarste Auftritt die Augen geöfnet hätte — und dieses nur, um sie durch den schmählichsten Tod, der meiner wartet, auf immer sie zu verschliessen — so würde ich es noch sein! Ich bin der ganzen Welt das rührendste Beispiel des kindlichen Ungehorsams, der schon hier auf Erden durch das Gerichte Gottes bestraft wird — des fortschreitenden Lasters, des Hochmuths, sich durch schwärmerische Pläne empor zu schwingen, der Geringschäzung meines Standes, welcher der Gottheit sich nähert und des Mißbrauchs der Kenntnisse, die ich zu den ungeheuersten Begriffen von der Religion anwandte.

— In kurzem werde ich für Sie bei Gott mit mehrerer Kraft bitten können, als ich es jezt zu thun vermögend bin. Ich empfehle mich dem Schooße der Natur, aus welcher ich mein Dasein erhielt; insbesondere aber meinen Schwestern für die Ruhe meiner Seele. Adieu, Vater, Mutter, Schwestern, empfanget den lezten Kuß vom unglücklichen Sohn und Bruder.

Deutsches Museum, Leipzig, 1784, April, pag. 332 ꝛc.

1785. schönen Geister aus den geheimsten Archiven so reichlich beschenken, solche Werke, sage ich, die doch die schädlichsten Auswüchse des Geistes und der Einbildungskraft sind, können nie so die ererbten Begriffe schwacher Menschen verwirren, und sie wider den Willen des Verfassers unglücklich machen, oder junge Herzen so verderben, als einige unserer sogenannten Schauspiele.

Wider Willen reißt mich der Stoff hin, daß ich befürchten muß, statt einen Vorbericht eine kleine Abhandlung zu schreiben, da man aber über einige Punkte zum Publikum ein Wort reden wollte, so war es auch nicht möglich, von der Veranlassung zu schweigen.

Der Verfasser der Räuber, des Fiesko von Genua (ein republikanisches Trauerspiel; warum nicht bald ein despotisches für das Theater des Moguls?) und der Kabale und Liebe, wird mit nichts geringerm verglichen, als mit Shakespearn. Die Einfalt dieser Vergleichung, weil wir doch immer vergleichen müßen, kann nur die deutsche Ehrlichkeit zu Grunde haben.

Wenn man bedenket, das Shakespear vor mehr als einem Jahrhundert ein Schöpfer für die englische Bühne ward; und mit großer Kenntniß der Menschen Werke schuf, die den ächten Stempel des Genies trugen; daß aber auch jezt die Engelländer eben die Werke dieses Genies für die Vorstellung beschneiden, der Episoden entladen, und denselben ungefähr die Form zu geben suchen, die Weisse dem Romeo und Juliet gegeben — dies betrachtet, sollte man nicht denken, Deutschland halte Schillern für den analogen Schöpfer seines Theaters, den man erst in einem Jahrhunderte vergöttern, den ein deutscher Bischof,[1]) oder ein — Kandidat kommentiren; dessen Gebeine man in der kaiserl. Gruft den Gebeinen der Maria Theresia beisetzen, und den die Nachwelt für den treuen Abbilder der Sitten der jezigen Welt halten werde? Also sind wir jezt, wo die Engelländer vor 200 Jahren; und vielleicht im Jahre 1894 werden wir erst Dichter haben, die uns das sein werden, was Addison, Congreve, Fletcher 2c. den Engelländern; was Racine, Crebillon, Voltaire den Franzosen gewesen? Seht, wohin die Vergleichung, die unedle Nachahmung führt! man verschwendet hier nichts ge-

ringeres, als Jahrhunderte, und Deutschland hatte schon einen Schlegel, Lessing, Weisse, Cronegk, Brawe, und andere. Oder sind diese gegen Schillern, Pradone, Benserade, Rotrou's? 1785.

Unsere jezige dramatische Literatur trägt ein Gift bei sich, welches in Jahrzehnten noch nicht wird gehoben seyn; der Geist, der dieselbe beweget, hat einen weitern Einfluß, als man denket; ein Beobachter wird bemerken, welches visigothische Ansehen derselbe in mehrere Zweige der Literatur gebracht hat; der feine Geschmack ist dessen Todfeind, und Herder hat doch bewiesen, daß derselbe nur die Anordnung, der Gebrauch der Geniekräfte (bei Schriftstellern) ist.

Schlegel und Lessing hatten eine Bahn gebrochen, die ganz eigenthümlich war; Cronegk hatte sich nach französischen Mustern gebildet; aber da die Deutschen anfingen, mit Shakespear'n bekannter zu werden, so hätte man hoffen sollen, daß sie aus dem französischen und engelländischen Trauerspiele eine Komposition hervorbringen würden, die den Deutschen am passendsten, und die einzige wäre, welche die metaphysische, sentimensstrotzende, und kalte Deklamation der Franzosen, und die zu große Unregelmäßigkeit, die zu geilen Auswüchse der Imagination, und die Unsittlichkeit der Engelländer vermieden, und das deutsche Trauerspiel auf eine Stufe erhoben hätte, welche mit Beobachtung des Dekorums der Handlung und der Regelmäßigkeit, eine reine, polirte Sprache, und wohlklingende Versifikation mit oder ohne Reim verbunden hätte; denn ohne dieselbe wird unser Trauerspiel immer die niedrigste Stufe behaupten. Aber diese Aussicht ist größten Theils zernichtet.

Die Nachahmer Shakespear's, oder Göthens, Schillers, warum ahmen sie Ausländern nach, oder Innländern, die Ausländern nachahmten? — — Auf der Höhe des deutschen Parnasses prangt ein Werk, die reifste, gesündeste und kraftvollste Frucht, genährt mit den besten Säften von dem, was der Orient, Griechenland, Rom, Frankreich und Engelland hervorgebracht; was Studium des Menschen, der Sprache, was Philosophie nur vermag, findet sich hier zusammen, in der reinsten Darstellung, im hellesten Lichte; es ist Nathan der Weise. Es ist das Muster, nach welchem wir ein tragisches Theater haben können; fünf oder sechs solcher

1785. Stücke, in solchen Versen, in solcher Manier, mit aller der Natur, und der durch die feinsten Gläßer der Kritik reflektirten Kunst, die unter den Neuern nur Lessing eigenthümlich besaß, und die mit ihm zu Grabe ging; über fünf oder sechs der streitigsten und wichtigsten Punkte der Philosophie, würde nicht ein solches Theater die schönste Schule europäischer Weisheit seyn? auch ist mir keine Zeichnung, Haltung, und Karakteristik bekannt, die der im Nathan gleich käme; er hat eine gänzlich antike Ansicht, die uns so wenig wohlthut, und die nur der Verfasser des Laokoon Werken dieser Art aufdrücken konnte. — — Warum ahmen wir dieses große deutsche Genie nicht nach, ohne Sklaven zu seyn? warum? weil der Britte leichter nachzuäffen ist.

Ich bin nicht im Stande, den Zustand zu beschreiben, in welchen mich die mit der größten Anstrengung geendete Lektüre der Räuber zurückgelassen hat. Meine Gewohnheit ist, bei wolkichten und stürmischen Tagen, besonders im Spätjahre, die Felder zu durchirren, und an irgend einem Absturze, den Tannen umschatten, oder bei einem Waldbache den Ossian zu lesen. Die große sandigte Heide vor mir, die auf ihren Hügeln und Abhängen der Nordwind in kleinen Wellen beweget; das nahe Säuseln der Pappeln, und der bange schwere Flug der Raben versetzt mich dann ganz in die Zeiten des Dichters. — — — In dieser Gemüthsstimmung kam ich von meinem Spaziergange spät zurück, und las bis in die Nacht die Räuber. Es war nöthig, dieses Umstandes zu erwähnen, um folgendes Phönomen eines Traumes zu erklären. — — — Welche Menschen, dachte ich bei mir. Ein Räuber, ein Mörder, und doch ein edler Mensch; ein Ungeheuer, das unter einer Rotte von Ungeheuern, an einem grünen Abhange, in dichterischer Gluth, mit der Natur, seiner mittrauernden Freundin, mit der untergehenden Sonne spricht, und fantasirt. Die heftigste Unruhe, der größte Ekel faßten mich. Ich erschrecke und zittere. Franz moralisirend, philosophierend; Vaterliebe; Mutterliebe; brüderliches und schwesterliches Band; Bande der Menschheit und der Gesellschaft, mit einem Hiebe durchschnitten; ein Zwerg, eine Komposition aus allen Ungeheuern Shakespear's und aus dem Gehirne des deutschen Dichters; meine Betrachtungen leiteten mich auf den Karakter desselben: ist es möglich, kann das die poetische Ge-

burt eines civilisirten Menschen seyn? oder entsprang sie aus 1784.
unregelmäßigen Leidenschaften, aus unglücklichen Lagen, aus übler Leitung, aus Schicksalen, die wir nicht wissen, und aus einem zerrütteten Empfindnisse, das nur solche Wesen gebähren kann?

Doch ich will nicht dem Menschen zu nahe treten, und den Dichter an die poetische Freiheit appelliren lassen; er verzeihe nur meiner eigenen Zerrüttung diese Vermuthungen; es ist eine der schrecklichsten Nächte gewesen, die ich nach dieser Lektüre hatte. Mörder und Ungeheuer; graue Väter und Helden opferten nach einem Blutbade und bei rauchenden Pallästen der hervorsteigenden Sonne.

Um wieder zurückzukommen, so frage ich, wessen Landes Sitten, wessen Gepräge trägt dieses sogenannte Schauspiel? Sollte der Dichter, (aber es ist unmöglich!) in Deutschland Originale kopirt haben? so sind wir ärger, als die Neuseeländer, und dürfen nach der Vorstellung der Räuber das bürgersche neuseeländische Schlachtlied anstimmen.

Welche Wirkung werden die Produkte dieser Dichtung in den Herzen schwärmender Jünglinge, und sanfter, deutscher Mädchen hervorbringen? Der Philosoph spüre nach; der Psycholog sammle Bemerkungen: der Mann von Geschmack weine über die Trümmer des guten Geschmacks, der Moralität, und der schönen Literatur, die, (um nur von einer Sache zu reden) die Köpfe der Franzosen volatilisirt, und bei uns Ungeheuer zur Welt bringt.

Es ist wahr, in den Schauspielen Schiller's sind manche Szenen, die so kräftig dialogirt sind, eine so blendende Diktion und so wahre Darstellung haben, und so viel Kenntniß des Menschen vereinigen, daß ich den Talenten des Dichters meinen Beifall gebe, andere Szenen sind auch so fürchterlich tragisch, so die Haare sträubend, daß der fürchterliche Crebillon, wie ihn die Franzosen nannten, nichts gegen den Crebillon der Deutschen ist.

Ein großer Staatsmann hat unlängst unter vielen frommen Wünschen für Unser Theater, über das Schauspiel die Meinung geäußert: Eine civilisirte Nation könne kein solches Trauerspiel haben.

1785. In einem Stücke der gothaischen gelehrten Zeitung 1784, welche man wegen der Gründlichkeit und Deutlichkeit der Urtheile oft mit Recht rühmt, wird dem Fiesko von Genua, der Kabale und Liebe, und den Räubern voller Beifall zugeklatscht, mit der Bemerkung: daß die Liebhaberinnen und Liebhaber eine große Prädilektion für die Räuber vor den letzten Stücken haben würden. Ist dies möglich? nicht eine Rüge, nicht eine Bemerkung der Abscheulichkeit, der Schrecklichkeit dieser Schilderungen? nur in dem vierten Stücke des Journals von und für Deutschland erhebt sich eine einzige Stimme aus der deutschen Wüste unter dem Artikel Theater von Berlin, wo der Ungenannte glaubt, daß wir bei solchen Stücken kein Theater haben; und auf allen Theatern Deutschlands wird die Vorstellung des Fiesko fünf bis sechsmal wiederholt?

Die Heirath des Figaro hat schon, meinem Wissen nach, die 53ste Vorstellung in Paris gehabt; Coriolan, das neue Trauerspiel des la Harpe auch eine öftere; was hat Fiesko für ein Verhältniß dagegen? Der Geschmack der Deutschen und Enthusiasmus gegen jenen der Franzosen?

Unsere Dichterlinge reden und schreiben vom Verfalle des Geschmacks der Franzosen; bei welchem Volke ist der Geschmack zum Theile mehr gesunken, oder in seiner Blüte früher, wenigstens auf einige Zeit durch Kannibalen erstickt worden? — — Einer unserer größten Schriftsteller, den erst die Nachwelt ganz schätzen wird, der so lange bei dem Geschmacke den Vorsitz hatte, was konnte Wieland gegen den Strom thun, der von dem Theater ausbrach, und die schönsten Gefilde der Literatur mit zu überschwemmen drohte? Das Vernünftigste war, ihm seinen Lauf zu lassen. Jezt erst, nachdem Jahre verflossen, und die Bühne der Lessinge, der Brawe, Schlegel, Cronegk, und Weisse verschwemmt ist, erhebt sich seine Stimme; und wird sie gehört werden? ja, sie weckte den Antonius und die Kleopatra; aber Ungeheuer sind noch im Besitz unserer Bühnen, und das gewisse Publikum? vielleicht erwartet es nächstens von seinem Shakespear ein neuseeländisches Trauerspiel, um die Menschenfresser in puris naturalibus zu bewundern. Auch ein Franzose hat auf neuseeländischem Grund und Boden ein Trauerspiel gedichtet, aber seine Helden sind keine Menschenfresser.

Verschiedene Deutsche schreiben verschiedenen Franzosen nach, 1785. daß die Literatur derselben auf ihrem Untergange begriffen sei. Ich will nicht untersuchen, ob eine große Eigenliebe oder Eitelkeit bei den Franzosen diese Behauptung hervorbrachte, weil sie unter Ludewig XIV. ein goldenes Alter hatten, und auch nun einen Verfall des Geschmacks haben wollen, wie die Griechen und Römer; sie glauben sich dadurch wichtiger und verschiedene scheinen sich selbst ungemein wohl dabei zu gefallen. Hat eine Nation Meisterstücke so gut, als Solons Gesetze für die Athenienser die besten waren, so schränkt sie alle Kunst, alle Natur, und die aus beiden fließenden Regeln auf dieselben ein, aus denen keiner treten darf; Meisterstücke, die nachher erscheinen, sind keine, weil sie den ersten nicht gleichen, und man will nur in einer Reihe durch alle Jahrhunderte Moliere, Racine, und Korneillen haben. Das war der Fall bei den Franzosen. Keine der neuern Nationen gewöhnte sich früher an fremde, und zum Theile konventionelle Regeln, als die französische; und keine ist auch denselben sklavischer getreu geblieben; und hat schöner und possierlicher in Ketten getanzet; aus der Gewohnheit wurde ein konventionelles Gesetz, das die Richter der Nation einregistrirten. Ein Bruch derselben wurde mit nichts geringerm bestraft, als mit Verachtung, und Rousseau erregte wegen seines Geständnisses über die französische Musik selbst die Regierung gegen sich. Aber mit den englischen Moden kam dieses Gute über den Kanal mit nach Frankreich, daß man mit denselben sich auch an das Englische Schauspiel zu gewöhnen anfing. Einige Jahrzehende früher, und der Theaterbannstrahl hätte den Verwegenen verzehrt, der die Einheit des Ortes und der Zeit nicht heilig beobachtet hätte; — und sie ist gebrochen, ohne Theaterblut, und die Dazwischenkunst der Minister, welche die Schauspieler und Schauspielerinnen mit einander versöhnen, und zur Ruhe des Königreiches, oder der Stadt Paris in Schutz nehmen; ce qui ne peut qu'influer sur la félicité publique. (Dies sind Worte eines Stückes des französischen Merkurs 1784, bei der Aussöhnung einer Schauspielerinn mit einer ihrer Nebenbuhlerinnen oder mit dem Publikum, und als sie wieder das erstemal die Bühne betrat.)

Der Schritt ist nun gethan, und die Beispiele liegen vor Augen; vielleicht werden sich auch in kurzer Zeit die pariser

1785. Damen an die Gespenster im Hämlet und Mäkbeth gewöhnen, und das von Lessing gegeisselte Donnergespenst in der Semiramis wird gerne nach Babylon zurückeilen. Werden diese langsame Schritte dem französischen Theater nicht vortheilhafter werden, da sie auch jetzt im Stande sind, die Vergleichung mit dem deutschen (durch Friedels Uebersetzung) vorzunehmen, als unsere unsinnige Nachahmungssucht dem unsrigen?

In Rücksicht des vorgegebenen Falls des Geschmackes ist nicht zu läugnen, daß die zu große Verfeinerung der Pariser, der Geist verschiedener kleiner Gesellschaften, oder was man bonne compagnie nennt, ihre Redensarten, die rasende Mode, Wörter zu schaffen, die nur neue Erscheinungen in der physischen und moralischen Welt hervorbringen, trotz der fixirten Sprache — daß dies, und vieles, was nicht hieher gehört, der französischen Literatur geschadet habe — zugegeben, wo ist das Land, wo mehr Aufklärung, mehr Kenntnisse, leichtere Manier des Lebens, mehr Nationalenthusiasmus, Zusammenwirken und Thätigkeit der größten Köpfe der Nation zu einem gemeinsamen und rühmlichen Zwecke (freilich nicht der Fäuste, wie in Engelland) anzutreffen ist? wo literarische Kenntnisse mehr belohnt, durch die allgemeine Stimme des Publikums mehr aufgemuntert werden? Ist bei einer solchen Disposition nicht Geschmack, Organum, Manier des Lebens?

Wollte man eine Parallele zwischen den Produkten des Theaters der Franzosen und Deutschen in den letzten Jahren ziehen, für welches würde der Ausschlag seyn? Wo finden wir eine Komödie auf, die wir dem ganz neuen Produkte le seducteur entgegenstellen können? Dem Coriolan des la Harpe können wir nur den Antonius und die Kleopatra entgegensetzen. Bei uns Deutschen wehen die Palmen des Sieges fast über alle Objekte der Wissenschaften; aber über dem Theater? Wir haben keines, oder nur den großen Lessing.

---

[1]) Warburton hat bekanntlich Shakespearn kommentirt.

Über Schillers Trauerspiele. 1785.

(Fortsetzung.)

Racine observe les Portraits
De Bajazet de Xipharès,
De Britannicus, d'Hippolite.
A peine il distingue leurs traits;
Ils ont tout le meme merite;
Tendres, galans, doux, et discrets.

Temple du Gout.

Im umgekehrten Sinne kann man nichts Treffenders von den Helden Moor, Fiesko ꝛc. sagen. Sie sehen alle der Sonne entgegen, wenn sie hinter Kerzen, oder hinter einem Meere hervorkömmt, oder niedersteigt; aus diesen Empfindungen, oder Entzückungen, die uns sanft, wie die Natur, und zu Freunden der Menschen machen, keimen ihre Entschlüsse und blutigen Projekte hervor; die Sonne ist nichts Geringeres als die Vertraute ihrer Seelengröße, oder ihrer Herrschsucht; ihrer Liebe, und ihrer Thorheiten. Sie sprechen alle eine stelzenreiche Sprache; ewigen, entsetzlichen Egoismus, dessen Schemel ein Haufen von Ermordeten ist; heftige Ueberspannungen, verzehrendes Feuer, das bis in die Wolken leckt. Die Grundsätze, die diese Helden uns monologiren, werden diejenigen schwacher Menschen, oder toller Köpfe; hier ist nicht der Fall, wo schöne, edle Gedanken und Empfindungen, in schönen Versen, in den Gedächtnissen der Menschen schöne Lebensweise werden.

Umsonst hat Joseph II. nicht den Wunsch seiner Theaterkommission eröffnet, gute, versifizirte, deutsche oder französische Trauerspiele zu sehen.

Da sich jetzt die Franzosen einer merklichen Verbesserung ihrer kalten Deklamazion nähern, warum sollen sie nicht auch die Gränzen des Trauerspiels erweitern? — Es ist schon genug, daß man zu Paris den akkommodirten Mäckbeth ansehen konnte; bei einer einzigen Szene aus Schillers Trauerspielen würden die dortigen Herren in Ohnmacht sinken. „Würde ein Hausvater den vornehmsten Personen dieser Stücke sein Haus öffnen?“ Ich sage Nein. „Es sind dies also Stücke, in welchen viel Genie ist, die aber nicht als Muster für die Sitten dienen können, weil diejenigen, die diesen Beispielen folgen würden, Gefahr liefen,

1785. nach den Grundsätzen einer guten Polizei mit Recht gestraft zu werden."

Der ganze Ton, die Sprache, die Grundsätze verschiedener Personen in den Räubern; gewisse Feste, von welchen sie sprechen, können nur Menschen aus unserm Jahrhunderte, fast möchte ich sagen, Jahrzehnte, bekannt seyn; sollte nicht ein Ausländer, der dieß Stück lesen kann, glauben, wir Deutschen wären mitten in diesem aufgeklärten Jahrhunderte Barbaren, die keine Gesetze, keine Polizei, und eines Landfriedens nöthig haben?

Manche Situazionen, in denen sich die Personen des erwähnten Stücks befinden, sind so zurückstossend, so ekelhaft, daß man nur mit der größten Anstrengung bei denselben verweilen kann; um wieviel mehr muß ich den Dichter bewundern, oder bedauern, der sich eine solche Welt, solche Menschen schaffen kann, in die Lagen und in die Karaktere sich so zu versetzen weiß, daß er uns fast mit seiner lebhaften Darstellung, Behandlung der Leidenschaften, und der ganzen blendenden, aber auch sehr metaphorischen, allegoriereichen und hinaufgeschraubten Sprache die Möglichkeit glauben macht, daß solche Menschen existiren können, oder, welches einerlei ist, daß die Gesetzgebung und die Gebräuche, die Sitten und die Polizei, und der ganze herrschende Geist oder Wiederspruch eines Jahrhunderts so beschaffen seyn könne, daß er aus Menschen, die in einer Gesellschaft leben, die durch verschiedene unglückliche Fälle, und durch die Schwärmerei ihrer Imaginazion und unrichtigen Begriffe hingerissen sind, solche Ungeheuer mache, die alle ihre Schandthaten in einem civilisirten Lande so weit treiben, daß wir im Faustrechte oder einer völligen Barbarei zu leben glaubten, wenn sich nicht endlich die Regierung des Landes bewegen ließe, einige Kompagnien Soldaten, denen es nicht Ernst ist, zu streiten, gegen sie auszuschicken, um wenig zu thun; daß der eingebildete Held aber die Bewunderung und das Interesse des Pöbels und höherer Stände wird, wo die Schwäche der landesherrlichen Macht oder Polizei in dem elendesten Kontraste erscheint; — — welche Wirkungen werden solche Situationen hervorbringen? welche Lehren der Moral, der Politik, des Gehorsams gegen die Gesetze und ihre Handhaber sind stark, einleuchtend, oder anziehend genug, um die vorigen Eindrücke auszulöschen?

In Baiern, wo sogar in den kleinsten Buden, oder 1785.
Theatern, in den kleinsten Städten oder Dörfern, vom geringsten Prinzipale der elendesten wandernden Truppe die Räuber vorgestellt werden, muß dieß die besten Wirkungen und Folgen haben. — — —

Eben, da ich so weit bin, lese ich in Nikolais Reisebeschreibung IV B. S. 604 in dem Artikel Schauspiele von Wien; ich kann nicht umhin, passende Stellen hier abzuschreiben. „Frankreich und England, sagt er, hat ein französisches und eng„lisches Theater, in diesen Ländern eigenes Schauspiel — — — „Was haben wir denn in Deutschland? — — Eine Menge „von schlechten Originalstücken, die nicht der Kritik werth „sind. — — Karrikaturen voll plumper Unnatur, wie die Räuber, „Simson Grisaldo, Klaus Stürzenbecher, u. dergl., „welche durch das Geschrei unwissender Jünglinge für shake„spearische Meisterstücke ausgegeben werden — — Macht „dieß zusammen ein deutsches Schauspiel? Und ist nicht ein „Theater, das so beschaffen ist, wie jetzt das deutsche, noch in „seiner Kindheit, und wird lange darin bleiben?"

Wenn Männer, wie Wieland, Ayernhofer und Nikolai, besonders durch die Rezensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek, diesem Unwesen nicht steuern können; wenn es Lessing in seiner Geburt nicht bekämpfen konnte, wer wird es können? [1])

Es bleibt mir nur noch übrig, etwas über den Ursprung des Verderbnisses unsers Theaters zu sagen.

Wenn eine Nazion auf einer gewissen Höhe steht, wo sie noch nicht das fixirte Ziel in Sprache und Ausbildung, [2]) in reinem, aber auf die jedesmaligen Grundbedürfnisse und Vergnügungen gebautem, oder in einigen Theilen noch nicht gesicherten Geschmack erreicht hat, so muß es dem Genius der Nazion nicht gleichgültig seyn, was für Eindrücke und Einflüsse von aussen kommen. Die physische und moralische Welt haben ähnliche Gesetze. In der ersten Gährung gilt es gleich, was für Materien zur Ingredienz dienen, wenn sie nur die Gährung befördern.

Wie schön, wie viel versprechend war nicht die Periode von 1740—1770?

Hätte sich in Deutschland während diesen Jahren eine Hauptstadt (wenn es je eine haben kann) zur Richterin des feinen Geschmackes gebildet, wo die Weisen und Dichter die allgemeine

1785. Masse konzentrirt, erhalten, und fortgebildet hätten, so wäre man vor Neuerungen in der Sprache, vor äussern Einflüssen sicher gewesen.

Man bemerket mit Recht, daß der Geist der französischen Literatur, wie der Staat, monarchisch sei; daß der Geist der deutschen aristokratisch, und demokratisch, oft beides zugleich, und nicht selten oligarchisch, größtentheils aber anarchisch sei. Der Geist beider hat seine Inkonvenienzen, wie seine guten Seiten; im ersten Falle gebietet der Souverain, das ist, die Hauptstadt ist die Richterin; die Vasallen gehorchen, oder die Provinzen folgen dem Spruche. Nirgends können Kenntnisse leichter verbreitet, und schneller bei allen gleichzeitig wirkend werden, als hier; aber auch leichter unterdrückt, daß zum wenigsten der öffentliche Geist eine andere Richtung nimmt; und öfters wird ein glänzender und impotenter Despotism der bündigste Beweis. Im andern Falle ist das Extrem, oder der Exceß des ersten nicht möglich; so viele Fürsten, oder Aristokraten, oder Demokraten, und Oligarchien; so viele Hauptstädte, so viele Richterinnen, die nur ein gesetzgebendes, aber kein ausübendes Richteramt über die Kantons führen, die ihre Represententanten haben; ein Richter glaubt sich befugt, den Andern zu richten; Alles ist blos Lehre, Warnung; Alles ist passiv; die Strahlen der Sonne wirken nur durch die Zeit, das ist, langsam; Jeder behauptet sein Recht, oder ist eigensinnig; aber so, wie diese Republiken, oder diese große Republik, so viele kleine hat, durch Berge, Flüsse, Wälder und Seen von einander getrennt, und von der Sonne unter den verschiedensten Graden erleuchtet, so vielerlei Boden, so vielerlei Klima; so vielfach organisirte Körper, so vielerlei Farbenaspekt; so vielerlei Sinn und Gefühl und so die — Töne. Eine ursprünglich nur etwas vermischte Sprache; aber wie Dialekte? In dieser Sprache, und diesen Dialekten, die nun anfangen zusammenzuschmelzen, wie wunderbar verschieden klingen nicht aus Süd und Nord die Seitentöne! — — Aber jüngst hatte ein Fieber diesen großen Körper überfallen; Keiner konnte heilen, weil ein Jeder das Recht hatte, sich nicht heilen zu lassen; die Krankheit wütete auf den Alpen, wie am Otten-Sund.

Vor und bei dieser Katastrophe erscheint ein Mann in deutscher Tracht, blos am Busen der Natur gebildet; ganz ohne Regel, und durch treue Gemälde der Leidenschaften und der ganzen

damaligen englischen Welt die Bewunderung seiner Zeitgenossen, 1785.
und in die Nachäffung seiner Nachkommen.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß das deutsche Phlegma und die Raserei (zwei so entgegengesetzte und doch miteinander verbundene Dinge) die größte Ähnlichkeit mit diesen Insulanern haben; daß eine gewisse Sympathie sie zusammenriß, die allein fähig war, eine solche Wirkung hervorzubringen.

Kaum erschien Götz von Berlichingen, als eine ungeheure Schaar vom Genietrosse aufwutete, hineinschauerte, in Riesen- und Löwengeburten, und das liebe Germanien ein Hurli-purli-Schauplatz betrunkener Naturkinder ward. Männer von Geschmack, die schon die Zukunft ahndeten, wollten dieselben zurechtweisen; aber die Herren Natursöhne bekamen Paroxismen, und würden, wie Simsone, mit ihrer Eselskinnlade die armen Philister todgeschlagen haben.

Nun schrieb man chinesische Akzionen, und griff auf dem ganzen Erdballe herum, um Gestalten zu finden, welche zu Übungen in Paroxismen vorzüglich dienen mochten.

Kaum erschienen die Südsee-Reisebeschreibungen; kaum staunte man die Naturmenschen in Neuseeland an, als man schon neuseeländische Schlachtlieder sang, und es sich recht wohl bei Menschenschädeln schmecken ließ. Gnade Gott euch Rezensenten! „Schlagt sie todt, die H ...., schlagt sie todt!“ [3]) Das Schicksal der Matrosen der Aventure wäre nicht so schrecklich gewesen, als das eurige. Warum ließ die Kaiserin aller Reussen nicht eine ganze Flotte dieser europäischen Kannibalen nach der Südsee einschiffen? Neuseeländer und Wodans wilde Brüderschaft? Wer sollte je an diese Aggregate gedacht haben?

Die Musen krähen uns in rauhen fremden Tönen
Kamtschadkische Gesänge vor,
Entsagen, neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand, und ängstigen das Ohr.
Man will sogar, (wir wollen's Beß're hoffen)
Sie hätten einst im dicken Gerstensaft
Mit Wodans wilder Brüderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen.

Verklagter Amor
R.

1785. ## Nachtrag.

Als ich diese wenigen Betrachtungen im Auguste des verflossenen Jahres niederschrieb, wie hätte ich damals vermuthen sollen, daß Schiller, einige Monate nachher, verschiedene meiner Muthmaßungen bestätigen, und ein kurzes Gemälde seines jungen Lebens öffentlich ausstellen würde; — ein Gemälde, dessen Haupt- und Grundzüge meine Bemerkungen halb treffen, und halb dunkel ahnen sollten? [4])

Einen Umstand in dem ersten Hefte der Thalia kann ich nicht übergehen. Der Verfasser derselben ist jezt völlig überzeugt, daß zur Vollkommenheit des deutschen Trauerspiels Verse, und zwar, nach seiner Meinung, reimfreie Verse erfordert werden. Doch ohne zu berechnen, was die Kunst des Schauspielers durch gereimte Stücke gewinnen würde: so kann ich mich nicht anders als freuen, daß ich hier überhaupt mit Schillern zusammentreffe. Der Rezensent in den mainzer Anzeigen von gelehrten Sachen (XXIX. Stück 1785.) ist der entgegengesetzten Meinung; „Emilia Galotti bleibt immer ein Meisterstück, und wär's vielleicht nicht, wenn Lessing den freien Dialog in die Fesseln der Verse gezwungen hätte." Wahrscheinlich dachte der Ungenannte nicht an Nathan den Weisen, und vielleicht gar nicht, daß der große Lessing (dieses Epithet wünscht' ich in der deutschen Nazion eben so gangbar, als Cooksstrase es in der englischen wird) mit diesem seinem lezten und größten Meisterstücke das für die deutsche Bühne gethan, und erreicht haben wollte, was nur für Deutschland, und nach dem Ideale des unsterblichen Mannes, zu erreichen war. Sobald wird auch kein deutsches Genie diese Gränze überschreiten, oder erreichen, wenn wir den Mönch vom Libanon ausnehmen, den wir nicht blos als Gegenbild oder Widerlegung betrachten müssen.

Was die Komedie betrift, so ist dem Gange derselben nichts natürlicher, als ein freier Dialog; doch ist die versifizirte Komedie aus dem Grunde nicht zu verwerfen, weil schöne Empfindungen und moralische Sprüche desto leichter sich in das Gedächtniß des Zuschauers heften, und desto länger verweilen. Studiren wir also den freien, feinen und starken Dialog der Emilia Galotti, um denselben, verbunden mit der Kenntniß der Welt, und dem feinen Konversationstone in unser Lustspiel überzutragen, und

dem Mangel abzuhelfen, den wir in diesem einer Nazion ersprieslichen Fache leiden, und das Pathetisch-gigantische unserer so genannten Schauspiele zu verdrängen. 1785.

Nün noch ein Wort über Schillers Don Karlos.

Ich bin erfreut über die Wendung, die der Dichter des Don Karlos zum Vortheile der Kunst nahm, und daß Nathan demselben so glücklich vorspiegelte. Aber ich muß doch gestehen, daß die ehemaligen geilen Auswüchse der Imaginazion auch hier noch (gewiß wider Willen des Dichters) ihre Nachschößlinge treiben; das Kolorit ist oft, so zu sagen, entweder immer Licht, oder Schatten; die Mähre vom Schatze im Brunnen, (die Flöte Hämlets) scheint mir überflüßig, dem Don Karlos von Seiten Domingo's, und dem Dichter, schon blos als Nachahmung zu schaden. Manche Beiwörter, Verba rc. sind zu auffspringend, oder sehr eckelnd. Die z. B. besudelte Natur hat meine Delikatesse ganz und gar beleidigt; auch ist der Dichter mit geschraubten und fortgewundenen Allegorien noch viel zu freigebig. Aber die Szene zwischen der Königin und Don Karlos, und die folgende hat mich innig gerührt, wo das spanische Kostum, die dem Klima eigenthümliche Eifersucht, und die grausame und steife Grandezze der Spanier, im Gegentheile mit dem Gefühle der Natur, dem französischen Himmel, und den Sitten, und dem französischen Mädchen, wie sich die Königin nennt, so treffend vorbildet.

---

[1]) Zu einer Zeit, wo der Büchernachdruck so weit gestiegen ist, warum wird nicht eine schöne und wohlfeilere Ausgabe des jezt so seltenen Werks, der Hamburgischen Dramaturgie, besorgt? Dies reifeste Produkt dramatischer Kritik, warum ist es nicht ein klassisches Handbuch junger Dichter, die sich dem Theater widmen?

[2]) Hier ist kein Widerspruch mit dem, was vorhin ist behauptet worden. Eine Sprache kann fixirt auf eine gewisse Art seyn, ohne aufzuhören, erweitert zu werden.

[3]) Aus einem Liedchen Göthe's wider die Rezensenten.

[4]) Man sehe die Ankündigung der N. Thalia im deutschen Museum 1784.

Magazin der Philosophie und schönen Literatur, Leipzig, 1785, 2. Heft, pag. 149—162; 3. Heft, pag. 245—256.

1785. Aus einem Briefe vom 12ten Nov. 1784. Über die Vorstellung des bürgerlichen Trauerspiels: Kabale und Liebe.

Die Wirkung, die die Vorstellung dieses Stückes auf mich machte, war nicht anders beschaffen, als ich sie just erwartete.

„Ein bürgerliches Trauerspiel!" Vielleicht weil der Sohn eines Präsidenten eines Musikanten Tochter liebt, und mit Gift dieselbe hinrichtet? weil der Musikant mit seiner unvergleichlichen Frau gleich im ersten Auftritte sich wie das niedrigste Gesindel herumzankt? Die Szene komplet zu machen, so wäre nichts natürlicher gewesen, und würde die Zuschauer nichts mehr erfreuet haben, als wenn eben dieser Leiermann sein Violonschell an dem Kopfe seiner Xantippe entzweigeschlagen hätte. Wenn die Ausdrücke gemildert, sittlicher gemacht, und die eines feinen Publikums unwürdigen Wörter ausgestrichen würden, so könnte diese Szene in einem Lustspiele von der drolligsten Wirkung seyn.

Und der Hofmarschall? Das Strumpfband? Die possierliche Szene, wo Walther den Marschall nöthigen will, sich mit ihm ein Paar Kugeln durch den Leib zu jagen? keine Entwickelung ist komischer, als das Ende dieser Szene, oder dieses kleinen Lustspieles, wenn man so sagen darf. Und dann wie ganz entehrend für die keusche Melpomene ist nicht Walthers Frage an den Marschall: wie weit er mit dem Mädchen gekommen sei?

Die ganze Anlage des Stückes ist so unnatürlich, als es nur eine seyn kann. Es ist schon lange, daß ich dies Stück gelesen habe; aber so viel erinnere ich mich noch, bei der Szene, wo Walther auf den Verdacht der Untreue seines Mädchens so unnatürlich geräth, gedacht zu haben: das wird der Knoten des Trauerspieles seyn; aber er ist nicht gehörig geschürzet.

Schade ist es, daß unter diesen Absurditäten reelle Schönheiten hervorstechen, die ächt theatralisch sind, und gute Wirkung thun; große Sentimens wechseln mit himmelanschleudernden Empfindungen ab, die noch durch die Wahl der Wörter und des Ausdruckes kontrastiren. Die Farben sind zu grell gemischet, die Töne zu hoch und dissonant, um eine Harmonie hervorzubringen, oder welches einerlei ist, um die Wirkung des Trauerspiels individuell zu machen.

Um nur ein Beispiel von der unrichtigen Wahl der Wörter 1785. und des Ausdruckes zu geben, so führe ich aus der Deklamation des bürgerlichen Mädchens, das die Schauspielerinn durch die zu schnelle Aussprache noch unnatürlicher machte, den Ausdruck, und das Wort „abgescheelt von der ganzen Schöpfung" an. Die höchsten Empfindungen werden durch solche Wörter zum niedrigsten Komischen herabgesetzt.

Eben diese Abwechselung des hohen Tragischen mit dem niedrigen Komischen ist es, die die Wirkung der Vorstellung noch unausstehlicher und ekelhafter macht.

Nach verschiedenen Betrachtungen scheine ich mich immer mehr zu bestärken, daß der Musikant, dessen Tochter; der Präsident, und dessen Sohn; der Hofmarschall, und die Lady Milford, die nur in's Übertriebene und Schreckliche gemahlten Personen des deutschen Hausvaters sind.

Magazin der Philosophie und schönen Literatur, Leipzig, 1785, 2. Heft, pag. 162—165.

Der berühmte Theaterdichter Hr. Schiller geht als herzogl. sächsischer Hofrath nach Weimar.

Magazin der Philosophie und schönen Literatur, Leipzig, 1785, 2. Heft, pag. 171.

Beytrag zu einem schwäbischen Martyrologium.

Friedrich Schiller, der Verfasser der Schauspiele: die Räuber, die Verschwöhrung des Fiesko, Kabale und Liebe war weiland Zögling der Karls Hohenschule in Stuttgardt, und nachher Arzt bey einem wirtembergischen Feldregiment. Er schrieb die Räuber, unstreitig das Genievollste seiner Schauspiele, bey allen Auswüchsen einer luxuriösen Einbildungskraft, zu einer Zeit, wo er zwischen den akademischen

1785. Pallisaden, Welt und Menschen nur durch die Brille des Ideals sah, sehen konnte und sehen durfte. — Er mußte also — eine natürliche Folge seiner Erziehung — nach Extremen hintaumeln, entweder Engel oder Teufel mahlen, im Fach der Menschenkunde manchen unlogikalischen Schlußsprung machen, und hie und da an Klippen scheitern, denen ein Welt und Menschenkundiger sehr leicht ausgewichen wäre. Die Räuber würckten bey allen Verstößen dieser Art mit der Allgewalt des Genies von Stuttgardt bis — Graubündten. Eine Stelle des dritten Auftrittes im zweyten Akt machte bei einigen warmen Köpfen dieser Republik große Sensation. Spiegelberg sagt daselbst: zu einem Spizbuben will's Grüz — auch gehört darzu ein eigenes Nationalgenie, ein gewißes, daß ich so sage, Spizbubenklima, und da rath' ich dir: Reis du in's „Graubündtner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner!" — Und diese Stelle kostete Sch. — durch Kabale eines Mannes, den wir bald näher kennen werden — Familie, Stellen, Vaterland. Die Sache war diese: Herr Wredow, Gouvernör einiger Herren von Salis aus Chur ließ zuerst in den Hamburger Korrespondenten eine Apologie von Bündten gegen den Verfaßer der Räuber einrücken, die hernach mit sehr beißenden und — wenigsagenden Anmerckungen des Herr D. Amsteins im Sammler, einer in Chur herauskommenden Wochenschrift wieder abgedruckt wurde. Herr Wredow ward zur Belohnung für seine, mit vieler Delikateße und Mäßigung geschriebne Apologie mit dem übrigens höchstunbedeutenden Bürgerrecht von Bündten belohnt. Nun erhielt auch ein Korrespondent der B. ökonomischen Gesellschaft in Stuttgardt den Auftrag, Sch. zu einem Wiederruf jener harten Stelle zu bewegen — und dieser Korrespondent war ein gewisser Garteninspektor Walter in Ludwigsburg. Dieß zur Einleitung. Und nun soll Herr W. in eigener Person erzälen, durch welche Schleichwege er einen der grösten Köpfe Wirtembergs seinem Vaterland und einer edlen, liebenswürdigen Familie stahl. Seine Originalbriefe liegen vor mir. Ich schreibe sie bis auf die Orthographie ab.

Ludwigsburg, den 2. September 1782.

— — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie. Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten

gelesen, so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Suverän[1]) 1785.
bekam. Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen vor sich ruffen,. weschte solchen über die Massen, bedeutete ihm bei der größten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch sonst was zu schreiben! sondern allein bey seiner Medizin zu bleiben. Hier hat es niemals Beyfall gefunden, deswegen hat er solche vor die Manheimer Bühne suchen einzurichten, hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage im Arrest sitzen müßen.[2]) Er kann zwar nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelauffen, sodaß weiter dermalen aus Ihme nichts herauszubringen, und da Er nicht nur die Apologie selbsten zu lesen bekommen, sondern Ich solche überall ausgebreitet, so weiß er daß dieses Ihm von Mir gespielt worden, und ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann.

Schiller mußte sein Vaterland verlassen.

Ludwigsburg 7 Oktober 1782

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienschreiber hat noch die Satisfaction vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfasser der Räuber hat sich einfallen lassen (vielleicht Originale wo ander zu seinen Comedien zu suchen) weil es ihme so hart mit Bündten gieng, eine unbestimmte Reise zu unternehmen, kurz zu sagen, er ist desertirt. Ohngeachtet nicht das geringste Intereße die Triebfeder dieser Handlung war, da Ich mit Vergnügen gern Jedermann soviel meine Kräfte es zu lassen diene, so machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Versammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde!

Selbst in Bündten ärgerte man sich über die Hirnlosigkeit des Korrespondenten und bedauerte den Verfasser der Räuber. Herr W. erhielt zur Ehre des Bündtnerschen Freystaates das Bürgerrecht nicht; das Ende war Folgendes.

1785.

1783 den $\frac{10}{21}$ Merz.

Vor

Löblich großer Congreßualversammlung wurde beliebt, wann durch ein Originalschreiben, dasjenige, was der Herr Inspector Walter gemeldet haben soll, das in Betreff des Doctor Schillers als Authoren der Komedien wegen den Räubern [3]) vorgegangen sein solle, sich besteifen und erhärten würde, daß sodann durch den Actuarium ebenfalls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Standes dem Herrn Inspector Walter gedankt werden soll.

In fidem, Hercules de Pestalluz
Faed[is] Cathed[is] Cancell[s].

---

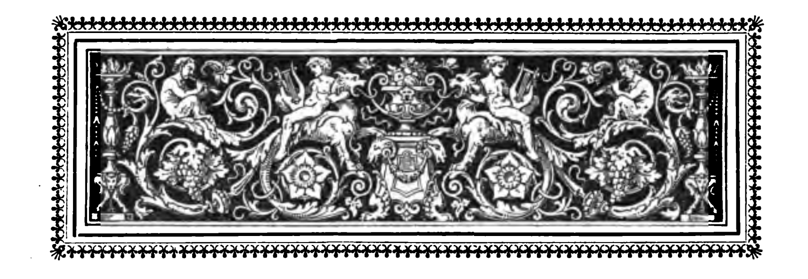
[1]) Wäre Herr Garteninspektor Walter nicht — Herr Garteninspektor Walter gewesen, so hätt' er diese Privatsache, als Privatsache behandelt, und Sch. wäre noch unser! Aber der gute Mann wollte am Verfasser der Räuber zum Ritter, und wie wir hernach hören werden — Bündtnerbürger, Republikaner! werden — vermuthlich weil er nicht ahnte, daß seine Handlung von der Fackel der Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden! Der Einsender.

[2]) Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr. Kyrie Eleison!

[3]) Das ist verdollmetschet: — des Doctor Schillers, als Autors des Schauspiels: Die Räuber. D. E.

Der Verfasser dieses Aufsatzes wird sich nennen, sobald es begehrt wird. Y. Z.

Armbruster, Schwäbisches Museum, Kempten, 1785, 1. Band, pag. 225—228.



1786.

Den 15. Jenner.

Die Räuber, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, für die Mannheimer Nazionalbühne vom Verfasser, Herrn Schiller, neu bearbeitet. 1786.

Zum 10ten mal.

Dieses Stück wird hier noch immer mit dem grösten Beyfall aufgenommen, da Spiel, Auszierung der Bühne, und alles mögliche sich vereinbaren, um die Aufführung desselben glänzend zu machen. Herr Böck, als Karl Moor, spielte diese Rolle wahrhaft groß, nur war das Kolorit in seinen ersten Scenen etwas zu stark genommen, dahero sich dasselbe in der Scene am Thurn ein wenig verwischte. Herr Ifland als Franz Moor, ließ uns heute abermals nicht ohne Entsezen, Blicke in die verborgenste Falten des Lasters werfen und wahrnehmen, wie Haß, Abscheu, Schrecken und höllische Bosheit mit einander abwechselten; sein vortreffliches Spiel war ganz Wahrheit, die getäuschte Seele des Zuschauers war gänzlich von schaudervollem Grauen niedergedruckt. Die Stelle, wo Franz Moor mit Hermann in der Gallerie spricht, und dieser ihm Schrecknisse ahnden lässet, spielte Herr Ifland unnachahmlich. Mademoiselle Baumann als Amalia, ließ uns die Schmerzen schwermerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaften in der That mitfühlen. Herr Beck nahm die Rolle

1786. des Hermanns auf einen ganz andern Fuß, als sein Vorgänger, und erwarb sich dadurch vollkommenen Beyfall.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, Mannheim, 1786, pag. 30—31.

Vierter Brief.

(Mannheim.)

Sonntag den 15. Jenner 1786.

Heute wurden die Räuber aufgeführt. Du weißt, wieviel Lärm dieses Schauspiel in der theatralischen Welt gemacht hat, und wieviel schon darüber gesagt und geschrieben worden ist; und du hast, wie ich weiß, das alles gelesen. Es ist also unnöthig, noch mehr davon zu sagen. Genug, es hat hier sehr gefallen, und gefällt noch. Daran ist aber hauptsächlich das vortrefliche Spiel der Herrn Iſland und Boeck Ursache gewesen. Man sah die langweiligen Räuberscenen mit einer Geduld an, die Bewunderung verdient, und wartete mit Sehnsucht, bis Karl oder Franz Moor auftraten. Ungefehr vor einem Jahre sah ich das Stück schon einmal hier, und wurde durch die Neuheit hingerissen.

In dem übrigens bewundernswerthen Spiele des Herrn Boeck — als Karl vermißte ich Stufenfolge der Empfindung; er nahm die erste Scene schon zu stark und verfiel deswegen in der Scene am Thurme in Monotonie; auch accentuirte er verschiedene Stellen falsch, z. B. in der ersten Scene, wo der Brief von Franz Moor kömt, und Karl sagt: „Wie? meines **Bruders** Hand?" sagte Herr Boeck: „wie? meines Bruders **Hand**?" Dann bei der Stelle, wo die Gerichtsperson die Räuber ermahnt, ihren Hauptmann der Gerechtigkeit zu überliefern, sagt Karl, wie sie zaudern: „Glaubt ihr als Helden zu sterben, weil ihr sahet, daß **ich** mich aufs Getümmel freute?" Herr Boeck aber accentuirte: „Glaubt ihr als Helden zu sterben, weil ihr sahet, daß ich mich aufs Getümmel **freute**?" Die Scene mit Amalien im Garten und mit Kosinski spielte Herr Boeck d i e s m a l sehr schön.

Franz Moor ist die Rolle, worin Herr Iſland alle zur Bewunderung hinriß. Haß, Abscheu, Schrecken wechselten bei seinem herrlichen Spiele in der getäuschten Seele des Zuschauers. Alles

war Wahrheit; man vergaß den Schauspieler, und sah nur den Bösewicht Moor. Heute aber spielte er nicht so gut wie damals; es schien, als wenn er nicht fest in seiner Rolle gewesen wäre; und ich vermißte jenes Feuer, das ehedem in jeder Scene ihn beseelte, und jedem Zuschauer sich mittheilte. Aber die Stelle, wo Franz mit Hermannen in der Galerie gesprochen hat; und dieser ihn Schrecknisse ahnden ließ, spielte Herr Iffland vortreflich. Bei jedem Schritte im Abgehen sah er ängstlich um sich. Die Verbrechen, die er schon begangen hat, und noch begehen will, schienen ihn zu umlagern, und in jedem Winkel sah er einen Meuchelmörder lauern. Solche Stellen spielt Iffland fast unnachahmlich. Indessen kömt es mir vor, als wenn Herr Iffland in der Kunst zurückginge; wenigstens ist es sicher, daß wenn er eine Rolle einmal gut gespielt hat, er sie selten wieder gut spielen wird. 1786.

Herr Kirchhöfer, als Vater, spielte, seine Moniotonie ausgenommen, ziemlich gut.

Mlle. Baumann, als Amalia, sprach wieder nicht laut; ihre Arme lagen wieder fest an dem Leibe und in ihrem Benehmen und Gange war wenig Anstand. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß sie nur eine Stelle gut, aber diese auch äusserst gut spielte; nämlich, wo der alte Graf im Sessel ohnmächtig liegt, und Amalia, die ihn todt glaubt, ausruft: „Todt! o, so ist alles todt!" Mlle. Baumann hat ein herrliches Spiel mit ihrem Auge und Gesichte; und sie würde eine große Schauspielerin seyn, wenn Sprache, und Benehmen damit übereinstimmten. Talent kann ihr niemand absprechen; es fehlt wirklich nur an Ausbildung.

Herr Beck spielte die Rolle des Hermanns; und war etwas steif.

Herr Pöschel übertrieb sehr in der Rolle des Spiegelbergs; und Hr. Epp sagte, als Kosinski, seine Rolle ohne Abwechslung her.

Die Räuberscenen wurden dadurch, daß die Herrn alle Augenblicke stockten, noch langweiliger. Bei einer Bühne, wie die hiesige, sollte doch das Gesetz, daß jeder Schauspieler seine Rolle richtig lernen müsse, besser beobachtet werden, dann würden manche Stücke nicht so kalt und nachlässig gespielt werden. Es wundert mich sehr, daß das Publikum so ruhig dabei ist; da es doch mit

1786. allem Rechte fodern kann, daß der Schauspieler richtig memorire, und vollkommen berechtigt ist, seine Unzufriedenheit zu äussern, wenn es nicht geschieht.

Pfalzbaierisches Museum, Mannheim, vom Jahre 1785—1786, 3. Band, pag. 175—179.

Thalia. Herausgegeben von Schiller. Zweites Heft. Leipz. bey G. J. Göschen 1786. 8 gr. 9 Bog. brochirt. 36 k.

Schon der Name des Herausgebers kann Aufmerksamkeit erwecken, denn so wie man in seinen frühern Schriften eine wilde, regellöse Einbildungskraft und eine kolossalische Charakterzeichnung auffallend und etwas widrig gefunden hat: so war darinnen der hohe poetische Geist nicht zu verkennen, und man konnte sicher hoffen, daß er mit der Zeit das Üppige ablegen, und das Regellose nach und nach in Natur und Geschmack verwandeln werde. Und diese Hofnung ist in dieser Schrift wirklich ihrer Erfüllung ziemlich nahe gekommen. Es kam schon vor länger als einem Jahr das erste Stück derselbigen unter dem Titel: rheinische Thalia in Mannheim heraus; ihre Fortsezung wurde durch eine Reise des Herausgebers unterbrochen und fängt nunmehr unter einigen wesentlichen Veränderungen von neuem an. Artikel, welche auf die Pfalz und die übrigen Rheingegenden eine lokale Beziehung haben, gehören nicht mehr in den Plan der Thalia. Aufsäze von vorzüglichem Gehalte, die dahin einschlagen, werden zwar nicht ausgeschlossen, aber man verbindet sich keinem. Dieses Stück enthält 1) einen Gesang an die Freude, der auch in Musik gesezt ist. Er hat viele poetische Kraft in Gedanken und im Ausdruck; nur sind manche Ausdrücke noch etwas zu gesucht, besonders in zusammengesezten Wörten:

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
 lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
 leitet sie des Dulders Bahn.

Auf des Glaubens Sonnenberge 1786.
sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
sie im Chor der Engel stehn.

2) Ueber moderne Grösse. Enthält viele richtige und fruchtbare Gedanken. Der Abfall unserer Zeit gegen die alten besteht nicht in dem Unterschiede einzelner Menschen; aber der allgemeine Geist von Größe, der Griechenland und Rom beseelte, war dieser unzertrennlich an die alte Form der Welt gekettet? — ist er zugleich mit ihr verschwunden? — Unsere heutige Welt ist ein kleiner eingeschrumpfter Körper, an welchem jedes Glied von männlichem Ebenmaas zu groß scheinet. — Die griechische Kultur gliech nicht der heutigen. Die ängstliche kalte Beleuchtung aller Gegenstände, die den Menschen begeistern und zu edlen Handlungen entzünden können, hat sie herabgewürdiget, daß sie keinen Enthusiasmus mehr erwecken können. Tugend und Größe ist analysirt worden; man hat sie mit dem Seciermesser zerstückt, weil man sie schon als todt betrachtete. Alles ist Wissenschaft geworden, und das Gedächtniß hat das Herz aus der Mode gebracht. — Der Fall ist vielleicht nicht selten, daß die Kraft, der Geist, womit ehemals ein Staat erhalten oder gestützt worden wäre, heutzutage in einer Schreibstube mit Kopieren beschäftiget wird. — 3) Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte — eigentlich die Geschichte eines vor einigen Jahren im Reiche sehr berüchtigten Räubers, des sogenannten Sonnewirths — ein vortreflicher Aufsatz nicht nur in psychologischer, sondern auch in ästhetischer Rücksicht. 4) Freigeisterei der Leidenschaft. 5) Resignation. 6) Morgenlied. Drey Gedichte; das lezte von Sophia Albrecht, leicht und sanft; die zwey ersten, wie man aus der Manier fast vermuthen sollte, von Hrn. Schiller selbst. 7) Philipp der zweite, König von Spanien, von Mercier. Eine starke Charakterzeichnung. 8) Don Karlos. Zweiter Akt, ein Trauerspiel von Schiller in Jamben. Hier steht der Dichter in einer ganz andern Sphäre, als in seinen ersten Trauerspielen. Die Charaktere des Königs Philipp und seines Sohn, Dom Karlos, sind gut und natürlich aufgefaßt, und mit einer richtigen Haltung ausgeführt. Die Sprache ist voll Würde. Nur selten fällt ein Ausdruck auf, wie z. B. der folgende:

1786. So mag des Welterlösers
Barmherzigkeit wie einen bösen Wurm,
mich von sich schleudern, heuchle ich.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1786, 4. April.

Leipzig.

Thalia, herausgegeben von Schiller. Zweiter Heft. 1786. Bey G. J. Göschen. Das Publikum ist bereits durch den ersten Heft der Thalia in den Stand gesetzt, ein eignes Urtheil über die Einrichtung und den Werth derselben zu fällen, und wir zeigen daher nur blos den interessanten Inhalt des vor uns liegenden zweyten Stücks an. Mit dem Aufenthaltsort des Herausgebers, hat sich auch der Titel in so weit verändert, daß Thalia nicht mehr die rheinische heißt, worüber Hr. Schiller in einem Avertissement des Umschlags Auskunft giebt. Thalia also unterhält uns mit folgenden Aufsätzen: 1) An die Freude, ein Gedicht, herrlichen Inhalts und treflicher Composition. 2) Ueber moderne Größe, ein sehr zweckmäßiger, gut bearbeiteter Aufsatz, dessen Bemerkungen sich auf wahre Beobachtung gründen. 3) Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte. Für die, die sie angeht, eine gute Lection. 4) Freygeisterey der Leidenschaft, als Laura vermählt war im Jahr 1782. Ein Gedicht. 5) Resignation, eine Phantasie. 6) Morgenlied von Sophia Albrecht. 7) Philipp der zweyte, König von Spanien. Von Mercier. Ein schwarzes, aber leider historisches Gemälde, das uns wegen der folgenden Nummer sehr am rechten Platz zu stehen dünkt. 8) Don Karlos. Zweyter Akt. 9) Vermischte Kleinigkeiten. Hr. Schiller wird mit dieser Schrift fortfahren, jedoch ohne sich an eine bestimmte Zeit der jedesmaligen Ausgabe der Hefte zu binden. Ein Vorsatz, der seiner Beurtheilungskraft Ehre macht, weil er dadurch eher in den Stand gesetzt wird, seine Leser mit immer interessanteren Aufsätzen zu unterhalten, und der also ein Beweiß seiner Achtung für das Publikum ist.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1786, 12. April.

Leipzig. 1786.

Bey Göschen ist von der Thalia, herausgegeben von Schiller, das zweyte und dritte Heft erschienen. Wer Herrn Schillers für das Theater gearbeitete Stücke, seine Räuber, seinen Fiesko, seine Cabalen und Liebe, oder wer seine Gedichte, die vor einigen Jahren erschienen, und weniger bekannt geworden sind, kennt, weiß, daß das Hauptziel seiner prosaischen und poetischen Dichtungen immer höchste Spannung der Einbildungskraft, Darstellung der gewaltsamsten Zustände der Seele, und Häufung der kühnsten Bilder und Worte ist, daher denn der ruhige Denker schwerlich mit ihm sympathisiren, und die wahre Empfindung der Natur selten in seinen Ton einstimmen kann. Bey dem allen aber wird man auch nicht ohne Ungerechtigkeit den Mann von Genie und grossen Talenten in ihm verkennen, der, wenn man bey so manchen Auswüchsen seiner Phantasie unwillig wird, dann doch wieder durch trefliche Stellen, tiefe Blicke in das menschliche Herz, und edle kraftvolle Diction schadlos hält. — Die vor uns liegenden Hefte enthalten zuvörderst einige Gedichte: An die Feinde — Freygeisterey der Leidenschaft — Resignation. Diese beyden werden in einer Note mit einer kleinen Apologie begleitet. Man soll sie nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters halten. — Ob es aber gut ist und frommt, solche Situationen einer durch Leidenschaft zerrütteten Seele, die sich gegen die Vorsehung empört, und beynah lästert, darzustellen? Wir zweifeln sehr! Soll es warnend seyn, so muß es anders gesagt werden. — Von prosaischen Aufsätzen findet sich im zweyten Heft ein Aufsatz „über moderne Grössen" der kein Compliment für unser Zeitalter ist. — Die Verbrechen und Infamien. — Eine wahre Geschichte. Merkwürdig genug; wäre sie nur mit mehr historischer Simplicität erzählt. Philipp der Zweyte, König von Spanien, ist aus dem Precis historique zu Mercier portrait de Philippe 2. — Von seinem Don Karlos giebt Herr Schiller den zweyten Akt, und in dem dritten Stück noch einen sehr grossen Theil, mit der Erklärung, daß es jetzt nicht mehr Theaterstücke werden können, sondern ein dramatisch bearbeitetes Familiengemählde aus einem Königl. Hause. Ohnstreitig ist dies bisher das Interessanteste in der Thalia; voll herrlicher Stellen. — In den philosophischen Briefen, die den dritten Heft be-

1786. schliessen, kann man wieder den Verfasser nicht verkennen. Sie sollen „einige Revolutionen und Epochen des Denkers, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft, in den Gemählden zweyer Jünglinge von ungleichen Charakteren entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorlegen." Aus dem, was davon diesmal gegeben ist, läßt sich noch kein hinlängliches Urtheil fällen.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1786, 17. August.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen ist erschienen: Thalia, herausgegeben von Schiller. Drittes Heft. 1786. (12 gl.) I. Dom Karlos von Spanien. Fortsetzung. Vierter bis sechszehnter Auftritt des zweyten Akts. In einer Note erklärt Hr. Schiller, (vermuthlich nur zum Besten solcher Leser und Recensenten, denen man sich nie deutlich genug machen kann,) daß Dom Karlos kein Theaterstück werden soll. Die dramatische Einkleidung ist, wie er richtig bemerkt, von einem weit allgemeinern Umfang, als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Dem Dichter kömmt es darauf an, die höchste Würkung, die er sich denken kann, zu erreichen. Dom Karlos ist ein Familiengemälde aus einem Königlichen Hause. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, fallen eine Menge Kritiken weg, die sich selbst dem minder scharfsichtigen Blick von selbst darbieten. Auch in diesen Scenen fehlt es nicht an einer Menge einzelner vortreflicher Stellen und Situationen.

— — Weibergunst,
Der Liebe Glück, der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder ewig ungenossen

Verscharren muß. — Dem großen Kaufmann gleich, 1786.
Der ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe seine Perle
Dem reichen Meere wieder gab, zu stolz
Sie unter ihrem Werthe loszuschlagen.

Wir sehen der Fortsetzung, und noch mehr der Vollendung dieses Stücks mit Verlangen entgegen. II. Den Manen der Catharina Jaquet heilig: von Jünger. III. Philosophische Briefe. „In einer Epoche, wie die jetzige, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, wo nur wenige mehr stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen hat, scheint es nicht ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, (dieser Ausdruck gehört wohl unter diejenigen quos incuria fudit) welche sich an die Moralität anschliessen, und eine Quelle von Glückseeligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme zur Wahrheit, wir müssen den Irrthum und oft den Unsinn zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinauf arbeiten." Billig hätte der Verfasser sich hier etwas bestimmter ausdrücken sollen. Wenn das wir so viel bedeuten soll, als das ganze menschliche Geschlecht, oder wenigstens ganze Völker und Nationen, so ist die Behauptung freylich richtig, abgerechnet, daß dies schöne Ziel der ruhigen Weisheit eine zu starke Hyperbel ist. Ganz anders aber verhält sich die Sache mit einzelnen Individuen. Diese dürfen zwar nie hoffen, dieses schöne Ziel je zu erreichen, desto weniger aber brauchen sie es auch auf sich zu nehmen, vorher den Ozean des Irrthums und Unsinns zu erschöpfen. „Einige Freunde von gleicher Wärme für die Wahrheit und sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweyer Jünglinge von ungleichen Charaktern

1786. zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie die einseitigen, überspannten, oft sich widersprechenden Behauptungen, die hier vorkommen, endlich in eine allgemeine, geläuterte und fest gegründete Wahrheit sich auflösen," und bis dahin versparen wir es denn auch, ein Urtheil über diese Briefe zu fällen. Freylich versprechen die Verfasser nicht viel weniger als einen philosophischen Stein der Weisen; indeß — wir werden nur so lange ungläubig bleiben, als sie uns durch den Augenschein und deutliche Beweise von der Richtigkeit ihrer Sätze überzeugen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1786, 7. Oktober.

Leipzig. Künftige Ostermesse 1787. wird hier im Crusiußischen Verlage herauskommen: Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und Rebellionen aus mittlern und neuern Zeiten, herausgegeben von Fried. Schiller. Die verschiedenen Verfasser, welche an diesem Werke, das aus zwey Bänden bestehen wird, Antheil haben, nehmen bey der Wahl der Geschichten weniger Rücksicht auf ihren universalischen Einfluß, als auf das Interesse des Details und der Charaktere, und werden sich weder an eine Zeitfolge der Begebenheiten, noch an eine geographische oder statistische Ordnung binden. Bloß politische Revolutionen werden ausgeschlossen seyn, Privatbegebenheiten hingegen, welche sich in dieser Gattung durch irgend eine interessante Merkwürdigkeit auszeichnen, darin aufgenommen werden. Jede Messe wird ein Band, ohngefehr ein Alphabet stark, herauskommen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1786, 18. Oktober.

Thalia. Herausgegeben von Schiller. Drittes Heft. Leipzig bey J. J. Göschen. 1786. 8. 9 Bog. 54 Kr.

Hier giebt Hr. Schiller 1) die Fortsetzung seines Dom Karlos von Spanien. Er erinnert selbst, daß es kein Theaterstück, sondern

ein Familiengemälde aus einem königl. Hause seyn soll. Denn die dramatische Eintheilung ist von einem weit allgemeineren Umfang, als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. In dieser Fortsetzung entwickelt sich das Originelle des Dichters immer mehr. Vorzüglich musterhaft sind die Scenen zwischen Karlos und dem Duc d'Alba, und zwischen jenem und der Prinzessin von Eboli. Tiefe Blicke in das Triebwerk und den geheimen Gang der Leidenschaften, Energie der Gesinnungen, und Kraft der Sprache, die aber doch zuweilen etwas gezwungen wird, machen dieses Drama zu einer Zierde unsrer Dichtkunst. 1786.

2) Ein Gedicht auf den Tod der Schauspielerin Jacquet von Jünger. 3) Philosophische Briefe. Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen in derselben Ueberzeugung vereiniget haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweyer Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Diese Briefe sind nur der Anfang des Versuchs. Sie sind zwar mit mehr Wärme und Phantasie geschrieben, als die Philosophie verträgt, und enthalten manche Paradoxien, aber man liest sie doch gerne, sie haben Leben und geben Leben, und Rec. wüßte nicht, ob er in jeder Stunde manche einem Vernunftentschluß untergeschobene Phantasie des Julius mit einer mathematischen Demonstration vertauschen würde.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1786, 27. October.

Thalia, herausgegeben von Schiller. Drittes Stück. Leipzig bei Göschen, 1786.

Bloß der Vollständigkeit wegen zeigen wir das dritte Stück dieses Journals an, das gewiß schon alle unsre Leser werden mehr verschlungen als gelesen, und diese so höchst interessante

1786. Lektüre sehr oft wiederholt haben. Es enthält den Rest des zweyten Akts vom Don Carlos, der wiederum an großen Situationen, die eben so groß ausgeführt sind, sehr reichhaltig ist. Dieser Don Carlos ist eben so sehr das Werk der dichterischen Phantasie als des richtigsten Geschmacks, und Recensent bedauert nichts mehr, als daß dies Stück von zu großem Umfange wird, als daß es aufs Theater gebracht werden könnte, denn daß der Verfasser über gewisse Regeln sich hinausgesetzt hatte, würde dessen Vorstellung nicht erschweren. Recensent kann den Wunsch nicht bergen, daß Herr Schiller, wenn er sein Stück geendet hat, belieben möchte, uns einen Auszug davon für unsre Bühnen eingerichtet davon zu liefern. Wenn er dies nicht thut, so hat er zu besorgen, daß irgend einer unsrer Theaterprinzipale, die ein Trauerspiel von so erstaunlichem Effect unmöglich entbehren wollen, dieß Stück auf eine Art zusammen ziehen läßt, womit er schwerlich zufrieden seyn möchte.

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1786, 28. Oktober.

Die Verschwörung des Fiesko. Ein republikanisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. Schiller. Für die Bühne bearbeitet von C. M. Plümicke. Berlin, bey C. F. Himburg, 1784, 12 B. in 8.

Von diesem Trauerspiele selbst, in seiner ursprünglichen Gestalt, hat schon ein andrer Recensent in dieser Bibliothek eine Anzeige und Beurtheilung geliefert: Hier also nur von der gegenwärtigen Umarbeitung. Recht gern wollen wir es Herrn Pl. glauben, daß dieß Geschäfte bey einem so wilden, regellosen Stück, wie dieß Trauerspiel ist, von manchen Seiten mehr Schwierigkeiten habe, als bey einem schönen Ganzen; es scheint aber doch, daß sich von dem letztern weit schwerer etwas abändern, etwas dazu oder davon thun lasse, ohne die innige Verbindung der Theile zu zerstören: und es ist wohl keine Frage, daß sich eher Ordnung in die Stelle der Unordnung setzen, als vollkommene Ordnung ohne Nachtheil abändern und umschaffen lasse. Doch, dem Stücke mehr Regelmäßigkeit zu geben, war wohl nicht der

Hauptzweck des Umänderers, sondern mehr, es aufführbarer, und 1786.
bey der Aufführung wirksamer zu machen. In dieser Absicht opferte er manche einzelne Stelle auf, die vielleicht beim Lesen Sensation erweckte. Zugleich aber suchte er doch auch die Umstände der Handlung, wenigstens zum Theil, besser zu motiviren. Er brachte daher Juliens Schicksal zur Entscheidung, ließ den Andreas zuletzt wieder eingesetzt, und glücklich werden, den Fiesko auf eine minder unwürdige oder vielmehr entehrende Art sterben; u. s. f. Leonoren konnte er nicht retten, ohne zu viele Situationen des Originals aufzuheben. Einige andere von Hrn. Pl. gemachte Änderungen hat er noch, weil ihm zu deren Mittheilung hier der Platz fehlte, im eilften Stück der Literatur- und Theaterzeitung vorigen Jahres, S. 173 ff. bemerkt, die besonders von Schauspieldirektoren verglichen werden müssen.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1786, 69. Band, 1. Stück, pag. 98—99.

Rheinische Thalia. Herausgegeben von Schiller. Erstes Heft, 199 S. 1785. Thalia, zweites Heft, 136 S. 1786. Drittes Heft, 139 S. 1786. 8.

Die beste Widerlegung der häufigen Klagen über die Menge periodischer Werke aller Art und Einrichtung liegt unstreitig darin, daß troz dieses vorgeblichen Ueberflußes, noch immer von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften nicht nur mit Zuversicht unternommen werden, sondern sich auch durch die Unterstützung des Publikums erhalten, und gewöhnlich nur durch die Nachläßigkeit der Unternehmer ihre Endschaft erreichen. Ein überzeugender Beweis, daß ihre Anzahl für die Größe des Reichs und die Bedürfnisse der zahlreichen deutschen Lesewelt bis jezt noch nicht übertrieben oder belästigend ist. Eben so bleibt es nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß diese periodischen Blätter auf die Cultur der Nation und die Verbreitung der Aufklärung und Toleranz wesentlichen Einfluß gehabt, und manches gute Saamenkorn ausgestreut haben, von dem wir die Blüte, und hie und da auch schon wirklich die Früchte mit leichter Mühe gewahr werden. Sie geben manchem Denker und Patrioten Veranlassung, der

1786. Welt manchen guten Rath, manchen fruchtbaren Gedanken, manchen nützlichen Vorschlag mitzutheilen, und zwar durch dieß Vehikel auf eine bequemere und wirksamere Weise, als in eigenen größern Werken, die nicht mit der Leichtigkeit ins Publikum gebracht werden können, und sich weniger geschwind verbreiten.

So weit erstreckte sich der Einfluß und Nutzen dieser Schriften, aber auch nur so weit. So sehr durch sie für den Unterricht und die Verbreitung allgemein nützlicher praktischer Kenntnisse gesorgt wurde, so wenig nahmen sie größtentheils auf die Verfeinerung und Bildung des Geschmacks Rücksicht. Man hätte sich immer auch von dieser Seite viel Gutes von ihnen versprechen können, so wenig es freilich zu erwarten steht, daß irgend eine periodische Schrift, wäre sie auch von noch so vortreflichem Inhalte, eine so große Revolution, als die Verbesserung des so verderbten deutschen Geschmacks ist, zu bewirken vermöchte. Wie wenig wir auch sonst mit den Römern gemein haben, so ist es wenigstens der Mangel an Gefühl für feine Schönheiten. Den Geschmack des großen Haufens, nicht allein auf der Gallerie, auch in den Logen und auf dem Parterre, zu vergnügen, hat sich unsere tragische Bühne in ein Irrhaus, und unsere komische in eine Harlekinsbude verwandelt. Ein Dutzend Musenalmanache erhalten sich nebeneinander; aber an der ersten Ausgabe der Meisterstücke eines Ramlers wird jetzt, nach sechzehn Jahren, noch immer verkauft, und wer weiß noch wie lange hin verkauft werden. Zuverläßig — doch wir eilen jetzt zur Anwendung auf unsern Gegenstand. Wir hofften nemlich, daß ein Journal, das sich unter dem Namen einer Muse verkündigte, hauptsächlich auf dieses Ziel losarbeiten würde: da wir aber den Fund näher untersuchten, so fanden wir am Ende, daß es, bey allem Guten, das es enthält, im Gegentheil auch manches bey sich führe, das eher zum größern Verderbniß des Geschmacks, als zur Verfeinerung desselben beytragen müßte. Die Beweise hievon werden wir unsern Lesern nicht schuldig bleiben.

Erstes Heft. I. Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? Eine Vorlesung in der deutschen Gesellschaft zu Mannheim von F. Schiller. Ein im Ganzen genommen sehr lesbarer Aufsatz, der einige gute Gedanken enthält, gewiß aber weit unterrichtender worden wäre, wenn der Verfasser sich einen etwas andern Ge-

sichtspunkt gewählt hätte. Nur einige Personen, deren Beurtheilungskraft äußerst schwächlich seyn müßte, werden ihm das abläugnen, was er von den heilsamen Wirkungen einer guten Bühne sagt, und diese wenigen, so nichtig freylich oft ihr Einfluß seyn mag, sind platterdings nicht durch Gründe, nicht einmal durch solche Gründe, die aus der täglichen Erfahrung hergenommen sind, zu überzeugen. Die meisten werden mit ihm über die Vortheile einstimmig denken, die eine gute Schaubühne gewähren kann; aber interessanter und ergiebiger an brauchbaren Bemerkungen und Aussichten hätte die Untersuchung ausfallen müssen, wenn Herr S. sich die Beantwortung der Fragen vorgenommen, was wirkt unser Theater, so wie es ist, und warum kann es nichts anders und nicht besseres wirken? Ein nur etwas ausführlicher Auszug dieses Aufsatzes wäre desto überflüßiger, da die hier gesagten Wahrheiten keineswegs zum erstenmale gesagt werden. Wir heben dafür einige Stellen aus, über die wir uns nicht mit dem Verfasser zu einigen wissen, und die uns einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. 1786.

„Wenn, sagt er unter andern, wenn keine Moral mehr gelehret wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein „Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, „wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kinder„mord geschehen ist." Diese ganze sonore Tirade dünkt uns wenig mehr als ein rhetorisches Blümchen, mehr für die Augen als für den Geruch. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß man allemal um so mehr in Gefahr ist, etwas sehr Ungereimtes zu sagen, je mehr man sich Mühe giebt, etwas sehr Sinnreiches und Vortrefliches zu sagen. Aus der Erfahrung kann Herr S. seinen Satz ohnmöglich abstrahirt haben; denn unter einem Volke, bey dem weder Moral, noch Religion, noch Gesetze gelten, ist es wohl schwerlich je zur Aufführung der Medea oder irgend eines andern Schauspiels gediehen. Eben so wenig begreifen wir auch, wie sich diese Behauptung durch Gründe a priori unterstützen lasse. Es ist ausgemacht, daß unsere Gefühle größtentheils durch die Richtung bestimmt werden, die man ihnen in der Jugend gegeben hat, und viele, die man für die wesentlichsten der Menschheit hält, lassen sich eben dadurch gänzlich ersticken. Es giebt Nationen, unter denen man, eine Folge des Herkommens und der Gewohnheit, den Kindermord für eine sehr gleichgültige, ja, unter gewissen

1786. Umständen, so gar für eine löbliche Sache hält, und da würde doch gewiß niemand bey der Vorstellung des Kindermords der Medea schaudern. Alle unsere Gefühle, alle unsere sympathetischen Empfindungen entspringen aus der Cultur und der sittlichen Bildung durch Moral, Religion und Gesetze, und wo diese nicht statt findet, ist durchaus keine Wirkung auf den innern Sinn und die Herzen der Menschen möglich.

„Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauer„spiel nach dem Maaß der erreichten Wirkung zu schätzen, so „würde vielleicht die Erfahrung dem ersten den Vorzug geben." Rec. ist sehr der entgegengesetzten Meynung. Seine Gründe wird er weiter unten anführen. Aber nicht genug, daß die Tragödie ihm stärker zu wirken scheint, ist er sehr geneigt zu behaupten, daß ihr Einfluß auf die Moralität größer und wenigerm Misbrauche unterworfen sey. Das Lustspiel darf, wenn es in seinen Schranken bleiben will, sich blos mit Fehlern, Thorheiten und Lächerlichkeiten zu thun machen. Das Laster muß verfolgt, nicht verlacht werden. Ironie, Spötterey und Scherze verbreiten ein höchst schädliches milderndes Licht auf dasselbe. Der Endzweck des Lustspiels besteht also in Ausrottung von Fehlern und Thorheiten. Das ist von Dingen, die dem natürlichen Laufe der Welt und aller Erfahrung zu folge, durch andere ähnliche oder unähnliche, oft noch schädlichere ersetzt werden. Das Sittengemälde aller Nationen und Zeiten liefert Beweise, daß immer jede herrschende Thorheit nur durch eine andere verdrängt wurde. Nicht selten hat auch der rechtmäßigste Spott über wahre Thorheiten viele Nachtheile erzeugt, und über dem Ausgäten des Unkrautes ist oft die nützlichste Pflanze erstickt worden. Moliere spottete mit Recht über die Pedantereyen der Aerzte und Philosophen seiner Zeit; aber, was war die Folge hievon? Man begnügte sich nicht allein, die pedantischen Aerzte und Philosophen zu verhöhnen, es verbreitete sich über die Wissenschaften selbst ein lächerliches Licht: alle Philosophen wurden verachtet, und die Benennung eines Philosophen zu einer Art von Spottnamen. Dieß ist ein Beyspiel aus hunderten, dem wir aber keins aus der Geschichte der tragischen Bühne entgegen zu setzen wüßten.

„Spott und Verachtung, fährt Herr S. fort, verwunden den „Stolz der Menschen empfindlicher, als Verabscheuung sein Ge„wissen foltert." Ein Satz, den schwerlich jemand dem Verfasser

so unbedingt zugestehen möchte, auch nicht einmal unter der 1786.
Voraussetzung, daß die so leicht verblendete Eigenliebe der meisten Menschen ihnen erlaubte, hinter der Maske des verspotteten Gegenstandes ihr eignes Selbst zu finden. Doch es sey. Denn das ist nicht der Punkt, der die Streitfrage entscheidet. Wenn wir das Maaß der Wirkung vom Trauer- und Lustspiel bestimmen wollen, so müssen wir vorher untersuchen, welches von beyden am geschicktesten sey, uns die Augen über unsre Unvollkommenheiten zu öffnen? Ob das erste über unsere Laster und Schwächen, oder das letztere über unsere Fehler und Thorheiten? Die Beantwortung dieser Frage liegt ganz nahe. Den Lasterhaften, der auf dem Schauplatz sein Verbrechen in einem lebendigen Gemälde mit sprechender Wahrheit vorgestellt sieht, mahnt die nie ganz zu übertäubende Stimme des Gewissens: das bist du! Eben diese Stimme wird manchen, der auf dem Wege ist, eine Ungerechtigkeit, eine Schandthat zu begehen, für den letzten Schritt warnen. Die schrecklichen Folgen, die das Laster nach sich zieht, die Angst, die Gewissensbiße, die er dem Bösewicht nach vollbrachter That martern sieht, wird seine Hände binden, und auch dem ganz Unbefangenen, Schuldlosen wird sein Gefühl sagen, daß er, als Mensch, für ähnlichen Fehltritten nicht sicher sey. Er wird desto aufmerksamer auf sich werden, und den ersten Keim der Leidenschaft gleich in der Geburt zu ersticken suchen. Wie ganz anders aber ist es mit den Thorheiten der Menschen! Unter hundert Narren ahndet kaum Einer etwas von seiner Narrheit und dem Lächerlichen, das auf ihm haftet: da unter tausend Lasterhaften vielleicht nicht einer ist, der nicht wissen sollte, daß er Laster verübte! Anstatt sie ganz abzuläugnen, wird er sie höchstens gegen sich selbst zu beschönigen suchen. Nur dem allerkleinsten Theile der Sterblichen ist jenes feine, immer wirksame Gefühl für eigene Fehler und Thorheiten verliehen, das bey Verbrechen und Ungerechtigkeiten seine Stimme laut erhebt, und das wir in diesem Falle Gewissen nennen. Der Stutzer, der Pedant, der Schwätzer, der Selbstzufriedene lacht aus vollem Halse mit, wenn Stolz, Pedanterey u. s. w. lächerlich gemacht werden, ohne sich träumen zu lassen, daß er selbst es ist, den er verlacht. Er ergötzt sich an den Zügen einer Carricatur, zu welcher er selbst, wiewohl unwissend, als Original gesessen hatte, u. s. w.

„Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Bühne

1786. „Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen — —“ Auch in diesem Punkte kann der Rec. mit dem Verfasser nicht übereinstimmen. Freilich wohl lassen sich Schauspiele denken, die den Kern pädagogischer Weisheit in sich enthielten, aber solche Stücke werden sicher mehr langweilig als nützlich seyn. Wollte der Dichter, nach seiner Pflicht, durch lebendige Handlungen, und nicht blos durch künstliche an einander gereihte Sentenzen lehren, so müßte er seinen Helden auf dem Schauplatz erziehen, und dann im Verlauf seines Lebens bey irgend einer wichtigen Veranlassung die nachtheiligen Folgen sichtbar werden lassen, die eine vernachläßigte Erziehung nach sich ziehen. Daß das aber ganz unthunlich sey, ohne die Komödie in ihre Kindheit zurückzuführen, lehrt schon die Vernunft. Mit größerm Rechte bleibt daher dieß Feld dem Romandichter überlassen, der sich in einen weniger engen Zeitraum eingeschränkt sieht.

Auf die nähere Bestimmung „stehende“ Schaubühne hat Hr. S. fast gar nicht Rücksicht genommen. Denn alles, was er von dem Einflusse der Schauspielkunst sagt, läßt sich von jedem guten Theater erwarten, und vielleicht an Orten, die keine stehenden Bühnen besitzen, am meisten, da Gewohnheit bekanntermaßen die Eindrücke aller Art schwächt, und das Vergnügen und der Antheil solcher Zuschauer, die täglich das Schauspielhaus besuchen, gar nicht mit dem Vergnügen und der Empfänglichkeit anderer zu vergleichen ist, die sich diese Unterhaltung nur selten einmal verschaffen können.

II. Merkwürdiges Beyspiel einer weiblichen Rache. — — III. Dom Carlos, Infant von Spanien. Die Bruchstücke dieses Schauspiels, die Herr Schiller hier in der Absicht aufstellt, um die Stimmen und Urtheile darüber zu sammeln, laufen durch alle drey Hefte durch: wir nehmen sie aber hier in unsrer Anzeige gleich zusammen. Rec. ist zwar sich selbst am besten bewußt, wie wenig er zu jenen Männern gehört, die Herr Schiller S. 96 mit seiner gewöhnlichen Feyerlichkeit anredet: „Euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlandes, „deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen auf„stellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, „als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen, und „ihn zu eurer Gemeinschaft empor zu ziehn — euch alle fodre „ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten,

„und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offen- 1786.
„herzigkeit mitzutheilen." Aber demungeachtet wird auch er den Ausspruch seines Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mittheilen. Wollte aber Herr S. durchaus keine Urtheile hören, als die aus dem Munde solcher Schriftsteller herrühren, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, so wäre es leicht möglich, daß er gar nichts zu hören bekäme. Denn wie man sagt, giebt es solcher bey lebendigem Leibe apotheosirter Herren in Deutschland nicht übrig viel, und zuverläßige Nachrichten sprechen von ihrer Bereitwilligkeit und ihrem Diensteifer in einem ziemlich ungewißen Tone.

Manche überflüßige Kritik hat sich der Verf. durch die Aeußerung erspart, die er S. 96. des dritten Heftes thut. „Dom „Carlos soll kein Theaterstück seyn. Der Verf. hat sich die Frey„heit genommen, jene Gränze zu überschreiten und wird also nach „jenem Maasstab auch nicht beurtheilt werden. Die dramatische „Einkleidung ist von einem weit allgemeinern Umfange als die „theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große „Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die „Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der „Gattung entstanden aus ihren ersten Mustern. Derjenige, der „sich der dramatischen Form zuerst bediente, verband sie mit „theatralischer Strenge; aber was macht diesen Gebrauch zum „Gesetz für die Dichtkunst? Dem Dichter kömmt es darauf an, „die höchste Wirkung, die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt „diese innerhalb der Gattung, so ist absolute und relative Voll„kommenheit eins — aber wäre eine von diesen der andern auf„zuopfern, so möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere „Opfer seyn. Dom Carlos ist ein Familiengemälde aus einem „königlichen Hause." Es liegt nicht weniger Wahres als Falsches und Halbwahres in diesen wenigen Worten; doch genug für itzt, daß sie den Gesichtspunkt bestimmen, aus dem der Verf. beurtheilt werden will. Also kein förmliches Trauerspiel soll D. Carlos seyn, aber doch ein dramatisches Gedicht, und als solches bleibt es noch immer einer Menge gewiß nicht willkührlicher Regeln unterworfen. Nach diesen haben wir es untersucht, und hier ist das Resultat davon.

Ueber den Plan und die Anlage des Ganzen läßt sich ohne Anmaßung vor der Hand nicht urtheilen, da das, was wir in

1786. der Skizze und Ausführung vor uns haben, vielleicht noch nicht einmal den zweyten Akt vollendet. Der Gang oder vielmehr der Ausgang der Intrigue läßt sich indessen schon ziemlich aus dem ersten Aufzuge errathen; Hr. Schiller aber, der es auch zum voraus sah, hielt es für das erste Erforderniß der Tragödie. Eine Behauptung, der wir nicht anders als beystimmen können. Da das Trauerspiel nicht Schrecken, sondern Furcht erregen soll, so darf der Knoten durch keinen plötzlichen unvorhergesehenen Zufall gelöst werden. Der Blitz, der ihn spaltet, darf nicht unerwartet aus der heitern Luft, er muß aus der düstern Gewitterwolke herabsteigen, die über dem Haupte des Unglücklichen schwebt, von Augenblick zu Augenblick schwärzer wird, und deren Entladung wir mit banger Ahndung entgegen sehen. — Der Mischung der Charaktere fehlt es nicht an Mannichfaltigkeit, aber jedem einzelnen Charakter nur zu sehr an Individualität und unterscheidenden Schattirungen. Dom Carlos ist ein brausender Jüngling, voll Gefühl und Leidenschaft; König Philipp ein harter, kalter, eifersüchtiger Gatte und Vater; Herzog Alba ein stolzer, gefühlloser Mann — das ist, was man von den abstrakten Hauptzügen dieser Charaktere sagen kann, die sich nur selten durch feine Nüancen und eigenthümliche Besondernheit von andern ähnlichen unterscheiden. Hr. S. hat ohne Zweifel viel poetisches Genie; ob er aber ein vorzügliches dramatisches Genie sey, daran glauben wir mit Recht zweifeln zu dürfen. Er besitzt das Talent neue Gleichnisse und Bilder zu schaffen und große wichtige Gedanken auf eine äußerst poetische Art auszudrücken: aber nie wirft er tiefe Blicke ins menschliche Herz. Wir lernen aus seinen Schilderungen nie etwas Neues von der Leidenschaft selbst. Es fehlt ihm fast ganz an der dem dramatischen Dichter so unentbehrlichen Leichtigkeit, nicht nur neue und interessante Situationen anzulegen, sondern sich auch in jede derselben selbst zu versetzen, und sich durch den Mund seiner Personen, mit Natur und Anstand, und eben so wenig gesucht und schwülstig als platt und frostig auszudrücken. Hr. S. hält mit Wieland die Versification für eine wesentliche Eigenschaft des Drama; er hat daher die Versart von Nathan gewählt. Aber möchte er sich doch auch zugleich die edle, natürliche, dem Gegenstand angemessene Sprache zu eigen gemacht haben, die uns in jenem vortrefflichen Gedichte so gefällt! Uns wenigstens ist der schwülstige, mit Tropen überladene Styl dieses

Schauspiels ganz unerträglich, und wir halten ihn für den größten Fehler, bey dessen Rüge wir uns am längsten verweilen werden. Die sämtlichen Personen des Stücks sprechen, als wenn sie eben erst aus dem Lande der Metaphern zurückgekommen wären: sie schwimmen (wie Haller sich über Lohenstein ausdrückt) auf Metaphern wie auf leichten Blasen: sie häufen Figur auf Figur, Bild auf Bild. Was sich von dem Gedanken, oder der Empfindung, die dargestellt werden soll, damit verträgt, das vertrage sich: das übrige mag sehen, wo es unterkömmt. Das Bild schmiegt sich nie nach dem Gedanken; der Gedanke muß sich immer nach dem Bilde bequemen. Eben so wenig ist der Dichter bedacht gewesen, die Leidenschaft nur allmählig auf ihre Höhe zu führen und den ersten und schwachen Funken gleichsam vor den Augen des Zuschauers entspringen zu lassen. Dom Carlos tobt in der ersten Scene, er wüthet vor dem Ende des ersten Aufzugs — was wird er im dritten und vierten, was kann er im fünften thun? 1786.

Gleich die ersten zehn Worte enthalten ein verfehltes Gleichniß. Dom Carlos (der mit dem Pater Domingo, welcher ihn auf dem Fuße nachfolgt, die Scene eröffnet) sagt:

Der Erzspion verfolgt mich überall
Wie die Gerichte Gottes — — —

Wie die Gerichte Gottes? Wir begreifen das tertium comparationis nicht. So eilig, so unabläßig? aber so verfolgen, selbst nach dem Wahne der Menschen, die Gerichte Gottes fast niemals. So schwer, so schrecklich? aber Karl verachtete ja den Pfaffen.

Er (König Philipp) presse doch nur einen Tropfen Mohn
Aus seines Perus unerschöpften Schachten,
Den Schmerz in diesem Busen einzuschläfern —

Eine lächerliche Forderung! Aus Schachten Mohn zu pressen! Welcher vernünftige Mensch spricht so? Solche gezwungene falsche Bilder bieten sich gewiß keiner, und wäre es auch durch die heftigste Leidenschaft erhitzten Phantasie, wohl aber dem spielenden Witze eines kalten Dichters dar.

Domingo.
— die Ruhe seines Sohnes
Kann Philipp nicht zu theuer kaufen.

1786. Karlos.

Nicht?
Auch dann nicht, wenn mein rasender Gelust
Geradesweges nach seinem Herzen zielte?
Auch dann nicht, wenn den frevelhaften Durst
Nur das abscheulichste Verbrechen löschte?
Worüber die besudelte Natur
Erschrocken beben und in Fieberschauern
Sich werfen würde?

Solche klingende Bravourtiraden hervor zu bringen wird nicht weniger erfordet, als den Shakespeare da erreichen zu können, wo er am wenigsten Shakespeare und den Lohenstein, da, wo er am meisten Lohenstein ist.

Domingo.

Das ist schrecklich Prinz!

(Als ein Hofmann durfte er freylich das rechte Wort nicht brauchen)

Karlos.

Jezt wißt ihr alles — Geht, und denkt auch nie
Darüber nach. — Hier endet Philips Größe.
Kann sein Befehl die Sterne rückwärts drehn
Und machen, daß sich Nord und Süd umarmen? —
Ein ewiges, ein schreckliches Gesetz,
Mit Blut in unsre Brust geäzt — die starre
Unwandelbare Regel der Natur
Steht gegen mich, ein aufgethürmter Pfeiler,
Und keine Macht auf Erden reißt ihn um.

Was würde Quintilian, der schon über den Misbrauch der Figuren, den die Redner seiner Zeit, aber wahrlich in einem weit geringern Grade sich zu Schulden kommen ließen, so bitter klagte, was würde er zu einem solchen Satze gesagt haben? Eine starre Regel gleich einem aufgethürmten Pfeiler! Bey einer Mauer, die einem im Wege steht, läßt sich doch etwas denken, aber bey einem Pfeiler, der entgegen steht?

Domingo dringt weiter in Dom Carlos und sucht ihm sein Geheimniß zu entlocken; der Prinz aber verlangt, daß er vorher eine Probe aushalten müsse.

Domingo.

Ich fürchte keine Prinz.

Dom Karlos.

Nur Kleinigkeit.
Ihr lacht vielleicht — Doch sie beweist für eure
Verschwiegenheit mir alles. Hört mich an.

Domingo.

Mit Ungeduld.

Karlos.

Tief drinn in der Sierra
Morena zeigt man einen Brunnen euch,
Der jetzt vertrocknet ist, wohin ein alter
Kastilianscher König seine Schätze
Geflüchtet hat, als über Spanien
Die Furcht der Mauren kam. — Tief unten liegt
Ein großer schwarzer Quaderstein, worunter,
Der Sage nach, drey Nächte vor dem Fest
Der Auferstehung, sich der dumpfe Klang
Des Goldes hören lassen soll, das jezt
Gehoben werden kann. Wer reines Herzens
In diesen Brunnen sich hinunter läßt,
Rückt, wie ein Sandkorn, diesen Felsen weg;
Doch kaum, (fährt das Orakel fort) daß ihn
Ein Schalk berührt, bedecken schwarze Beulen
Des Frevlers Hand, und der erzürnte Schatz
Versinkt um eines Thurmes Höhe tiefer.

Domingo.

Im Ernst, mein Prinz, sagt man das wirklich so?

Karlos.

So wahr ihr ehrlich seyd — Man will sogar
Waghälse nennen, die, mit dem Gespenst
Es aufzunehmen, schon im Eimer hingen —
Doch gählings kam die Angst sie an, sie priesen
Sich glücklich, daß sie lebend wieder kamen.
Was dünkt euch frommer Vater? — Ihr und ich —
Wir könntens wohl auf gut Gewissen wagen?

Domingo.

Wir? — Nimmermehr! dafür behüt uns beide
Der Himmel, Prinz — Der schwache Mensch versuche
Den Teufel nicht — Mir liegt der Mammon gut;

1786. Verzeihung, Prinz. Auch möcht' ich in den Karten
Der Unterwelt nicht gern die Hände haben.

Der lügenhafte Knabe in der Fabel, den sein böses Gewissen folterte, wartete doch wenigstens die Nähe der fürchterlichen Brücke ab: dieser gute Domingo aber ist noch weit einfältiger, was freylich von einem Beichtvater Philipps und einem so schlauen und ränkevollen Kopf, wie er sich in der Folge zeigt, schwer zu glauben ist. Vor einem Ammenmährchen zu zittern! vor einem Ammenmährchen, dem er es ohne großen Scharfsinn ansehen konnte, daß es nur eine Schlinge für ihn werden sollte! Indeß wenn Hr. Schiller zu seinem Ziele wollte, so war es freylich unvermeidlich; Domingo mußte sich eine so alberne Blösse geben. Denn man höre nur, wenn man es nicht schon errathen hat, worauf der ganze Spaß angelegt ist —

Karlos (unwillig zurücktretend).
So Bösewicht? — und an mein Herz willst du
Die Wünschelruthe halten, daß sie dir
Anschlage, wo der Zauber liegt? — Du zitterst
Vor Schrecken, die des Fiebers Phantasie
Zusammenflickte — und bist frech genug
In meines Herzens Absturz dich hinunter
Zu winden, und Gedanken (im Herzen?) zu behorchen,
Ehrwürdiger als die Mysterien
Der Unterwelt? — Elender! Weh dir selbst!
Wohin — wenn dir dein Bubenstück gelänge —
Wohin verkröchst du dich? In einer Auster
Gehirne krümmte deine Seele sich,
Wenn ihr die meinige begegnen sollte.

Auf eine Nachahmung Shakespears war es abgesehen! Und zwar auf die Nachahmung einer der vortrefflichsten Scenen aus Hamlet, wo dieser Prinz dem Güldenstern, der ihn auszuholen sucht, eine Flöte giebt, und — — — doch wer kennt diese meisterhafte Stelle nicht? Was dort so natürlich sich verbindet, so ungezwungen aus dem Charakter und der ungleich ruhigern Situation Hamlets fließt, wie gesucht, wie gezwungen, wie unnatürlich ist es hier nicht alles! Ueberhaupt ist die Anlage dieser ganzen ersten Scene nicht mit der reifsten Ueberlegung entworfen. Sie sollte so viel möglich Exposition des Sujets enthalten; eine so-

schlechte Nothhülfe wie den Vertrauten der französischen Bühne 1786. verschmähte Herr Schiller; aber der Ausweg, den er trift, ist noch weit widersinniger, als jener Behelf. Er läßt seinen Helden neben einem Menschen auftreten, den jener als einen elenden Spion und seinen heimlichen Feind kennt. Was wäre natürlicher, als daß er es ganz und auf alle Art vermiede, den kitzlichen Punkt zu berühren. Aber nein; ganz anders macht es der D. Carlos des Herrn S. Er selbst leitet das Gespräch dahin, und trotz den Gaskonaden und Betheurungen seiner Undurchdringlichkeit sagt er alles, und deutlich genug, was der neugierige Mönch wissen will. Und das kann uns wahrlich nicht die vortheilhafteste Idee von seinem Verstande geben. Bekennen, daß man ein Geheimniß in seinem Busen trage, heißt dieses Geheimniß halb verrathen.

Domingo.

Prinz! Sie verkennen mich.

Karlos.

Ich kenne dich.
Bist du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichsten Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte? Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremden Gütern kühlte,
Den Armen fraß und an dem Reichen saugte?

u. s. w.

Unter Gottes Larve, die freche Brunst im fremden Ehbett löschte? Unter Gottes Larve? Wir wissen nicht, ob wir unsern Augen trauen sollen. Wenn es noch hieße: unter eines Gottes Larve. Ungleich besser ist die folgende Scene zwischen Carlos und dem Marquis von Posa, der nach Spanien kömmt, die Beschwerden der unterdrückten Niederländer vor den König zu bringen. Carlos dringt in ihn, die Freundschaft, die in ihrer Jugend zwischen ihnen geherrscht hatte, zu erneuern.

Karlos.

Sieh meine Lippen brennen heiß auf dir,
Heiß fällt der Thränenstrom auf deine Seele;

1786. Dein künftger Fürst geht betteln um dein Herz,
Arm ohne dich, bey sieben Diademen.
Berede dich, ich wär' ein Waisenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgelesen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Fürstenknabe — —
— — — O wenn es eintrift, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden bist mich zu verstehn —
Wenns wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Rodrigo im Karlos wiederholte,
Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsres Lebens gleich bezog,
Wenn eine Thräne, die mir Lindrung giebt,
Dir theurer ist, als meines Vaters Gnade —
— — — —
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht. — Unheilbar
Auf ewig sprangen zwischen ihm und mir
Die demantstarken Bande der Natur.

Marquis.

Sie hassen ihren Vater!

Karlos.

Nein! o Gott!
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauder
(Kann ich dafür) und Höllenangst ergreifen
Bey den zwo fürchterlichen Silben mich
Als hört ich alle Sünden meines Lebens
Am Tag des Weltgerichts herunterlesen. —

Wie gesucht sind nicht die beyden letzten Verse, und wie übel angebracht das Einscheibsel kann ich dafür zwischen Schauder und Höllenangst? Desto schöner und natürlicher sind die folgenden Verse:

Kann ich dafür, wenn eine viehische
Erziehung schon in meinem zarten Herzen
Der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein Vater sagst du? Recht! mit diesem Namen
Erschreckten meine Ammen mich — das war

Von allen Künsten ihrer Kinderzucht 1786.
Die wirksamste, wenn alle Ruthenstreiche
An mir verlohren waren. — Sieben Jahre
Hatt' ich gelebt, als mir zum erstenmal
Der Fürchterliche, der, wie sie es nannten,
Mein Vater war, vor Augen kam — es war
An einem Morgen, wo er stehenden Fußes
Vier Bluturtheile unterschrieb — nach diesem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Bestrafung angekündigt ward — —

Warum erhält sich Herr S. nicht immer in diesem simpeln und doch weit eingreifenderm Tone, als jener erkünstelte dythirambische Schwung des Ausdrucks, jene verschraubten Metaphern und das kalte Feuer sind, das leider in dem allergrößten Theile des Stücks herrscht? Seine Muse gleicht dem modesüchtigen Mädchen, das die unerkünstelte Schönheit seiner Wangen und den schlanken Wuchs der Glieder durch Schminke und gesuchten Putz mehr verdirbt als erhöht.

Karlos.
(vor der Königin auf den Knien)
Ich steh nicht auf — hier will ich ewig knien.
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt kleben,
Bis über mir und unter mir das Rad
Der Schöpfung stillgestanden.

Königin.
Rasender!

Die einzige und beste Antwort, die sich auf so Etwas geben läßt. Wir begreifen nicht, wie der Dichter hoffen konnte, uns auf diese Weise einen Menschen interessant zu machen, den er fast beständig wie den unbesonnensten Knaben handeln und wie einen Wahnsinnigen sprechen läßt.

Königin.
— — — —
Wer sagte ihnen, daß in Philipps Armen
Mein Loos beweinenswürdig ist?

1786. Karlos.

Mein Herz,
Das feurig fühlt, wie es in meinen Armen
Beneidenswürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!
Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir sagte?
Wenn Philipps herzliche Gefälligkeit
Und seiner Liebe stumme Mienensprache
Weit inniger als seines stolzen Sohns
Verwegene Beredsamkeit mich rührte?
Wenn diese eifersüchtige Angst um mich
Und dieser Geiz mit seines Weibes Liebe
Mir schmeichelte? Wenn mich die langsame
Und überlegte Achtung eines Greisen,
Wollüstiger als eines jungen Manns
Aufwallende Verehrung kitzelte?

Welche Sprache für eine Königin! Eine Frau, die von wollüstigem Kizel spricht, wird wohl wenige Leute verführen, an ihren Platonismus zu glauben. — D. Karlos entfernt sich. König Philipp erscheint mit seinem Gefolge und äußert sein Misvergnügen die Königin so allein ohne Begleitung anzutreffen.

Königin.

Sind sie beleidigt, mein Gemahl?

Philipp.

Ich heisse
Der reichste Mann in der getauften Welt.
In meinen Staaten liegen die vier Winde,
Der Ozean ist meines Landes Teich,
Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter —

Hat wohl noch je ein König in einem so marktschreyerischen Tone von sich selbst gesprochen? Und was will er damit sagen, daß die vier Winde in seinen Staaten liegen?

Doch alles das besaß ein andrer schon,
Wird nach mir mancher andre noch besitzen,
Das ist mein eigen. (indem er die Königin in die Arme schließt)

Was der König hat 1786.
Ist nur des Himmels Lehngut — gehört
Nur seinem Rang — Elisabeth dem Philipp!
(Er schweigt eine Zeitlang, heftet einen bedeutenden Blick auf die herumstehenden Grands, und dann auf die Königin.)
Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.
(Er hält wieder inne und fährt dann unter heftigen Bewegungen fort.)
Nur hieher nicht — — — O Gott: der Gedanke
Wirft mich von allen meinen Thronen, schleudert
Aus allen meinen Welten mich! — Nur hieher —
Nur hieher, meine Granden, nicht — —

Die Angst dieses alten besorgten Ehemannes würde uns vielleicht etwas zu Herzen gegangen seyn; durch die lächerlichen Prahlereyen aber, die er als Einleitung zu seinen zärtlichen Thorheiten vorausschickt, hat er sich alles Mitleids unwerth gemacht. Wir lachen über den alten Gecken, der die Treue seines Weibes durch nichts als Bitten und Drohen zu sichern weiß; wir ärgern uns über den Greis, der die Ausbrüche einer Leidenschaft, (die den, der sie äußert, immer so lächerlich macht und in unsern Augen so tief herabsetzt,) nicht einmal vor den Augen der Menge zu unterdrücken weiß, und den geliebten Gegenstand durch den schmähendsten Argwohn schändet. So etwas konnte Philipp nicht thun; selbst der Philipp des Hr. Schiller durfte das nicht thun. —

Karlos.

Vater,
Ich will sie kindlich, will sie feurig lieben,
Nur hassen sie mich nicht mehr — wie entzückend
Und süß ist es in einer schönen Seele
Verherrlicht sich zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuren vielgeliebten Sohn
Der Jugend Rosenbahn zurückzueilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen,



1784. Wie groß und süß in seines Kindes Tugend
Unsterblich unvergänglich fortzudauern
Wohlthätig für Jahrhunderte — Wie schön
Und göttlich groß im Orient des Sohnes
Noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,
Der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
Des Mondes wieder aufersteht. —

Vortreflich! als Poesie aus dem Munde des Dichters, aber viel zu künstlich, zu studirt, zu periodisch für die Rede eines Jünglings, der das Herz seines Vaters zu gewinnen sucht. Wie mancher von uns würde nicht auch glauben, an der offenen Liebe und den reinen Absichten eines Sohnes zweifeln zu dürfen, der bey einer solchen Gelegenheit seine Worte so wählt, so auf Numerus und Fall des Perioden bedacht ist, und statt die simple Sprache des Herzens zu reden, seine Phantasie nach Bildern ausschickt, die desto weniger Wirkung thun, je poetisch schöner sie sind.

Mein Vater
Umsonst nicht — Vater, nicht umsonst hab' ich
Den halbverwesten Leichnam ihrer Liebe
Aus seiner Gruft gerissen — —

Welch ein ekles, herbeygerissenes Bild! Wir wären neugierig zu wissen, ob Hr. Schiller solche Züge auch bey einem fremden Dichter schön finden würde.

Die einäugichte Fürstin von Eboli verliebt sich in D. Carlos und schickt ihm durch einen Pagen ein Billet, worin sie ihm in einem Zimmer der Königin eine Zusammenkunft anbietet. Das Billet ist blos mit einem E. unterzeichnet. Was ist natürlicher, als daß er unter diesem Buchstaben die Königin, die Elisabeth heißt, vermuthet? Er ist entzückt, und der Page bekömmt diese gute Lehre mit auf den Weg:

Du nimmst ein schreckliches Geheimniß mit,
Das jenen starken Giften gleich die Schaale,
Worin es aufgefangen wird, zersprengt, —
Und ein Geheimniß, welches zu ergründen
Mein Vater, stünds in seiner Macht, das Reich
Der Todten durch die Folterschraube fragte....

Dieser D. Carlos ist doch ein ganz andrer Mensch, als wir gewöhnlichen Leute. Welcher von uns würde sich einfallen lassen,

einen furchtsamen Knaben durch solche Aeußerungen zum Still- 1786.
schweigen zu bewegen?

Trag es dem Throne nicht zu nah — auch nicht
Zu nah dem Falkenblick des Müßiggangs.
Beherrsche deine Mienen gut. Dein Kopf
Erfahre niemals, was dein Busen hüthet.
Sey wie das todte Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergiebt und selbst nicht höret.

Aber Carlos ist es nicht allein, der so schöne rhetorische Exercitia extemporiren kann: selbst der Herzog Alba giebt ihm wenig nach.

Alba.

Wehe
Dem zarten Wiegenkinde Majestät,
Das seiner Amme spotten kann. Wie sanft
Mags auf dem weichen Kissen unsrer Siege
Sich schlafen lassen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur, und freylich nicht die Wunden,
Womit sie aufgewogen ward — — Dieß Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gesetze;
Es blitzte dem Gekreuzigten voran,
Und zeichnete dem Saamenkorn des Glaubens
Auf diesem Welttheil blutge Furchen vor;
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.

Karlos.

Gott oder Teufel gilt gleich viel. Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß das wohl. Ihr Name
Lebt in der Narbe dieses Zeitenlaufs —

Er kömmt: ruft die einäugichte Prinzeßin dem zurückkehrenden Pagen entgegen:

Er kömmt
Ich hörs an deiner Tritte Klang, ich hör's
An deines Athems singendem Getöne.

Ein leises und feines Gehör! aber es ist ja eine bekannte Bemerkung, daß durch den Verlust eines Sinnes die übrigen gestärkt und verfeinert werden! Wir schließen diese Anzeige mit einer schönen Stelle:

1786. Sie (die Liebe) ist
Das einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder ewig ungenossen
Verscharren muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der ungerührt von des Rialto Gold
Und Königen zum Schimpfe seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz
Sie unter ihrem Werthe loszuschlagen. —

IV. Briefe eines reisenden Dänen. (Der Antikensaal zu Mannheim.) Große, breite Worte praetereaque nihil. Dieser Aufsatz ist in einem seltsamen, blumenreichen Styl geschrieben, der nichts weniger als dem Gegenstande angemessen ist. Wir bedauern den guten Dänen, daß er sich in Deutschland von dieser Seuche hat anstecken lassen, vor welcher er in seinem Vaterlande sicher gewesen wäre. Er besuchte den Antikensaal zu Mannheim, und diese Nachbildungen der größten Meisterwerke Griechenlands, die durchaus stille Größe und sanfte Grazie athmen, begeisterten seine nordische Phantasie zu der Wuth, die sich in der Beschreibung dieses Cabinets auf die lächerlichste Art äußert. Sollte man glauben, daß ein Mann, der in der Einleitung von „siechen hinschwindenden Menschenkörpern" spricht, „deren Augen und Wangen von fiebrischer Röthe brennen, und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen", willens sey uns vom vatikanischen Apoll und der mediceischen Venus zu unterhalten? Ein paar Proben von der Beurtheilungskraft dieses Kunstrichters sind wir den Lesern schuldig. „Das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit." Umgekehrt, sollten wir meinen. Wahrheit, den bloßen Augen faßliche Wahrheit des Gemäldes war es, die die Tauben zu den gemalten Weintrauben des Zeuxis lockte. Aber im Gegentheil sieht das bloße ungeübte Auge des Nichtkenners selbst in der mediceischen Venus nichts als die Wahrheit des Bildes, die Aehnlichkeit mit dem Körper einer lebendigen Frau: ihre Schönheit wird nur durch inneres, feines und geübtes Gefühl erkannt. Vom farnesischen Herkules

heißt es: „die Figur ruht — der Bildhauer ergriff seinen 1786.
Herkules im Moment schlafender (vielleicht erschöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieser Erschlappung das ungeübteste Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen." Wer in dieses Dunkel Licht bringt erit mihi magnus Apollo.

V. Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters. — VI. Wallensteinischer Theaterkrieg. VII. Dramaturgische Preisfragen.

Zweytes Heft. I. An die Freude. Eine Cantate, die nicht ohne poetisches Verdienst ist. Wir schreiben zur Probe die letzte Strophe ab.

Rettung von Tyrannenketten,
Grosmuth auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmet ein,
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Chor.
Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde! —

II. Ueber moderne Größe. Der Verf. dieses Aufsatzes ist sehr unzufrieden mit dem Geiste unsers Zeitalters. Wir sehen, sagt er, Menschen unter uns, die Muth genug haben, besser als ihre Zeiten zu seyn; aber wahr, ewig wahr ist es auch, daß die großen Männer des Alterthums blos ihrer Zeit würdig waren. Der sicherste Beweis, daß der moderne Geist wirklich klein ist, wäre am Ende vielleicht dieser, daß der Mensch, der in unsern Zeiten groß handelt, ein großer Mensch seyn muß. Den Ostrazismus der Athenienser nennt er, ganz à la Linguet, eines der schönsten Denkmähler des griechischen Geistes. Diese und ähnliche eben so gewagte Behauptungen dienen zur Einleitung einer Nachricht von ein paar Parisern, Namens Dubreuil und Pechmeja, die in der ruhigen Ausübung solcher Pflichten, die nicht blos die

1786. Gesetze, die das zärtlichste Mitleid und Menschengefühl uns auflegen, ihr einziges Vergnügen suchten. Pechmeja ist Verf. des Telephus eines historischen Gedichts in Prosa, von dem wir auch eine deutsche Uebersetzung haben. Sie starben, wie sie gelebt hatten, vereinigt, kurz aufeinander. Ihre stillen Tugenden gaben eine Zeitlang Unterhaltungsstoff für die redseligen Bewohner von Paris.

III. Verbrechen aus Infamie. Eine angeblich wahre Geschichte, die aber auch alle Spuren der Wahrheit au sich trägt, und nicht minder interessant und unterrichtend als im Ganzen gut erzählt ist. Sie gehört zu den schätzbaren Beyträgen zur Charakteristik des menschlichen Herzens.

IV. Freygeisterey der Leidenschaft. Dieses Gedicht mag seine Verdienste haben, so ungenießbar es auch dem Rec. ist. Zwar läugnet er nicht, daß die hier geschilderten Empfindungen in der Natur sind; immerhin mag sich die Verzweiflung eines unglücklichen Liebhabers solche rasende Gotteslästerungen erlauben; aber muß die Poesie alles nachbilden, was wirklich ist? Die Dichtkunst der Alten kannte so wenig Wahrheit ohne Schönheit, als Schönheit ohne Wahrheit — und sollte sich ihr Wesen so ganz geändert haben? Gewiß nicht! so sehr auch einige Kunstrichter und Dichter der neuesten Zeit davon überzeugt zu seyn scheinen.

V. Resignation, eine Phantasie, von dem Verfasser des vorigen Gedichts. In einer Phantasie darf man keinen Plan suchen: es ist sehr begreiflich, daß die poetische Phantasie Sprünge thut, denen die unpoetische Vernunft so leicht nicht folgt. Doch haben wir einige sehr verständliche Strophen gefunden, die Philosophie, aber nicht die tröstlichste, vortragen.

Mit ganzer Liebe lieb ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Greis.
Zwey Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für dem weisen Finder
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
    Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt: Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehoft, dein Lohn ist abgetragen, 1786.
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück.

VI. Morgenlied von Sophie Albrecht. VII. Philipp der zweyte, König von Spanien, von Mercier. — VIII. Dom Carlos. IX. Vermischte Kleinigkeiten. —

Drittes Heft. I. Dom Carlos. II. Den Manen der Catherine Jaquet. Von Jünger. — III. Philosophische Briefe. Da unsre Anzeige ohnehin schon die Grenzen ziemlich überschritten hat, so ersparen wir unser Urtheil über diese Briefe, bis wir sie geendigt vor uns haben.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1786, 32. Band, 1. Stück, pag. 289—323.



1787.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen: Thalia. Herausgegeben von Schiller. Viertes Heft.

1787. Der Inhalt dieses Hefts ist wieder theils poetisch, theils prosaisch. Ein kleines Gedicht, der Vorsatz, von Reinwald, und eine Epistel an das Leben, von Mad. Karschin, machen den Anfang. Unsre Dichter thun so oft in ihren Gedichten, als ob sie des Lebens satt wären, daß man gern einmal die Liebe zum Leben, die Natur ist, wieder sprechen hört.

— In dem in den vorigen Heften angefangenen Dom Karlos wird man hier mit Vergnügen die Fortsetzung finden. Es ist der dritte Akt. Man wird da die Kraft der Sprache, die Stärke der Gedanken, und die Neuheit der Situationen wie in den vorigen finden, ob sich wohl das Stück weniger zur eigentlichen Aufführung qualificirt. — Der Geisterseher, ein prosaischer noch nicht geendigter Aufsatz S. 68. Sehr gut erzählt. Da die Erwartung des Lesers aufs Höchste gespannt ist, bricht er ab. Wir sind daher noch zurückhaltend mit unserm Urtheil über das Ganze; hoffen aber doch, der Ausgang werde so ausfallen, daß auch der Philosoph damit zufrieden seyn könne, und den Ver-

irrungen des menschlichen Verstandes zu unsern Zeiten nicht ge- 1787.
schmeichelt werde. —

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1787, 22. Februar.

Den 6. April.

Dom Karlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Herrn Schiller. Zum ersten mal.

— Die Aufführung des Stückes befriedigte die Erwartung nicht ganz, die es rege gemacht hatte. Der Plan ist nicht gut, er ist zu gedehnt; das Interesse ist zu sehr getheilt; und das Schicksal des Dom Karlos ist nicht der einzige Punkt, auf den der Zuschauer sieht. Es sind zu viele Scenen eingeflochten, die blos da sind, um den Charakter des einen oder des andern zu beleuchten, die aber mit dem Ganzen nicht unzertrennlich verbunden sind. Dom Karlos ist nicht ganz richtig geschildert; gleich in der ersten Scene mit dem Beichtvater giebt er sich zu sehr blos; Karlos hat dies sicher nie gethan, denn er war immer von Philipps Aufsehern umgeben, und mußte daher auf seiner Huth seyn. Er hatte niemalen einen vertrauten Umgang mit irgend einem Menschen am Hofe, ausser mit dem Marquis von Posa, war immer in sich selbst verschlossen; und daher entsprossen die ersten Keimen jener Furcht, und jenes ausserordentlichen Hasses der Minister, weil seine Gedenkungsart ihnen immer ein Räthsel blieb, und sie alles zu befürchten hatten, wenn er an die Regierung kam. Elisabeth, dies Muster der Weiber wird am Ende in der Scene mit Posa'n ein zweideutiges Weib: der Zuschauer könnte vermuthen, sie liebe Posa'n. Alba handelt zu wenig, zu wenig auffallend. Domingo steht wichtiger da als Alba. Philipp ist sich nicht gleich; vergißt oft, daß er Spaniens König sei; behandelt Alba'n einige malen niedrig; z. B. er nennt ihn eine Puppe. Hätte Alba wohl dies von Philipp ertragen? Der unbändig stolze Alba? Ein Grande der ersten Klasse. Und Alba schweiget —

Doch im Stücke sind Scenen, die theatralisch, erschütternd, rührend sind. Die erste zwischen Karlos und Posa ist vortreflich, die Freude des Wiedersehens, Erneuerung der Knabenfreundschaft,

1787. und Beschwörung des ewigen Bundes ist herrlich geschildert. Die erste Scene mit der Königin und Karlos ist rührend schön. Die Unterredung des Infanten mit dem Könige ist interessant, wichtig und meisterhaft ausgeführt. Vortreflich ist die Scene zwischen Philippen und Posa'n; zwischen Philippen und der Königin, zwischen Karlos und der Fürstin Eboli. Erschütternd die letzte Scene zwischen der Königin und Posa'n (nur Schade, daß am Ende derselben der Charakter der Königin sich nicht gleich bleibet) zwischen Karlos und Posa'n im Gefängnisse. Gros ist die Situation, wo Karlos nach Posa's Todte mit dem blosen Schwerte neben seinem Vater stehet und ihn als Mörder des Posa anklaget.

Es ist Schade, daß die schönen Züge dieses Stückes gleichsam issolirt und nicht gehörig verbunden sind. Die Intrigue Domingo's, Alba's und der Eboli ist sehr gedehnet; ihre Wirkungen äussern sich nur langsam; es sind Scenen aufeinander gehäuft, die keinen Einfluß aufs Ganze haben. Z. B. daß der König Alba'n zum Gros-Comthur nach Calatrava macht, dem Herzog Medina Sidonia vergiebt u. dgl. ist dem Zuschauer unbedeutend. Karlos handelt fast gar nicht. Jede Scene ist fast nur Raisonnement und unwichtige Handlung. Posa ist mehr als Karlos; denn er ist entschlossen, kühn und erhaben; Karlos aber ist ein Sclave seiner Leidenschaft, und der Dichter hat ihn nicht so geschildert, daß unsere Theilnahme allein auf ihm beruhet. Von dem Brief des Königs, den die Eboli dem Prinzen überschickt und bei ihrer Zusammenkunft mit demselben zurückfordert, macht sich der Zuschauer grose Erwartungen, die aber vollkommen getäuschet werden.

Daß dies Stück ohngeachtet der vielen angezeigten vorzüglichen Scenen, unter welchen mehrere mit aller Kunst vorgestellet wurden, kein groses Glück gemacht hat; daran mag wohl mit die ausserordentliche Länge Schuld seyn. Man hätte vors erste (wie z. B. bei den Räubern) früher anfangen und noch hie und da etwas abkürzen sollen. Wenn die Zuschauer bis über halb 9 Uhr zu verweilen genöthiget sind, so verliert sich endlich die Theilnahme und Unlust tritt an ihre Stelle.

Hernach, ward manchmal das Getös zu stark, welches durch unzeitiges Gelächter verstärkt, dem achtsamen Zuschauer mehrere gute Stellen raubte, welche zur Aufhellung der Geschichte beitragen sollten; diese Unannehmlichkeit verbunden mit dem Leise-

sprechen mancher spielenden Personen, verbreitete oft Unzufriedenheit unter den Zuschauern. 1787.

Die Aufführung entsprach gleichfalls nicht ganz vollkommen der Idee des Publikums.

Herr Beck als Karlos hatte in dieser grosen schweren Rolle mehr Kunstkraft und Empfindung geäussert als in irgend einer andern; auch schien es das Publikum anzuerkennen. Jedoch in der ersten Scene mit der Königin war er etwas zu vertraut; Karlos sollte nicht vergessen, daß er mit einer Königin von Spanien spricht — deren Hof in der Nähe ist — obgleich die Königin ihm selbst dies sagt und Karlos in der Folge das Verzweifelnde seiner Lage rechtfertiget, so hätte doch hier der Schauspieler dem Dichter nachhelfen, und desto unterwürfiger in seinem Betragen seyn sollen. In der Scene mit der Prinzeßin Eboli, wo diese als sie sieht, daß sie sich in Karlos geirrt hat, den Brief des Königs zurückfordert, sagt Karlos: Den Brief — behalt ich. — Diese Stelle schien durch die plözliche Wendung und Veränderung des Tones ganz launig. Dieß machte, daß sie beleidigend für die Eboli wurde. In den Scenen mit dem Marquis Posa, und im 5ten Akt in der 4ten Scene mit dem König, spielte Herr Beck meisterhaft, so wie bei dem Abschied von der Königin und bei dem Schluß des Stückes.

Herr Ifland als Philipp war vortreflich kostumirt, und hatte die Rolle mit möglichster Kunst durchdacht; allein eine gewisse fremde Deklamation machte ihn zu Zeiten etwas unverständlich; dieß und das Ungewohnte der Sprache ließ vieles von seinem schönen Spiel unwirksam.

Madame Ritter als Königin spielte sehr gut und erhielt den vollkommensten Beifall; nur sprach sie durchaus zu leise; also gieng manche Stelle verloren, die Wirkung gemacht haben würde.

Mademoiselle Witthöfft als Prinzeßin Eboli, spielte sehr schön, mit äusserster Delikatesse und Anstand; nur in der Scene mit Karlos sank sie zu schnell von der Würde des Weibes zum liebenden Mädchen herab, wohin die feine Eboli nur stufenweis kam.

Die Rolle des Domingo, dieses schlauen Mannes, muß mit äusserster Feinheit angeleget werden. Er muß kriechen und schmeicheln; einnehmend, gefällig, nachgebend seyn, oft zu leiden scheinen, wo er Leiden verursacht.

1787. Herr Böck als Posa spielte vortreflich, mit Würde, mit Rührung und Feuer. Bei Karlos sprach er mit Freundschaft und Liebe; bei der Königin mit Edelmuth; bei dem Könige redete die Menschlichkeit aus seinem Munde für Flandern. In der lezten Scene mit der Königin und dann mit Karlos, ehe er erschossen wird, spielte Herr Böck meisterhaft.

Herr Beil als Alba sezte diesen Karakter nicht ins gehörige Licht. Alba war der stolzeste, der härteste und grausamste, obschon der tapferste Mann seiner Zeit.

Herr Müller als Lerma blieb nicht im Karakter seiner Rolle, in der Scene mit dem Könige hatte er den feierlichen Ton nicht, den das spanische Etikette fordert; er muß immer etwas gespannt seyn, obschon er nichts desto weniger oft wahr und herzlich seyn kann. Die Scene wo er Abschied von Karlos nimmt, deklamirte er gut.

Dieses Stück, als litterarisches Produkt betrachtet, wird immer in der gelehrten Welt Epoque machen; allein auf der Bühne kann es nie ein ausserordentliches Glück erringen.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, Mannheim, 1787, 40. Stück, pag. 284—288.

Den 20. April.

Dom Karlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Herrn Schiller. Zum 2ten mal.

Dieses Stück wurde heute wiederholet. Mann hatte es noch hie und da mehr abgekürzet, und es ward mit mehr Wärme als das erstemal von dem Publikum aufgenommen. Herr Beck als Dom Karlos erwarb sich heute den vollkommensten Beifall des Publikums. Sein Anstand war, besonders in den Scenen mit der Königin feierlicher, sein ganzes Spiel mehr kontrastirend. Meisterhaft spielte er die Scene im Gefängnisse bei der Leiche des Posas, wo König Philipp gegenwärtig ist. Mademoiselle Witthöfft als Fürstin Eboli, war gros in der Scene, wo sie sich zu den Füßen der Königin wirft; ihr alles entdeckt, und bekennt, daß sie sich dem Könige ergeben habe. Die Schamhaftigkeit war durch das Gewissen überwunden; die Tugend der edeln Königin

zwang dem Verbrechen dies Geständniß ab; dies alles druckte 1787
Mademoiselle Witthöfft im Tone, in den Mienen, in der ganzen Stellung meisterhaft aus.

Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, Mannheim, 1787, 41. Stück, pag. 295—296.

Thalia. Herausgegeben von Schiller. Viertes Heft. Leipzig bey G. J. Göschen. 1786. gr. 8. 9 Bog. 36 Kr.

Dieses Heft schließt den ersten Band eines Journals, das in Ansehung seines innern Gehalts unter die besten gehört. Man findet hier folgende Stücke: Der Vorsaz, ein Gedicht von Reinwald. Kurz, aber stark.

Was nützt dir forschender Verstand,
Der in den Weltlauf sieht, und deine Pflicht erkennet,
Eroberst du nicht kühn die Felsenwand,
Die Wollen und Vollbringen trennet?

2) Epistel an das Leben, von der Frau Karschin. Ein liebes Gedicht, das dem Herzen und dem Geiste der Verfasserin Ehre macht. 3) Dom Karlos, Fortsetzung von Schiller. Der Dichter bleibt sich an Stärke der Gedanken, des Ausdrucks und der Charakterzeichnung gleich. Wie schön sagt der Kartheuser Prior, als ihm der Prinz ein Geheimniß entdecken wollte:

Zu was Ende:
Erlassen Sie mir's lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit
Versiegelt da auf jene grosse Reise.
Wozu die kurze Frist vor meinem Abschied
Noch einmal es erbrechen? — Es ist wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muß beten gehn.

Meisterhaft ist die Scene im sechsten Auftritt zwischen dem König, Domingo und Herzog von Alba. — Einige Härten des Silbenmaases liessen sich leicht mildern. Z. B. „kehrt sogleich nach der Stadt zurück" — „Ihn drängenderen Lügen wieder opfert."

1787. 4) Der Geisterseher, aus den Papieren des Grafen von O. Sehr interessant und die Erwartung spannend; nur Schade, daß die Erzählung gerade am Lösungspunkte abbricht. Wir sind auf die versprochene Fortsetzung sehr begierig, da sich noch nicht errathen läßt, ob diese Erzählung für oder wider die Cagliostro's geschrieben seyn soll. 5) Hoangti oder der unglückliche Prinz — eine Geschichte nicht ganz im Geschmack der Schehezerade. Sie ist mit Laune erzählt; weil aber nur der Anfang davon gegeben ist, so läßt sich von dem Geiste des Ganzen noch nicht urtheilen.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1787, 20. April.

Nachricht von der Böhmschen Schauspielergesellschaft. Pyrmont.

Am 5ten August ward die Verschwörung des Fiesko, nach der Plümikeschen Umarbeitung gegeben. Zu wohl mit allen Schwierigkeiten der Vorstellung bekannt, die hier in Pyrmont zufälligerweise um vieles vergrössert wurden, mußte mir für das Schicksal des Stückes ungemein bange seyn. —

Die letzte Scene des Stücks gelang völlig so, wie ich es wünschte. — Man merkte hier nichts, was sich leider wohl auf andern und größern Theatern vornehmlich am Schluß langer Stücke zu äußern pflegt — Erkaltung des Eifers, mangelhaftes Studieren der Rollen. Alles ging vielmehr vortreflich; — und was auch mancher Kunstrichter gegen alle praktische Einsicht und Erfahrung wider den Auftritt zweier Dogen, ihren Wettstreit der Großmuth und den Entschluß des Fieskos mit Ruhm zu weichen, aus Neid oder Unwissenheit aufbringen möchte — man urtheile nicht voreilig und bloß nach der einseitigen Wirkung einer solchen Scene auf dem einen oder andern Theater. Nur die Aufführung dieser wichtigen Scene, wie ich sie hier in Pyrmont wider alle Erwartung sahe, darf entscheiden und das Urtheil gleichsam fixiren. Genug, ich verließ den Schauplatz mit der völligsten Ueberzeugung, daß die Schlußscenen des Fiesko, wenn sie gut gespielt, überall von vortrefflicher Wirkung seyn müssen; ja daß kein anderer und würdigerer Ausgang des Stücks möglich sei. Hätte der Verfasser des Stücks mit Kenntniß des Theaters ge-

schrieben, die er freilich damals nicht besitzen konnte, so hätte er fühlen müssen, daß der würdige Andreas unmöglich mit der Flucht endigen, Juliens Schicksal unmöglich unentschieden bleiben und Fiesko (obwohl in der Geschichte wahr) durchaus nicht auf der Bühne so unedel umkommen darf. Der widrige Effekt von letzterm, ward erst kürzlich bey der wiederholten Aufführung auf dem neuen Berlinischen Nationaltheater und der dabey beliebten Neuerung zur Genüge bestätigt, nachdem schon vor länger als einem Jahre ein Versuch, das Stück auf eine solche Art zu endigen, daß sowohl Leonore als Fiesko am Leben blieben, gleichfalls gescheitert war. Mit Gelassenheit steht zu erwarten, ob uns Herr Schiller selbst einen wahren theatralischen Ausgang zu liefern vermag; bis dahin wenigstens glaube ich einmal meiner Sache um so gewisser zu sein, seitdem ich in Pyrmont von der vollen Wirkung dieser Scene überzeugt ward, und jeder einsichtsvolle Zuschauer meiner Meinung so willig beitrat. 1787.

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1787, 28. April.

Leipzig. Bei G. J. Göschen ist erschienen: Thalia, herausgegeben von Schiller. Viertes Heft. 140 Seiten. gr. 8. (12 Gr.)

Mit diesem vierten Stücke schließt sich der erste Band dieser sich sehr zu ihrem Vortheil auszeichnenden periodischen Schrift. Es enthält: 1) Der Vorsatz: ein gutes Gedicht von Reinwald. 2) Epistel an das Leben von Mad. Karschin. 3) Dom Karlos. Fortsetzung von Hrn. Schiller. Sie enthält den dritten Akt, vorzüglich starke und erschütternde Scenen, und unzählich einzelne vortreffliche Stellen und Sentenzen. Wir haben die Hofnung, dieses Stück bald vollendet zu sehen. 4) Der Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O. Ein äusserst interessanter Aufsatz, meisterhaft geschrieben. Die Erzählung bricht da ab, wo man der Auflösung nahe zu seyn glaubt. Wir sehen der Fortsetzung mit Verlangen entgegen. Gewiß wird sich der Herausgeber seinen Lesern sehr verbinden, wenn er ihre gespannte Neugier so bald als möglich befriedigt.

1787. 5) An den Verfasser Hartknopfs. Von einem ungenannten Frauenzimmer eingeschickt. Ein verdientes Lob des edeln Moritz. 6) Hoangti, oder der unglückliche Prinz, eine Geschichte nicht ganz im Geschmack der Schehezerade. Wir ersparen unser Urtheil, bis wir das Ganze vor uns haben.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1787, 20. Junius.

Den 20. September.

Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Herrn Schiller. Zum 5ten mal.

Dieses Stück im Ganzen genommen, hat vor den beiden erstern des Herrn Schillers merkliche Vorzüge, sowohl in der ganzen Anlage als Führung des Planes, als in der Charakterisirung der Personen, in der Benutzung der Situazionen und in der Bearbeitung des Dialoges.

Louise Müllerin und Ferdinand von Walter sind zwei Charaktere, die immer intereßiren werden; Louise ist ein schwärmerisches, schönes Mädchen, das nur für Ferdinanden athmet, nur in seinen Armen glücklich seyn kann; ihn sogar in den lezten Augenblicken ihres Lebens noch von ihrer Liebe versichert, troz dem, daß sie den Tod aus seiner Hand empfieng; ein solches Geschöpf hat Anspruch auf unser Mitleiden, auf innigste Theilnahme. Und wer wird den Jüngling nicht bewundern, der Kraft genug hat, die Plane eines ehrsüchtigen, boshaften Höflings, der sein Vater ist, zu vereiteln? Der alle Conventionen unter die Füße tritt; alle glänzende Aussichten aufopfert, und mit aller Freimüthigkeit, die nur grosen Seelen eigen ist, der Maitresse des Fürsten sagt, sie sei seiner nicht werth. Nur wäre zu wünschen, daß die Katastrophe der beiden Liebenden minder tragisch sei, da sie einen so unglücklichen Ausgang nicht verdienten, wenn gleich sie und ihr Schicksal uns am meisten intereßiren. Eben in diesem Grade des Interesse scheinet der Grund zu liegen, warum die meisten von unsern angehenden Trauerspiel Dichtern sichs zur Pflicht und Regel machen, den Ausgang des Schicksals ihrer Hauptpersonen allemal ausserordentlich tragisch zu wenden. Und doch sieht man oft, wie dies auch hier der Fall ist, nur gar zu deutlich, daß

diese Wendung sich blos nach der Absicht des Dichters dahin 1787.
schmiegen und bequemen mußte, und daß der ganze Gang der Handlung sich nicht nothwendig dahin lenkte. Eine von denen daraus entstehenden übeln Folgen in Ansehung der tragischen Wirkung ist dann immer diese, daß ein solcher Ausgang mehr Schauder und Unwillen, als sanftes, theilnehmendes Mitleid in den Seelen der Zuschauer rege macht.

Madame Ritter spielte die Rolle der Louise sehr schön und mit vielem Beifall; nur hätte ich gewünschet, sie hätte in der Scene mit der Lady ein wenig mehr Wärme gezeiget; freilich soll Louise hier ruhig seyn; allein diese Ruhe muß aus dem Bewußtsein eigener Würde, aus dem Gefühl der Ueberzeugung jener Erhabenheit entstehen, die Louise über die Lady erhebt; und dabei kann Louise nicht kalt seyn.

Herr Beck als Ferdinand nahm den Charakter dieses edeldenkenden jungen Mannes sehr gut, und fürte ihn mit Anstand, Würde und Entschlossenheit aus.

Der Präsident und der Secretär Wurm sind das Gegenstück von Ferdinanden und Louisen. Durch Betrug und Meuchelmord hat sich der Präsident empor geschwungen; die Schwachheit des Fürsten ist seine Stütze, und das Unglück der Redlichen seine Gröse. Durch Niederträchtigkeit will er sich in seinem Glanze erhalten; die Maitresse des Fürsten soll die Gattin seines Sohnes werden, und ihn vor allen Launen des Glückes sicher stellen. Wurm ist die Kreatur dieses Bösewichts, und um so gefährlicher, weil er im Finstern lauert, um Böses zu thun. Ferdinand schlägt der Lady Hand aus, zernichtet die Plane der beiden Verbrecher, und die darauf folgende schreckliche Katastrophe zeigt dem Präsidenten seine Laster in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Herr Böck als Präsident sowohl, als Herr Iffland in der Rolle des Sekretärs Wurm sezten diese Züge ins Licht, und vollendeten beide mit Kunst, die schrecklichsten Gemälde.

Lady Millfort ist ein Weib, das Bewunderung verdient, obschon der Schande sie sich preisgegeben hat. Sie hat sich dem Fürsten ergeben, um das Land von den Bedrückungen zu befreien, um die Unterthanen glücklich zu machen; und als sie hört, daß sie hierin sei hintergangen worden, verläßt sie den

1787. Fürsten und allen Ueberfluß mit einer Gröse, die uns staunen macht. Madame Renschüb spielte diese Rolle vortreflich, und mit vollkommenem Beifall.

Der Hofmarschall ist ein Theaterkarakter, welchen Herr Renschüb gut nüancirte.

Der Musikus Müller ist ein hiziger aufbrausender Mann, der seine Festigkeit mit aller möglichen Rauhigkeit verbindet. Dahero findet auch der Zuschauer jene Zufriedenheit nicht motivirt genug, die er über das erhaltene Gold bezeiget, die ihn alles vergessen macht, und ihn an keine Rücksicht mehr denken läßt, so daß er seine Tochter, aller Unwahrscheinlichkeit ohngeachtet, mit Ferdinanden allein im Hause zurück läßt. Herr Beil spielt diese Rolle ohne Uebertreibung vollkommen gut.

Einige Unwahrscheinlichkeiten in diesem Stücke sind ein wenig auffallend. Dahin gehört im ersten Akt in der fünften Scene die fast zu weit getriebene Offenherzigkeit des Präsideuten über seinen Plan und seine gespielte Bübereien, mit denen er auch in eben diesem Akt gegen seinen Sohn zu wenig zurückhaltend ist, zumal da man bei diesem lezten keine Ursache zu diesen Entdeckungen sieht, sondern eher alle Bemühungen, dergleichen vor seinem Sohne geheim zu halten, von dem Vater hätte vermuthen sollen. Das Betragen des Präsidenten in Müllers Hause stimmt freilich mehr mit jenen unbesonnenen, als mit dem intriguanten, planmachenden Charakter überein, den der Verfasser ihm sonst zu geben scheinet. Am meisten auffallend ist die Aeusserung des Präsidenten im dritten Akt in der ersten Scene, wo Wurm sagt, die Müllerische Familie müßte einen Eid schwören, alles geheim zu halten, um den Betrug zu bestättigen:

Präsident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei uns gnädiger Herr. Bei dieser Menschenart alles. — Ist es wohl schicklich solche Grundsäze auf die Bühne zu bringen?

Sehr glaublich ist es auch nicht, aber für den Dichter war es einmal nothwendig glauben zu machen, daß Louise in dem lezten Auftritt des dritten Akts so leicht und bald sich bewegen läßt, den Brief zu schreiben, dessen Folgen sie voraus sehen mußte, zumal, wenn sie ihren Liebhaber als so leichtglaubig kannte, wie er in der Folge erscheint, wo er nicht dem geringsten

Mißtrauen gegen die Wahrheit der Sache, und ihren Zusammenhang, sondern blos seiner Rachbegierde Raum giebt, um den einmal beschlossenen Ausgang des Stückes, durch Vergiftung der beiden Liebenden herbei zu führen. —. 1787.

Frei von schwülstigen Ausdrücken und Anstößigkeiten ist auch der Dialog in diesem Stücke nicht; und ob man schon sehr vielen Schwulst bei der Vorstellung auf unserer Bühne gestrichen, so sind doch noch einige Gedanken geblieben, die ganz falsch sind. Z. B. „Wenn die Lüge eine so haltbare Farbe hat, wie geht's zu, daß sich kein Teufel ins Himmelreich gelogen hat?"

<u>Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, Mannheim, 1787, 24. Stück, pag. 31—36.</u>

Leipzig. Don Karlos Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Bey G. J. Göschen. 1787. 505 Seiten 8. Mit einem von Verelst sehr sauber gestochenen Medaillon der Königin Elisabeth, Gemahlin Philipp II. (1 rthlr. 8 gl.) Wir haben schon einigemal bey der Anzeige der Thalia Gelegenheit gehabt, unsern Lesern ein paar Worte über dieses neue dramatische Werk des Hrn. Schiller zu sagen. Hier erscheint es endlich vollendet. So wenig die strenge, eigensinnige Kritik mit der Anlage des Ganzen und der Ausführung im Einzelnen, mit der Zeichnung der Charaktere und der Sprache der Leidenschaft durchaus zufrieden seyn kann, so wird sie doch, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, nicht läugnen dürfen, daß alle diese einzelnen Fehler durch eine Menge ungleich größerer Schönheiten verdeckt, und den Augen des Lesers fast ganz entzogen werden. Dieses Stück ist offenbar nicht für das Theater geschrieben, und doch zeigt sich Hr. S. in demselben fast mehr, als in allen seinen vorigen Stücken, als ein Dichter von großem dramatischem Genie. Wenn er die Gesetze und Regeln der dramatischen Poesie (wir reden nicht von den willkürlichen Conventionen) sich mehr bekannt machen, oder, im Fall er sie kennt, genauer befolgen wollte, wenn er, der das menschliche Herz so gut zu kennen scheint, um auch die wahre Sprache der Empfindung und Leidenschaft, und die Sitten der Welt, aus welcher er seine

1787. handelnden Personen wählt, mehr studiren wollte, so wäre wohl kein Zweifel, daß er uns Stücke liefern könnte, die unsern ersten und besten den Rang streitig machen würden. Aber auch schon so, wie sie hier ist, nimmt diese dramatisirte Geschichte eine ansehnliche Stelle unter den Werken ein, die dem deutschen Geiste Ehre machen, und in jeder auserlesenen poetischen Bibliothek aufgestellt zu werden verdienen. In ein ausführliches Detail können wir uns nicht einlassen; wir berühren also nur einige wenige Punkte. Der Charakter des Königs und Karlos sind vorzüglich gut gehalten: am besten aber ist Hrn. S. der Charakter der Königin gelungen, der vielleicht sein Meisterstück ist. Schwankender ist der des Marquis von Posa. Die Scene zwischen ihm und dem König (A. 3. S. 7.) ist so mystisch dunkel, daß Recens. gern gesteht, nicht den dritten Theil davon verstanden zu haben. Was für ein geduldiger Mann mußte der alte König seyn, der sich von diesem jungen Schwindelkopf solche Dinge, auf eine solche Art gesagt, ohne ihm den Rücken zuzukehren, vordeclamiren lassen konnte! Auch der Schluß dürfte wohl für die wenigsten Leser ganz befriedigend seyn. Die Vermummung des Infanten hat, als ein ganz unüberlegter Schritt, der sich überdieß mit dem Charakter des Prinzen nicht verträgt, und mehr komisch als tragisch ist, unser Gefühl beleidigt. Alba und Domingo sprechen eine unnatürlich unbefangene Sprache gegen einander, und treten gar nicht so leise auf, als man von solchen Köpfen erwarten sollte. Dieser und anderer ähnliche Tadel raubt aber deshalb diesem Werke seinen ausgemacht großen Werth nicht im geringsten; es sind Flecken, die Hr. S. ausmerzen kann, und mit der leichtesten Mühe, so bald er nur will. Noch müssen wir erinnern, daß Hr. S. hier und da, und vorzüglich in dem ersten Aufzuge, beträchtliche Aenderungen vorgenommen hat, die wir mit dem ersten Abdruck verglichen haben, und die uns durchgehends sehr glücklich und mit vieler Ueberlegung getroffen zu seyn scheinen. Vorzüglich hat die erste Scene des ersten Akts, die hier ganz umgearbeitet worden, gewonnen. Diese kurze Anzeige ist mehr als hinreichend für ein Werk, das kein Freund unserer schönen Litteratur ungelesen lassen wird.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1787, 17. Oktober.

Leipzig. 1787.

Bey Göschen: Don Karlos, Infant von Spanien. Von Friedrich Schiller. 508 Seiten in Octav. Schon vor mehrerer Zeit machte Herr Schiller uns begierig auf das Ganze, da er uns in der Thalia Fragmente desselben lieferte, die etwas Ausgezeichnetes erwarten liessen; und diese Erwartung ist nunmehr durch die Erscheinung des treflichen Werks gewiß im vollen Maasse erfüllt. Rec. glaubt, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, behaupten zu können, daß unter den neuen dramatischen Producten sich seit geraumer Zeit keins so sehr über das Mittelmäßige erhoben, und dem denkenden Leser und Zuhörer so willkommen seyn könne, als Don Karlos. Selbst die Befürchtung, als ob des Verf. zu reiche und in seinen frühern Werken sich ohnstreitig oft vergessende Phantasie ihn auch hier wieder zu weit von den Grenzen der Natur, und dessen, womit natürliche Menschen sympathisiren konnten, geführt haben möchte, wird man nach Lesung des Stücks unnöthig finden, — die Geschichte ist bekannt, und Herr Schiller hat im Ganzen die historische Wahrheit befolgt. Man weiß, daß Philipp 2. von Spanien, der mächtige und doch vom Glücklichseyn so weit entfernte Sohn des grossen Carl des fünften, unter andern auch mit dem Infanten Don Karlos unzufrieden war. Elisabeth war die bestimmte Braut desselben gewesen. Die Politik fand hernach besser daß sie Gemahlin des Vaters würde. Dies nährte das Mißvergnügen zwischen Vater und Sohn, und ward der angehende Funken der Eifersucht in seinem Herzen. Man sprach zuletzt von einem gewaltsamen Tode des Infanten, der nicht von ohngefehr gekommen sey. Stoff die Menge für den Dichter, und für einen so dramatischen Kopf wie Herrn Schillers. — Die Situationen, zu denen dies alles Anlaß gab, sind nun herrlich genutzt, die Nebenpersonen höchst glücklich gewählt, die Charaktere, nach des Rec. Gefühl, meist sehr wahr gehalten. Vielleicht könnte man das ein wenig bey dem Charakter des Königs Philipps in Zweifel ziehen. Man haßt ihn von Anfang weit mehr; man bemitleidet ihn hernach. Man begreift auch nicht ganz, wie er ein Ohr für ein Gespräch, wie das des Marquis von Posa haben kan. Indeß sieht man auch wohl, daß der Verfasser den König mehr als schwach, verführt, mißleitet, von der Kette des Aberglaubens und der Politik fortgeschleppt, als von Natur bössinnig,

1787. darstellen wollte. Und daß dies sehr oft der Fall bey den Fürsten war, ist aus der Geschichte nur zu bekannt, und würde es noch mehr seyn, wenn wir ihre geheimen Geschichten kennen sollten. Dadurch, daß der Dichter dem Könige zwey Menschen wie Alba und Domigo, den Beichtvater beygesellt, bekommt der Charakter noch mehr psychologische Wahrheit. — Vortreflich ist der Charakter der Königin nuancirt, groß und doch noch immer wirklich genug, um nicht über die Sphäre, mit der wir sympathisiren können, weil wir uns noch innerhalb derselben fühlen, erhaben zu seyn. Wenn nicht neben Don Karlos sein Freund Marquis von Posa stünde — ein Ideal von Freund, wie noch wenig auf der Bühne erschienen sind, und das mit den herrlichsten Darstellungen der Oreste und Pylades wetteifern kan — so würde jene freylich die Theilnehmung am meisten auf sich ziehen. Aber man thut es dieser, zumal da er zuletzt das Opfer seiner Freundschaft ward. Karlos stirbt nicht. Man verläßt ihn aber in den Händen der heiligen Inquisition. In dieser letzten Scene zwischen Posa und Karlos sind Stellen, bey denen schwerlich das Auge eines Menschen von wahrem Gefühl trocken bleiben kan. Und es sind gerade die einfachsten in der Sprache. — Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Verf. bey der Arbeit sich mehr philosophischer Betrachtung des Ganges menschlicher Seelen überlassen, und das geheime Entstehen menschlicher Handlungen darzustellen gesucht hat, als daß er immer an die Bedürfnisse und Erfordernisse der Bühne gedacht hätte. Daher ist auch das Stück in dieser Form und Länge nicht aufzuführen. Man hat es aufgeführt, aber abgekürzt, und selbst in dieser Abkürzung, wie wir hören, noch immer viel zu lang für die grosse Classe von Menschen, die nur immer Lerm und Pomp auf der Bühne haben wollen; die alles natürliche hassen; die nicht denken mögen; denen das moralische decorum gleichgültig ist; kurz, die Herrn Schiller weit dankbarer gewesen seyn würden, wenn er noch ein Stück wie die Räuber hätte schreiben wollen. Einige Scenen sind offenbar viel zu lang für die Aufführung. Selbst das Gedrängte der Gedanken ermüdet auch den besten Zuschauer. Nicht den Leser; denn dieser kan ausruhen. Die Kritik kan auch sagen, daß in dem Gespräch etwas Unnatürliches sey; man spreche so nicht. Man kan aber darauf antworten, daß dieser Vorwurf die herrlichsten Stellen unsrer Dramatisten alter und neuer Zeit treffe,

und daß man diese vielmehr als Gemählde des innern Gedanken- 1787.
systems menschlicher Seelen betrachten müssen. Die Worte sind die Zeichen der Verändrung, die in dem Innersten des Herzens vorgeht. Ausdruck jeder kleinen Nuance — also wie so vieles im Shakespear, mehr für den Seelenforscher geschrieben. — Hie und da rohe Simplicität der Sprache bleiben, indeß doch Gewinn für das schöne Ganze. — Litte es der Raum unsrer Blätter, so hüben wir nun gern diese oder jene herrliche Stelle aus. Aber selbst die Wahl würde uns verlegen machen. Das Buch sey also Menschen, die denken und fühlen mögen, empfohlen. Sie werden sich wohl dabey befinden.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1787, 22. Oktober.

Dom Karlos Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Leipzig, bey Göschen 1787. 505 S. 8.

Voran ein schönes Bruchstück in schwarzer Kunst, von Verhelst, vermuthlich das Bild der unglücklichen Mutter des Infanten Karlos.

Was dem durch ein Mißjahr getrübten Blick des Landmanns, der Anblick einer versprechenden überreichen Erndte ist, war uns Don Karlos, nach der Menge der dramatischen Mißgeburten, welche zur Beurtheilung vor uns lagen. Der Dichter muß nur vom Dichter, der Mann vom Gefühl, nur von einem seines Gleichen, beurtheilt, und gereifte Produkte des Geistes, dürfen nicht bey einem Stumpfe vom Lichte, noch vor Schlafengehen, auf die Folter der Kritik gespannt werden. Dies Bekenntnis zum Voraus, und nun zur Sache selbst. — — Lange schon, durch vortrefliche Proben, in der Thalia, lüstern gemacht, harrten wir aufs ganze Meisterstück; jezt steht es vor uns, kühn aufgeführt, bewundert und angestaunt. Hingerissen von diesem Gefühl, kehrt nur nach und nach der Spähungsgeist zurück, das Ganze in einzelnen Theilen zu betrachten — und wenn wir auch da bewundern, bewundern müssen, so müssen wir dem Meister, der uns in diese selige Bewunderung versezte, billig danken. — Die bekannte Geschichte des unglücklichen Infanten, lieh dem Dichter Stof, ein herrliches Werk zu verfertigen, welches nach Nathan dem Weisen, nach Göthens Iphigenie erschien,

1787. nun ein vortreffliches Kleeblatt zu vollenden. — Nur selten sind wir auf Stellen gestossen, welche mit unächtem Witz ausgeschmückt, mit auffallenden Gedanken ohne Wahrheit verbrämt, nur am Theaterhorizont, gleich den Flittern der menschlichen Puppen unter dieser gemalten Zone, glänzen. Ohne der richtigen und schönen Sentenzen zu erwähnen, von welchen das Stück voll ist, wollen wir nur einige Stellen anführen, welche gleich schönen Steinen in dieser sich selbst gewundenen Krone des Dichters, glänzen. Z. B. S. 16.

Berede dich, ich wär' ein Waisenkind,
das du am Thron mitleidig aufgelesen.
Ich weiß ja nicht was Vater heißt — ich bin
ein Königssohn —

S. 87 sagt Karlos von seinem Vater, zu demselben selbst:

— Wer ist das
Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
zu Menschen sich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen:
sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib.
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
der Kummer neidungswürdig macht, den Menschen
noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
zur Sterblichkeit herunter locken könnte,
des Weinens süße Freude kennt er nicht.

Wer wollte in dieser Stelle nicht Schillern erkennen, wenn er seinen Namen auch nicht aufs Titelblatt gesetzt hätte? Ganz lyrisch ist die Stelle: (S. 125)

— Er kömmt!
Ich hör's an deiner Tritte Klang, ich hör's
an deines Athems singendem Getöne.

Diese Zeilen in einer Oper, würden keinen Componisten in Verlegenheit setzen, sein ganzes Talent zu zeigen. — Was der Marquis dem Könige sagt, ist alles so wahr, so schön, so groß, und einzig, daß wir uns nicht erinnern etwas diesen Stellen, Aehnliches, bei einem Dichter gelesen zu haben. Die Leser würden sie ohne unsern Wink finden, sie abzuschreiben, läßt der

Platz nicht zu. Wie wäre es möglich, aus diesem ungeheuern 1787.
Schatze, einzelne Goldstücke von einerlei Gepräge auszusuchen.

Der Verfasser hat, um den Wink einiger Kritiker zu benutzen, von den ehemals mitgetheilten Probeszenen vieles weggelassen, welches uns behagt hat. Die Geschichte mit dem Pavian, welche Karlos dem Marqu. v. Posa ins Gedächtniß ruft, ist jetzt in eine, etwas unwichtigere, mit einem Federball, verwandelt worden. — S. 354 ist dem Verf. ein kleiner Anachronismus entwischt. Anno 1559—1568 ungefähr, führte wohl der wahre Karlos, kein Portefeuille mit einem Schattenriß, wie ein Pläsant unsers Jahrhunderts. Ein etwas beträchtlicherer Fehler ist es freilich, den Herzog von Medina Sidonia, nach der gegen England geschickten, durch Sturm vernichteten Flotte, zu Karlos Lebzeiten (starb 1568.) mit dieser Nachricht aufs Theater zu bringen, da nach Gregorii Leti Vita Philippi II Colon. 1679, (welches ein Hauptbuch zu der Geschichte jener Zeiten ist,) und allen andern richtigen Historikern, diese Begebenheit im Jahr 1588 geschah. — Durch eine eingeflochtene Begebenheit der Prinzessin Eboli, welche den Infanten liebt, und ihn zu einem Rendezvous auf ihr Zimmer einladet, bekömmt die Geschichte eine sehr gute theatralische Nebenintrike, welche sich zuletzt ganz unzertrennlich in die Hauptbegebenheit verwickelt. Den Brief empfängt der Prinz von einem Pagen der Königin, unterm Brief steht ein E. welches er auf den Namen seiner Mutter, Elisabeth, deutet, und von dieser den Brief zu erhalten glaubt, hineilt und sich dann — betrogen findet, welches zu einer meisterhaften Szene Anlaß giebt. Dieser Irrthum war möglich, weil der Infant (S. 105.) sagt:

Noch hab' ich nichts von ihrer (der Königin) Hand gelesen, ꝛc.

Wie aber, wenn der Verfasser sich halb um den Triumph dieser schönen Episode gebracht hätte? Und doch ist's nicht anders möglich! — Karlos folgt, weil er den Brief von der Königin zu erhalten glaubt, und glaubt dies, weil er nie etwas von ihrer Hand gelesen hat. Daher kömmt die Verirrung, auf dieser ruht das Gewicht der schönen Szene. Wie aber nun, wenn sich Karlos (S. 322.) selbst widerspricht? Wenn er zu seinem Freunde, der ihm seine Briefe abfordert, sagt:

1787. — Einer
von ihr (der Königin) ist auch darunter, den sie damals
als ich tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben — 2c.

Jezt war er längst von Alkala zurück, „trug immer diesen Brief auf seinem Herzen," — und doch kannte er die Schriftzüge seiner Mutter nicht, hielt die der Prinzessin Eboli für die ihrigen, folgte, kam zu einer Person, zu welcher er nicht zu kommen glaubte, und entspann eine Intrike, verwickelte eine Episode ins Ganze, welche er entweder für ungeschehen, oder sich selbst für einen Lügner erklären muste. Alles dreht sich in der Folge um diese Spindel, und der Verfasser zerbricht sie selbst? Wie konnte das seinen Augen entgehen? — Das Schicksal des Infanten läst der Verfasser vermuthlich wegen der gar zu verschiedenen Nachrichten, unentschieden; der König überliefert ihn dem Grosinquisitor — und das Stück ist geendigt. — — Die Größe dieses dramatischen Gedichts wird die Bühnen nicht abschrecken, es aufzuführen, weil dies nun ohne Kastrirung und Beschneidung desselben gar nicht angeht, so wäre zu wünschen, daß der Verfasser zum Behuf des Theaters, die nöthigen Veränderungen, selbst anzeigte, damit kein Pfuscher dieses Meisterwerk verstümmelt.*)

*) Der Verfasser hat sein Stück zur Aufführung würklich bearbeitet und zur Erleichterung der Schauspieler in Prosa gebracht, in welcher Gestalt es denn auch schon in Hamburg und Leipzig aufgeführt worden ist.
D. Hergbr.

Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, Berlin, 1787, 10. und 17. November.



1788.

Einige Bemerkungen über theatralische Vorstellung. 1788.

Das Trauerspiel hat mit den Sitten wenig oder nichts zu thun. Der tragische Dichter verfehlt seinen Zweck, wenn er auf sie besonders Rücksicht nimmt und erregt dadurch meistens Gelächter. Aus diesem Grunde hat man verschiedene Ausdrücke im Götz von Berlichingen mit Recht getadelt, so charakteristisch sie auch für die Zeiten sind, worin das Stück spielt. In dem Trauerspiel Liebe und Kabale ist der Jargon und das Benehmen eines Höflings, in der Rolle des Hofmarschalls von Kalb, sehr gut, der Wahrheit gemäß, geschildert: aber diese Schilderung gehört nicht fürs Trauerspiel, sondern fürs Lustspiel; sie stört daher die Würkung, und nur ein junger Mann, dessen Geschmack noch nicht ausgebildet war, konnte sie so am unrechten Orte anbringen. Er zeigt zu viel Genie, als daß er dies nicht vielleicht schon jetzt selbst empfände. Eine Spielerei, wie die mit dem Namen von Kalb, wird er sich künftig gewiß auch nur im Possenspiele erlauben.

Annalen des Theaters, Berlin, 1788, 1. Heft, pag. 50.

1788. **Leipzig.**

Dom Karlos Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. 1787. 505 S. in Octav. Die Geschichte ist die Lehrerin der Menschheit, aber sie lehrt durch Erzählung von Thaten, deren Zusammenhang und Triebfedern, wo man sie nicht beurkunden kann, der Errathung des Lesers überlassen werden. Vieles ist dunkel, manches zweydeutig, nicht weniges widersprechend: und bey dieser Ungewißheit gewinnt, wo nicht das Gedächtniß doch der Verstand, dessen Scharfsinn durch die Untersuchung und dessen Bescheidenheit durch die Ueberzeugung geübt wird, wie vieles sich nicht ergründen lasse. Um mit gutem Gewissen den Menschen in den geheimsten Tiefen und Falten des Herzens richten und darstellen zu können, muß man ihn selbst geschaffen haben, und dies eignet nur dem Dichter. Der aber ist der Achtsamkeit des Publikums und seiner Verständlichmachung sicherer, wenn er eine That und Charaktere entwickelt, worauf schon die Geschichte Aufmerksamkeit erregte; und ohne dem Geist der Vorzeit Gewalt anzuthun, die Puncte der Handlung und Denkart die auf sein Jahrhundert wirken müssen, mit fester aber verborgener Hand dem wandelbaren Haufen nahe legt, der keinen Maaßstab für das Gute kennt als den Grad seiner Unterhaltung. Hr. S. hat ein schweres Unternehmen rühmlich ausgeführt, und zwey Nebenbuhler hinter sich zurückgelassen, von denen der eine großes Verdienst hat. Saint-Réal behandelte in dem Zeitalter der Nouvellen den nehmlichen Gegenstand als Erzählung, mit vieler Feinheit, Theilnehmung und Täuschung: Mercier fühlte den Vorzug einer dramatischen Behandlung, und bewies durch sein Beyspiel, was man ohnedem schon wußte, daß es leichter sey das historische Schauspiel anzupreisen als zu bearbeiten. Unser deutsches Drama, dessen Dichter von dem letzten nichts, von dem ersten nur einige Winke borgte, unterscheidet sich vorzüglich durch die Menschlichkeit der Schilderung. Philipp sieht sich allein auf der Welt, seine Grundsätze, sein Betragen haben eine Kluft zwischen ihn und ihr befestigt, daß er nun einmal nicht mehr herüber kann, daß seine Versuche an sich selbst links ausfallen, und er alles verliert ausser dem Mitleid dessen der ins Verborgene sieht. Herzog Alba ist Manns genug bey dem Abscheu, den er erregt, der Verachtung zu entgehen. Prinzessin Eboli ist noch nicht Ruy-Gomerz Ge-

mahlin, fällt durch Eifersucht, beredet sich durch Eifersucht nicht 1788.
die Tugend, sondern die vermeynte Heucheley der Königin zu haßen, und verliehrt über diesen Haß die Glut der Liebe nicht aus ihrem Herzen. An dem Beichtvater Domingo ist freylich nichts Gutes, aber das ist auch leider nicht außer der Natur. Die liebenswürdigen Charaktere sind ebensowenig übertrieben. Elisabeth von Valois erscheint ein Engel an Sanfmuth, doch wo leidet eine schöne Unschuld, die nicht aller Herzen gewönne? Don Karlos ist ein seltener Fürstensohn, aber er wuchs auch unter Bedrängniß heran, und hat einen Freund und eine Geliebte, wie wenig Fürsten haben. Endlich ist der Marquis de la Posa, den man so unbefangen wie einen Theatervertrauten auftreten sieht, an dem man aber mit jeder Scene näher Theil nimmt, und der endlich alles um sich her verdunkelt. Das kommt aber nicht daher, weil er sich über die Gefühle der Menschheit erhebt, sondern weil er sich ihnen überläßt. Der kalte Berechner mag ihm vom Anfang bis zu Ende Fehler nachzählen, und selbst an der Leiche des edeln Erblaßten splitterrichten. Der Vorhang fällt gerade da, wo ein Sudler in Alexandrinern ihn aufgehoben hätte. Die Jambische Sprache des Stücks bleibt immer edel, wenn sie sich gleich zuweilen dem Conversationston nähert. Daß es theatralisch sey, hat Hr. Schröder durch die Aufführung bewiesen. Ob nicht manchmal der schönen Blumen zuviel gestreut sind, ob sich gegen einen einzelnen Ausdruck nicht gegründete Einwendungen machen laßen, ob das achtzehnte Jahrhundert nicht zuweilen mehr als es sollte hervorblickt; das sind Fragen, deren Untersuchung Recens. sich vorbehält, bis er alles Gute von dem Stück gesagt haben wird, das er jetzt noch auf dem Herzen behält. Zu der Äußerung eines einzigen Zweifels, macht ihm die Selbstverläugnung Muth, mit der Hr. S. die ersten Aufzüge dieses Stücks, seit sie in der Thalia erschienen, verändert, und sogar Schönheiten der Wahrheit aufgeopfert hat. Es war ein glücklicher Gedanke, den Großinquisitor, der im letzten Aufzug vor Philipp tritt, blind, orakelmäßig kalt, und kurz seyn zu laßen; spricht er aber nicht zu idealisch? Einmal schwört er sogar: „beym lebendigen Gott (bey einem Heiligen klänge pfäffischer), ständ' ich heute nicht vor Ihnen, Sie wären morgen so vor mir gestanden!" Philipp erinnert ihn zwar sich zu mäßigen, aber ein so alter Fuchs sollte dieser Erinnernng schwerlich be-

1788. dürfen. Es gefällt mehrern Schriftstellern, den Dienern und Söldnern des Aberglaubens, eine gewisse teuflische Erhabenheit des Plans, aufgeklärte Menschenkenntniß, und stoische Apathie beyzulegen: in der That aber bauen die wohl kein festes Gebäude, die der Lockerheit des Bodens bewußt sind, wer von der Wahrheit abführt verliehrt auch die Feinheit bald aus dem Gesicht, und die Trockenheit und Frostigkeit dieses Schlages Menschen gränzt näher an Plumpheit als an Sublimität.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1788, 2. Februar.

Dom Karlos, Infant von Spanien, von Friedrich Schiller. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1787. 8. 1 Alph. 10 Bog. 1 fl. 12 kr.

Teutschland kann sich freuen, ein herrliches Nationalwerk mehr in dem Tempel der Unsterblichkeit aufgestellt zu haben — ein großes heroisches Drama, dergleichen, wenigstens der Form nach, noch nicht vorhanden ist. Das Hauptinteresse bekommt das Ganze durch die Liebe des Infanten Karlos und der Königin Elisabeth, von welchem Punkt aus aber eine mannichfaltige Menge von Triebfedern in Charakteren und Handlungen ausströmen, die dem Ganzen die größte Lebhaftigkeit geben, und sich zusammenstimmend wieder auf dem Mittelpunkt zurück ziehen. Die Verwicklungen und Auflösungen sind vielfach, und verschaffen der langen Dauer immer neues Interesse und Leben. So wie die Charaktere kühn gewählt sind, z. B. ein Marquis von Posa, eine Prinzeßin Eboli: so sind sie auch mit Wahrheit, mit tiefer Menschenkenntniß und unwandelbarer Haltung gezeichnet und ausgeführt. Wie stark und interessant sind nicht durchaus die Situationen? Ich wähle zum Beispiel aus dem zweyten Akt folgende.

Prinzeßin Eboli.

— — — Längst hätt' ich diesen Hof
Verlassen, diese Welt verlassen, hätte
In heilgen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band ist noch zurück, ein Band,

Das mich an diese Welt allmächtig bindet. — 1788.
Ach, ein Phantom vielleicht! Doch mir so werth.
Ich liebe, und bin — — — nicht geliebt
u. s. w.

Sehr stark an reichen Gedanken ist die Unterredung des Marquis Posa mit dem König:

König.
Nun?
Marquis.
— Ich kann nicht Fürstendiener seyn
u. s. w.

Durchaus herrscht viel Würde und Pathos. Der Ausdruck und die Sprache ist kräftig, und — biß auf einige gesuchte Zierrathen — eben so schön, als originell. Wo sollten wir anfangen und aufhören, wenn wir Proben davon geben wollten? Nur die Katastrophe wird manchem zu abgebrochen und räthselhaft dünken, da sie über Karlos trauriges und letztes Schicksal ungewiß läßt, indem der König ihn bloß dem Großinquisitor übergiebt, mit den Worten:

Kardinal, ich habe
Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre.

Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1788, 13. May.

Leipzig, bey Göschen: Dom Karlos, Infant von Spanien — von Friedrich Schiller. 1787. 505 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die dramatische Dichtkunst erscheint in diesem Werke in ihrem schönsten Lichte. Die unwiderstehliche Gewalt ihrer unmittelbaren Darstellungen, durch welche sie in Ansehung der Wirkung allen übrigen so weit vorgeht, reißt zu Mitempfindungen fort. Oft wird daher die anziehende Schilderung verführerischer, aber verderblicher, Leidenschaften gefährlich. Aber dagegen erhebt auch ihre lebendige Darstellung edler Gesinnungen, großer Handlungen, den Geist mit Zauberkraft zu ähnlicher Vortrefflichkeit. Sittlicher Endzweck der Dichtkunst ist keine Chimäre, aber sie erreicht ihn

1788. nur durch die dichterische Vortrefflichkeit ihrer Darstellung, und in ihr, wie in allen schönen Künsten, wird der guten Absicht zu Gunsten durchaus nichts von dieser Foderung dichterischer Vortrefflichkeit erlassen, weil die gute Absicht selbst hier nur durch sie erreicht werden kann. Im Don (nicht Dom) Karlos ist alles auf die Erregung der schönsten Empfindungen und Veredlung der Leidenschaften angelegt und der Endzweck erreicht.

Die Geschichte des unglücklichen Sohns Philipps II von Spanien, dem seine Liebe zu der schönen und liebenswürdigen Elisabeth von Valois, die seine Mutter werden mußte, nachdem sie seine Verlobte gewesen war, das Leben kostete, ist allgemein, wenigstens durch St. Reals Novelle, bekannt. Der Dichter hat sehr weislich eine Menge historischer Umstände, entfernter Veranlassungen und politischer Verwickelungen aus der Handlung weggelassen, nur hin und wieder einiges weniges erzählen lassen, so viel nothwendig war, die Leidenschaften der Personen, die einen Antheil an der Handlung nehmen, zu motiviren, und die Zahl dieser Personen verringert, um das Interesse zu concentriren. So hat er den Antheil, den im St. Real der Prinz von Parma und Dom Juan an der Verwicklung nehmen, ganz unterdrückt und zugleich eine schöne Gelegenheit zu einer subalternen Liebesgeschichte von Vertrauten, welche nach altfranzösischem Zuschnitte des Trauerspiels fast unentbehrlich gewesen wäre. Dagegen wird die Prinzessin von Eboli durch Philipps Neigung zu ihr noch mehr in die Handlung verwebt, und dieses giebt Veranlassung zu einigen der schönsten Züge im Stücke.

Der Freund der frühesten Jahre des Karlos (mit ihm soll die Erzählung des Stücks beginnen, in welchem selbst die heftigste Leidenschaft zu einer angebeteten Schönen der Freundschaft den ersten Platz lassen muß,) der Freund des Karlos, Marquis von Posa, kommt nach langer Abwesenheit zurück, fodert den edlen Königssohn auf, der Retter seines unglücklichen Vaterlandes (der Niederlande) zu seyn, und erfährt das schreckliche Geheimniß der Liebe zur Königin, die den unglücklichen Prinzen aufreibt, — in einer durch die Erinnerung an die frühe Liebe der beiden vortrefflichen Jünglinge und die Entwicklung des traurigen Verhältnisses des Prinzen zu seinem Vater sehr rührenden Scene. Die liebenswürdige Königin erscheint, von den Werkzeugen der spanischen Etikette umgeben. Wenige charakteristische Worte über

unbedeutende Vorfälle im Vorübergehen, noch mehr aber die 1788.
spätere Scene, wo sie zuerst mit dem Könige selbst zusammenkömmt, erregen lebhaftes Mitleid mit ihrer Lage. Posa, der sie in Frankreich schon gekannt, erscheint bey ihr, erforscht ihre Empfindungen gegen den Prinzen, und dieser erhält durch ihn den lange gewünschten Augenblick, die Königin allein zu sehen. Des unglücklichen Karlos in ihrem Anfange in jeder Rücksicht rechtmäßige Leidenschaft, jetzt im Kampfe mit dem unüberwindlichen Schicksale, bricht heftig aus. Der unruhige Geist eines edlen Mannes kann es nicht ertragen, durchaus alles leiden zu müssen, und nichts zu dürfen. Die Größe einer weiblichen Heldenseele ist im Dulden. Die bewegte Königin, in der erhabnen Fassung der Unschuld, läßt ihn die Unmöglichkeit fühlen, die er überwinden *will*, und fodert selbst von ihm, daß er einem höhern Berufe lebe, dem Vaterlande. Karlos erhält mit Mühe vom Könige eine Unterredung ohne Zeugen; dringt in ihn mit dem Feuer eines Verzweifelten, der dem schrecklichen Schicksale, seinen Vater hassen zu müssen, nur durch diesen letzten Versuch auf sein Herz zu entgehen hofft; und mit der rührenden Beredsamkeit des unverfälschten Ausdrucks der Empfindung, den außer ihm niemand den König hören lassen darf; auch nicht ohne das ewig argwöhnische, aus Grundsätzen felsenharte, Herz des Monarchen zu bewegen: bittet aber doch vergeblich um den Auftrag, die aufrührerischen Niederlande zu beruhigen. Den Prinzen reißt ein Brief aus der Verzweiflung, den er durch einen Pagen von der Prinzessin von Eboli bekömmt, und welcher das Geständniß ihrer Liebe enthält. Durch ein Mißverständniß glaubt er, der nichts denkt als die Königin, es komme von dieser. (Hier kennt er die Hand der Königin nicht, von der er nie etwas gesehen. In der Folge kommen Briefe vor, die er von ihr erhielt. Es ist kaum der Mühe werth, auf diesen kleinen Fehler aufmerksam zu machen. Der Prinz muß nur nicht sagen, daß er die Hand der Königin nicht kennt: der Irrthum eines Verliebten, der nur an Eine denkt, und für den die übrigen alle sind, als wären sie gar nicht, würde niemand beleidigen.) Er folgt der Einladung. Die Verwirrung des Prinzen, der die Eboli statt der angebeteten Königin findet, und der Prinzessin, die in ihm einen unbegreiflichen, unerklärlichen Liebhaber findet, die beide aus einem Mißverständnisse in das andere nothwendig

1788. fallen, veranlassen einen schön ausgeführten Auftritt. Die Prinzessin wendet alle Künste der schlauesten Verliebten an, sein Herz zu gewinnen, und opfert zuletzt sogar einen Brief des Königs auf, in welchem dieser sich um ihre Gunst bewirbt. Karlos versucht alle Wendungen, dadurch ein edeldenkender Mann sich aus einem so schlimmen Handel ziehen kann. Endlich wird die Prinzessin durch die Entdeckung, daß Karlos eine andre liebt, und Karlos durch den Brief des Königs aus dem Traum gerissen. Die Prinzessin giebt aus Rachsucht dem niederträchtigen Beichtvater, durch den der König sie zu verführen gesucht, den Auftrag, ihre Einwilligung zu überbringen, und vereinigt sich mit ihm und dem Herzog von Alba, dem Könige Verdacht gegen die Königinn beyzubringen. Karlos eilt in ein Kloster, wo er mit seinem Freunde eine Zusammenkunft verabredet hatte. Er entdeckt ihm alles, was vorgegangen, und bittet dringend um eine Unterredung mit der Königin. Eine der schönsten Stellen des ganzen Gedichts, da Posa, der mit Erstaunen alles zuerst erfährt, was mit der Eboli vorgegangen, dem edelmüthigen, aber von Leidenschaften verblendeten und erhitzten, Karlos sein eignes Herz aufdeckt.

--- --- --- --- --- --- Karl, --- --- --- ich lese
In deinen Mienen etwas, --- --- --- mir ganz neu
Ganz fremde bis auf diesen Tag --- --- --- du wendest
Die Augen von mir? Warum wendest du
Die Augen von mir?
Sprich doch --- --- --- was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
Mit deiner --- --- --- deiner Liebe denn zu schaffen?

Karlos unruhige Empfindung löset sich endlich in die Worte auf: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr achtest," — die wohl jedem Leser von Empfindung für die sittliche Schönheit eines Charakters, und für den unvergleichbaren Werth der Achtung einer von uns selbst geachteten edeln Seele die Thränen kosten werden, die Karlos unterdrückt. In einem solchen Geiste verschwinden die Verirrungen der Leidenschaft in dem Augenblicke der Selbsterkenntniß. Posa hilft ihm selbst mit der feinen Schonung wahrer Freundschaft. Der dritte Aufzug beginnt mit dem schrecklichen Gemälde der Verwüstung, welche der durch die

Prinzessin Eboli erregte Verdacht in dem unglücklichen Könige 1788.
gewirkt. Nach halb durchwachter Nacht sucht er Ruhe im Rathe des Herzogs von Alba und des Beichtvaters Domingo, die mit der Schlauheit vorsichtiger Höflinge, und der unerbittlichen Grausamkeit des beschränkten Ehrgeizes, der alle menschliche Empfindung mit Füßen tritt, wenn er Nebenbuhler fürchtet, den elenden gepeinigten Monarchen immer tiefer fallen lassen. Ein schrecklich schöner Zug, wie Philipp endlich, als der Beichtvater ganz sachte den Verdacht des Volks anbringt, als sey die Infantin nicht seine wahre Tochter, den Herzog von Alba mit durchdringenden Worten der Verzweiflung hereinruft: Toledo, Ihr seid ein Mann, schützt mich vor diesem Priester! Hier verschwindet der Glanz, die Macht, der berauschende Dunst des Throns. In diesem schrecklichen Augenblicke, in dem der Gott der Erde da angegriffen wird, wo er Mensch und verwundbar bleibt; in seinen häuslichen Verhältnissen gekränkt, von dem Elende des Menschen gedrückt, da Diener oder Anbeter ihm nichts mehr sind, und nur ein Freund ihm helfen könnte, fällt der Monarch, der nie Menschenrechte erkannte, weil er noch nie eines Menschen bedurfte, endlich, von ewigem Mißtrauen gegen alles, was ihn umgiebt, zur Verzweiflung getrieben, dem Marquis von Posa in die Hände, der durch frühe Heldenthaten die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte, und jetzt ihm sehr merkwürdig wird; denn er ist, wie Philipp sagt,

Im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der einz'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!

Posa sagt dem Könige nie gehörte Wahrheiten über die Rechte der Menschheit, über die alles verzehrende, alles verschlingende, Majestät des Regenten, er zeigt Philippen den König in schrecklicher Wahrheit, und in männlich edler, kräftiger, schöner Sprache, (nur viel zu schwer, und, wenigstens beym ersten Hören, gewiß nicht zu verstehen.) Er greift dem König tief ins Herz, denn er redet zu seinem Herzen. Es ist sehr schön gedacht, daß Posa den König nicht sowohl durch Gründe zu überzeugen sucht, die auf einer tiefen philosophischen Ausführung beruhen, und in ein langes und mit einem von Vorurtheilen eigenommenen Kopfe vielleicht unendliches Disputiren führen würden: sondern daß er vielmehr das Meer von peinlichen Empfindungen und schwarzen

1788. Vorstellungen aufruft, die aus den despotischen Grundsätzen des Unterdrückers entspringen, ihm die Quelle seines eignen Elends zeigt, und ihn vergessen zu machen sucht, was er ihm vielleicht nie widerlegen konnte. Philipp bietet ihm alles, aber nach Königs Weise, immer nur Gnade für seine Person an, zuletzt auch Duldung für ihn allein, die Posa mit den schönen Worten verschmäht:

Und meine
Mitbürger, Sire? — O nicht um mich wars mir
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.

Endlich vertraut der König ihm, der — „auf seinem Thron ihn ausgefunden," — sein häusliches Leiden, und will von ihm Hülfe in diesem. Die Prinzessin Eboli entwendet aus der Schatulle der Königin Briefe des Prinzen und sein Bildniß, überliefert dies alles dem Könige, dessen Verdacht zur peinlichsten Ueberzeugung wird. Er betrachtet ängstlich das Bild, und seiner Tochter. Eine vortreffliche Scene, da die Königin zum Könige kommt, sich über den Raub zu beschweren, und das Bildniß findet. Sehr rührend durch ihren edeln Stolz der Unschuld, Philipps unsichre und verhaltne Wuth, und wenige naive Worte des Kindes, das nicht versteht, wovon die Rede ist. — Bis hieher ist die ganze Anlage sehr schön. Die Situation der Personen, und ihre Charaktere entwickeln sich so natürlich, in einer ununterbrochenen Handlung, in der kein Umstand um des Lesers oder Zuschauers willen gewaltsamer Weise herbeygeführt wird. Kein falscher Schritt leitet etwa, um einer Ueberraschung willen, das Interesse irre. Die Handlung beruhet auf den Leidenschaften der Hauptpersonen. Diese reichen vollkommen hin, jene zu erklären. Und deswegen wäre zu wünschen, daß der Dichter nicht noch mehr bewegende Kräfte angebracht hätte, als nöthig war. Daß Mittelspersonen an einem Hofe gebraucht werden, daß Ehrgeizige mit einander (vielleicht mit weniger Offenheit, als hier geschieht,) Verabredungen treffen, wenn sie einander nicht entbehren können, das setzt man voraus. Die Scenen, in denen dieses mit überflüßiger Weitläufigkeit ausgeführt wird, zerstreuen unzeitig die Aufmerksamkeit, und sie sind verhältnißmäßig länger als diejenigen, wo der vom Inhalte begeisterte Dichter den kürzesten und treffendsten Gang nimmt. Das Intrigen

und Plane machen ist überhaupt nicht fürs Trauerspiel, in welchem die Leidenschaften der Menschen handelnd vorgeführt werden sollen. In der Schilderung künstlich verwickelter Intriguen hat die Darstellung von der Erzählung fast nichts voraus, und eben deswegen befriedigt sie den Zuschauer nicht, der fühlt, daß ihm etwas anders und mehreres hier gegeben werden sollte. Der Antheil den Alba und Domingo an der Rache der Prinzessin von Eboli im zweyten Aufzuge haben, würde also besser ganz weggelassen, da es vollkommen hinreichend seyn würde, ihn mit wenigen Worten anzugeben, wo es etwa nöthig ist. Manche einzelne Stellen stehn um andrer Nebenzwecke willen da; darunter sind schöne; aber man kann leicht zu viel auf dem Wege mitnehmen wollen. 1788.

Von nun an wird die ganze Handlung unerträglich verwickelt. Posa gebraucht die erlangte Macht über das Herz Philipps, um seinen Freund, um die Königin zu retten. Aber wie? Er bestimmt die Königin dahin, den Prinzen zu einer Flucht nach Flandern zu bewegen, läßt sich vom Prinzen seine Schreibtafel geben, überliefert sie dem Könige, leitet aber dessen Verdacht, der in Absicht auf ein Liebesverständniß durch das Billet der Prinzessin von Eboli gehoben wird, auf politische Absichten; verräth, daß Karlos nach Flandern entfliehen will, läßt sich einen Verhaftungsbefehl geben, unter dem Vorwande, dieses zu verhindern; findet den Prinzen, dem man die unerklärlichen Schritte seines Freundes hinterbracht, und der in der verzweifelndsten Ungewißheit über alles, was vorgeht, nur dies einzige Mittel siehet, zu den Füßen der Eboli, um eine Unterredung mit der Königin zu erhalten. Posa gebraucht den Verhaftsbefehl, um zu verhüten, daß Karlos sich nicht selbst unvorsichtig in die Hände seiner Feinde liefre, und verräth dem Könige durch einen Brief nach Flandern, den er selbst ihm in die Hände spielt, eine vorgebliche Liebe zur Königin. Unterdessen soll diese nach seinem Plane den Prinzen zur Flucht bereden. Eine so verwickelte Intrigue, die, während dem alles geschieht, schlechterdings nicht zu fassen ist, und endlich dann nur einigermaßen verständlich wird, da Posa sich durch ihre Enträthselung bey seinem Freunde (in einer schönen Scene) rechtfertigt, und die selbst mit Fleiß versteckt scheint, um den Zuschauer durch die unbegreifliche Verwirrung im vierten Aufzuge in die größeste Bewegung zu setzen;

1788. ist schon an sich höchst fehlerhaft im Trauerspiele, das in der Anlage nicht zu einfach seyn kann, wenn es vollkommene Wirkung thun soll. Aber das ist noch das wenigste. Man erkennt den Marquis gar nicht mehr in diesem verwickelten Plane. Ein Posa, nicht etwa ein Anfänger in den schlauen Künsten der Welt, sondern ein feiner Welt- und Menschenkenner, sagt nicht erst, nachdem er ein Spiel verloren hat, das er nicht gewinnen konnte:

> Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
> Des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
> Und doch nicht der Allwissende zu seyn.

Ein Posa, der so enthusiastisch für die allgemeine Freyheit aller Menschen wirket, bestrickt nicht seinen edeln Freund, um ihm die Gefahren unbewußt vorüber zu leiten, sucht nicht, ihn durch fein angelegte Plane zu Handlungen zu treiben, dazu dieser die wahren Bewegungsgründe nicht sieht. Konnte ein Karlos einem solchen Freunde wieder trauen, der ihn, so wie jeder Günstling eines Großen (nur für schlechtere Absichten) durch erkünstelte Mittel, nicht durch Bewegungsgründe, zu regieren sucht? Posa verleugnet die einfache Größe seines Charakters, um ein abentheuerlicher Intrigant zu werden. Denn die Absichten sind es nicht sowohl, die die Denkart eines Menschen charakterisiren, als vielmehr die Mittel, die er erwählt, sie zu erreichen. Und was bleibt Freundschaft ohne offenes Vertrauen? Sein Betragen ist um so viel unverzeihlicher, da die schöne Scene im Kloster, im 2ten Aufzuge, vor den Augen des Zuschauers einen so auffallenden Beweis gegeben, was Wahrheit und Freundschaft über den Prinzen vermögen. Die ganze verwickelte Geschichte kann die Wirkung, die der Dichter hervorbringen will, endlich nicht hervorbringen, weil der Leser oder Zuschauer mehr als einmal fragen wird, warum war dies nothwendig? Denn wenn Posa durch die Briefe die Königin rechtfertigte, so war auch der Prinz gerechtfertigt. Wozu denn sich einer schändlichen Absicht auf die Königin beschuldigt? Etwa um zu sterben? Denn Posa wird auf Anstiften des Königs erschossen, indem er dem Prinzen im Gefängnisse das Räthsel löset, und man sieht wohl, der Freundschaft sollte auch das letzte Opfer gebracht werden. Es kann wohl nichts rührenders erdacht werden, als ein unverschuldeter, gewählter, aber nothwendiger,

Tod für einen Freund; aber kann wohl der Zuschauer mit einem 1788.
Märtyrer sympathisiren, der sich zudrängt, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrerthums wegen stirbt? Schon das ist widrig, daß Posa die mit der edelsten Schwärmerey verehrte Menschheit beschimpft, da er seinen eignen Charakter Preis giebt, indem er stirbt, nachdem er alles in die schrecklichste Verwirrung gesetzt. Wenn aber Karlos nach den Niederlanden auf jeden Fall entfliehen muß, warum geht Posa nicht mit ihm, da er den König doch aufgeben muß, und für die Königin nichts mehr thun kann, nachdem er sie in Absicht des Verdachts eines Verständnisses mit dem Prinzen, gerechtfertigt. — Nun um mit wenig Worten den Fortgang der Handlung anzugeben:

Alba und seine Partey nutzen die Umstände, den neuen Günstling wieder zu vertreiben: versöhnen den König mit dem Prinzen, um jenen zu stürzen: Philipp kommt ins Gefängniß, ihn zu entlassen: Karlos enträthselt dem Könige das ganze Betragen seines vor ihm todtliegenden Freundes: die Königin will den Prinzen zuletzt allein sprechen, um ihn zur Flucht zu bewegen: er geht in Mönchskleidung als der Geist Karls des fünften, von dem man glaubt, daß er Nachts in der königlichen Burg erscheine, zur Königin: die Empfindungen, die Posa im Könige aufgeregt, verwirren ihn entsetzlich; es bleibt ihm endlich keine andre Zuflucht als die Kirche: ein alter Großinquisitor erscheint, um alle menschliche Empfindung in ihren letzten Regungen zu vertilgen, und das eiserne Joch zu befestigen, unter dem der unumschränkte König selbst erliegen muß, damit er es seinen Völkern auflegen könne: Philipp geht darauf zur Königin, ergreift daselbst den Prinzen Karlos im Augenblicke, da er Abschied nimmt, und überliefert ihn dem Großinquisitor.

In diesen letzten Aufzügen, wo die Verwicklung immer größer wird, neue Auftritte über einander zahllos gehäuft werden, so daß sie fast nicht mehr bewegen, sondern betäuben, ist immer viel einzeln schönes und rührendes. Der Auftritt, da Posa zum letztenmale die Königin spricht, ist voll Empfindung und vortrefflichen Ausdrucks derselben. Die Scene, da die Unruhe des Prinzen über das unerklärliche Betragen des Posa ausbricht, und diejenige, wo sich dieser rechtfertigt und stirbt, sind erhaben.

1788. Die Scene, wo der König, von dem begangnen Morde, und der Erinnerung an alles, was Posa gesagt und gethan, gequält, in wachem Traume erscheint, ist dem Macbeth nachgeahmt. Doch warum sollte man das demjenigen sagen, der diesen nicht kannte? sie ist schön.

Im vorletzten Auftritte mit dem Großinquisitor erfährt man, daß der König, den wir bisher handeln sahen und in dessen Charakter und Lage die Haupttriebfeder der ganzen schrecklichen Geschichte zu liegen schien, nur ein Werkzeug höherer Macht gewesen; daß eigentlich der tief verborgene Plan der Hierarchie durch ihn ausgeführt ward. Es scheint, als ob der Dichter in dieser Art der Behandlung etwas sucht. — Auf eine ähnliche Art geht es in seinem Fiesco. Das Hauptinteresse des Stücks beruhet auf dem Fiesco. Aber nach dem Sturze des Hauses Doria ermordet Verrina auch den Befreyer von Genua, um es nun erst wahrhaftig zu befreyen: und so erfährt man am Ende, daß es nicht eigentlich das größeste Interesse und die Haupthandlung war, was uns so lange beschäftigte. In der Geschichte ist ein solcher Aufschluß, — wenn er anders der wahre ist, — äußerst wichtig, um den ganzen Zusammenhang aufzudecken. Im Trauerspiele taugt er durchaus nichts. Am Ende einer äußerst rührenden Handlung lernen wir, daß wir unr fälschlich für etwas als für die Haupthandlung interessirt haben, welches im Grunde nicht die Haupthandlung war, daß wir nur ein Gaukelspiel sahen, dessen wahrer Grund bis itzt verborgen blieb, obwohl er offenbar schien. Dieses wirft ein widriges Licht auf alles vorhergehende, und macht uns mißvergnügt, indem wir zu spät erfahren, daß wir getäuscht worden. Eine solche Idee, an welche der ganze Faden der Geschichte sich knüpfen soll, muß gleich vom Anfange in die Handlung so verwebt werden, daß man sie nie ganz aus dem Gesichte verliert, damit das Interesse ja nicht auf einen falschen Weg gerathe, von dem der Zuschauer oder Leser nicht ohne Unmuth wieder abgebracht wird. Im Fiesco werden in den frühern Aufzügen einige Winke darüber gegeben, die aber die Sache nicht besser machen, denn sie verwirren nur den Zuschauer, der sie versteht, und stören sein Interesse am Schauspiele, weil sie nicht hinlänglich sind es zu leiten. Im Karlos können die wenigen Worte, in denen die Entdeckung liegt, leicht weggelassen werden, aber der Dichter würde sie vermuthlich auch

deßwegen ungern missen, weil die ganze Scene sehr schön geschrieben ist. (Doch läuft wohl etwas unnatürliches mit unter. Steigt bey Neunzigern die Minute im Preise? doch wohl nur alsdann, wenn Weisheit und Interesse für die Welt, und vorzüglich Thätigkeit bis in so hohes Alter immer gestiegen wäre.) 1788.

Die Charaktere im Karlos sind vortrefflich gedacht und ausgeführt. Der Prinz, ein großer Charakter, höchst leidenschaftlich, aber in dem jede Leidenschaft die edelste Gestalt annimmt. Posa könnte vielleicht zu idealisch scheinen. Aber er ist nicht unnatürlich. Es giebt Menschen, ob sie gleich selten sind, denen alles zu geringe ist, was nur sie selbst, und ihr persönliches Interesse (dieses auch im weitesten Verstande) angeht: deren Seele sich mit dem größern Ganzen identificirt, von dem sie einen Theil ausmachen, und die daher von dem großen Haufen, der sie nicht verstehen kann, für verkehrte Schwärmer gehalten werden. So gründet sich in diesem göttlichen Menschen, der nur das Wohl seiner Nation, ihr wahres in der Natur gegründetes Wohl, denkt und sucht, selbst die enthusiastische Liebe zum Prinzen auf die herrlichen Anlagen dieses trefflichen Jünglings in Beziehung auf seine künftige große Bestimmung.

Diese Menschen bedürfen nicht des Contrastes mit einem Teufel, der nur einen falschen Schein übermenschlicher Größe auf sie werfen würde, womit denn alle dichterische Täuschung, und das ganze sittliche Vergnügen des herzerhebenden Anblickes so „treflicher, großer und dabey guter“ Menschen ganz verschwände. Der in der Geschichte unmenschliche König Philipp, ist hier nur ein ernsthafter Mann von schwarzem Blute, nicht weichem Herzen. Als Privatmann wäre er immer nicht liebenswürdig, aber doch vielleicht kein übler Mann, Ordnung und Gerechtigkeit liebend, — als unumschränkter Monarch, in der schrecklichen Lage beherrschen zu müssen, was er nicht übersehen kann, sich über Menschen erheben zu müssen, die ihm überlegen sind, und deswegen verdammt, die Menschheit auszuziehen, um eine Gottheit zu scheinen, — „ein König hat nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuhohlen,“ verdammt „auf einem Throne einsam und allein zu seyn,“ nie die menschliche Empfindung zu genießen, seines Gleichen zu hören, weil ihn unaufhörlich die gegründete

1788. Furcht peinigt, Sklave dessen zu werden, den er nicht beherrscht: eben deswegen verdammt, keine andre Antwort zu hören als „Mein König, König, und wieder König; keine beßre Antwort als leeren hohlen Wiederhall! Statt Wasser für heißen Fieberdurst“ immer nur glühend Gold zu empfangen. So wird er auf dem Throne zu einem Tyrannen, der alles um sich her unglücklich macht. Aber der Haß gegen ihn, löset sich auf, in tiefes Mitleid mit ihm selbst, dem ersten Opfer seiner traurigen Größe, und diese Empfindung wird erhaben, durch die wehmüthige Betrachtung, die sich in jeder Scene aufdringt. Wie viel Elend doch die Menschheit erleidet, weil ihre Herrscher, — nur nicht besser sind, als die mehrsten unter dem Volke!

Die beiden weiblichen Charaktere sind in der ersterwähnten vortreflichen Scene zwischen Karlos und Posa, sehr schön gezeichnet.

In angebohrner stiller Glorie,
Mit sorgenlosem Leichtsinn, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit festem Heldenschritte wandelt sie (die Königinn)
Die schmale Mittelbahn des Schicklichen,
Unwissend daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie vom eignen Beyfall nie geträumt.

Die Prinzessin von Eboli hat

Ihre Tugend dem erhitzten Blut,
Durch List, durch manchen zweifelhaften Kampf
Und kriechende Verträge abgerungen,
Dem Himmel, der sie fodert, und bezahlt,
Gewissenhaft sorgfältig angeschrieben.

Und eben so schön sind die Charaktere dargestellt. Alba ist gut geschildert: aber doch muß hier eines Auftrittes im vierten Aufzuge Erwähnung geschehen, in welchem er mit dem Beichtvater zur Königinn kommt, um den Posa gehässig zu machen, und sich selbst wieder bey ihr in Gunst zu setzen. Er verleugnet hier seinen Charakter, indem er den Hofmann spielen will. Er spielt ihn zwar schlecht, allein ein Alba will ihn schwerlich auf die Art

spielen. Den alten stolzen Krieger könnte wohl das Gefühl, daß er durch wahre Verdienste unentbehrlich geworden, unbiegsam gegen alles außer dem König, machen. Verschiedene Nebenpersonen sind vortrefflich, und manche in wenig Worten gezeichnet. So die Hofdamen der Königin. Bey einigen andern wird man vielleicht an Lessings Nathan denken, mit dem einiges in diesem Stücke, so fern in beiden der geistliche Despotismus erscheint, etwas verwandt ist. Im Grunde nur weniges. Und wenn auch die Scene zwischen dem König Philipp und Posa in der bekannten Scene des Nathan mit dem Saladin ja ein Vorbild gehabt haben soll, so ist die Verschiedenheit der Charaktere so groß, der eben deswegen weit lebhaftere Auftritt im Karlos in die Handlung so viel tiefer verwebt, daß doch jenes Stück diesem hierin nur eine entfernte Veranlassung gegeben haben kann. 1788.

Die Sprache ist den Charakteren und Situationen angemessen, bis auf wenige Flecken: z. E. da die Prinzessin Eboli sagt: Mein Senkbley fällt ins Unermeßliche. An einigen wenigen andern Stellen in der schönen Scene mit Karlos, spricht sie gesucht, unnatürlich, und vollends nicht weiblich. Manches mal shakespearisirt der Dichter, doch viel weniger als in seinen frühern Werken, und in den drey ersten Aufzügen nur selten. Aber eine einzige solche affectirte Stelle verstimmt den Leser, vielleicht für eine ganze Scene. Man sieht nach, und findet, fast mit Verwunderung, daß nur wenig Zeilen durchstrichen werden dürften, um abzuhelfen. In den beyden letzten Aufzügen erinnert man sich öfter bey einzelnen Wendungen oder Ausdrücken an Shakespear oder Leßing. Im Ganzen ist die Sprache schön. Oft ist der Ausdruck, auch heftiger Leidenschaft, einfach; freylich nicht immer, aber es bedarf auch die Seele, in verwickelten Lagen, im Streite widersprechender Gefühle, oder bey wunderbar gemischten Empfindungen, eben so ungewöhnlicher Ausdrücke, Bilder, Wendungen, um sich mitzutheilen.

Zu dem hohen Tone der Geschichte und der Ausführung schickt es sich sehr wohl, daß das Stück in Versen geschrieben ist, die sehr leicht und natürlich fließen, dem Dichter sichtlich keinen Zwang angethan haben, und nicht so viel Einförmigkeit in verkehrten Constructionen veranlassen, als sie gewöhnlich thun (und selbst im Nathan, vor dem Don Karlos von dieser Seite beträchtlichen Vorzug hat.)

1788. Dieses Schauspiel ist viel zu lang, als daß es in einem Abende sollte aufgeführt werden können. Nun läßt es sich zu diesem Endzwecke zwar wohl abkürzen, und schon das, was oben in Absicht auf einige Nebenpersonen erinnert worden, giebt Mittel dazu an. Allein es ist sehr zu fürchten, daß der mißverstandne Grundsatz, so viel Handlung als möglich auf dem Theater zu behalten, veranlassen wird, daß gerade die schönsten Stellen, die vortreffliche Entwicklung der Charaktere und Empfindungen enthalten, aufgeopfert werden, um die vollständige Handlung beyzubehalten, die schon jetzt nur zu verwickelt ist. Sie wird alsdann noch gedrängter und dadurch unverständlich werden. Die berauschende Mannichfaltigkeit der Uebergänge wird alsdann die Rührung verhindern, welche durchaus Zeit haben will, und der verwirrte und geängstete Zuschauer wird schwerlich die Charaktere richtig fühlen. Die weiblichen Rollen werden in der Aufführung Schwierigkeiten haben. Der Dichter hat die Charaktere der Königinn und der Prinzessinn von Eboli sehr bestimmt gezeichnet. Aber doch ist für die Prinzessinn etwas zu fürchten. Sie gehört nicht zu dem weitbekannten und allbeliebten Geschlechte der Orsinen. Die Affectation eines überspannten Kopfes, welche in manche Rolle von Schauspielerinnen hineingetragen wird, seitdem die Nachahmer Lessings jenen in der Welt seltnen Charakter auf der Bühne gemein gemacht haben, würde die Eboli schlecht kleiden. Und die Empfindsamkeit, der einzige Ton andrer Schauspielerinnen, wenn sie interessant seyn wollen, würde sie gleichfalls ganz verderben.

Die Königin wird leicht kalt scheinen, und dadurch dem Interesse des Stückes schaden. Dem schönen Charakter gemäß, so wie ihn der Dichter selbst, in den oben ausgezognen Versen angegeben, spricht sie nicht mehr, als sie muß, und ist wenig in Bewegung. Aber in dem Wenigen malet sich die Schönheit ihrer Seele ganz. Die Empfindung, die tief in ihrem Herzen liegt, und nicht in Worte ausbrechen darf, scheint in den Mienen, in den wenigen Geberden durch. Die verständigste Schauspielerinn unternehme es nicht, diese Königinn darzustellen, wenn die Natur ihr das schöne Auge, dessen seelenvoller Blick alle Herzen gewinnt, den entzückenden Ton der Stimme, der allein schon unwiderstehlich Liebe erzwingt, die Grazie des edelsten Anstandes in jeder Bewegung versagt hat.

Die drey ersten Aufzüge dieses höchst interessanten Werks 1788.
bedürfen nur noch der geringen Bemühung, überflüssiges wegzunehmen. Das was gut ist, ist unverbesserlich, und an die Stelle dessen, was die Kritik wegnehmen würde, ist beynahe nichts neues zu machen. Sollte der Verf. alsdann noch Mittel finden, den gegründeten Erinnerungen gegen die beiden letzten Aufzüge abzuhelfen, und sie der ersten durchgehends würdig zu machen, so wird dieses Gedicht eins der schönsten Meisterstücke unsrer Literatur seyn.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1788, 11. Junius.

Leipzig, bey Göschen: Thalia, herausgegeben von Schiller. Drittes Heft. 1786. 139 S. Viertes Heft 86. 129 S. Fünftes Heft. 1788. 132 S. 8.

Noch immer erhält diese beliebte Zeitschrift sich in ihrem Werth, und charakterisirt ihren Herausgeber, als einen Mann von Geschmack, Geist und Talent. Die Fortsetzung des nunmehr ganz vollendeten dramatischen Meisterstücks: Don Carlos, nimmt den größten Theil des dritten und auch einen Theil des vierten Heftes ein. Ihm folgt im 3. H. ein sehr artiges, ungemein leicht und gefällig versifizirtes Gedicht von Hrn. Jünger, dem Andenken der verstorbenen berühmten Schauspielerin, Catharina Jaquet, gewidmet, die dieses schöne Monument wohl verdient. Den Beschluß machen philosophische Briefe, die für's künftige ein sehr anziehendes Gemälde verschiedener Revolutionen und Epochen des Denkens und der Ausschweifungen einer zu viel grübelnden Vernunft versprechen. Die Diction ist dem Charakter zweyer glühender, enthusiastisch nach Wahrheit strebender Jünglinge angemessen, blühend voll Phantasie und Feuer. — Ein Gedicht von Reinwald, der Vorsatz, und eine niedliche Epistel an das Leben, von Mad. Karschin, eröffnen das vierte Heft. In der Epistel herrscht die ganze kunstlose, leichte Manier dieser noch immer schätzbaren Dichterin, und ist, einige zu prosaische Stellen abgerechnet, voll Phantasie, voll glücklicher Gedanken und gefälliger Bilder. In dem Geister-

1788. seher beweist Herr Schiller nicht minder, wie in seinem Don Carlos, sein großes Talent der Darstellung. Welch ein Leben und Interesse! Wie meisterhaft weiß er unsere Erwartung zu erregen, wie anziehend wird unsre Phantasie durch das Wunderbare gespannt, das er rings um uns herwebt, und wie versinnlicht ist dieses Wunderbare! Wir mögen so ungläubig seyn, als wir wollen, wir werden davon hingerissen, wir staunen, starren, und können ebenso wenig begreifen, wie die Personen, mit denen diese Komödie des Wunderbaren gespielt wird. Was kann feyerlicher seyn, als die Scene der Geisterbeschwörung, besonders die Erscheinung der zweyten Geistgestalt? Wir fühlen bey aller gegenseitigen Ueberzeugung unser Haar sich lüpfen. — In dem fünften Hefte machen die dramatischen Scenen: das heimliche Gericht, ein Beytrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen, auf die Fortsetzung begierig. Der zweyte Theil des Geistersehers wird jedem Schätzer der Schillerschen Muse willkommen seyn. Er ist vortrefflich. Das Interesse wird immer lebhafter, und die Erwartung immer gespannter, je näher die geheime Komödie des Wunderbaren ihrer Entwicklung kömmt. Was wir darin schon entwickelt finden, ist eben so wahr, als unterrichtend ausgeführt, und, was wir von der weiteren Entwicklung schon zum voraus errathen, läßt uns den völligen Beschluß dieser äußerst anziehenden Erzählung mit Ungeduld erwarten, die zu befriedigen, Herr Schiller hoffentlich nicht zu lange säumen wird.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1788, 4. August.

Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands.

Ich habe von Kindheit an die Poesie mit Leidenschaft geliebt, denn lebhaft Empfinden schien mir immer der süsseste Genuß, dessen ein Mensch sich erfreuen kan. Ich hielt früh den Dichter, welcher lebhafte Empfindungen, die denjenigen, welchem er sie mittheilt, veredlen, in andern erweckt, für ein wohlthätiges, für ein geflügeltes, heiliges Wesen, wie Platon sagt. Die Begeistrung ist eine Leidenschaft; aber es schien mir, daß sie sich von andren

Leidenschaften, durch einige sehr erhabene Vorzüge auszeichnete. 1788.
Die andern verdunkeln unsren Blick; sie erhellt ihn. Im Schwindel der andern Leidenschaften schwinden die wahren Verhältnisse der Dinge vor unsern Augen dahin; sie endteckt wahre Verhältnisse der Dinge, oft sicherer, allzeit schneller, als selbst die Philosophie. Andre Leidenschaften führen uns fast immer, vielleicht ohne Ausnahme immer, auch wenn sie am meisten scheinen uns von unserm Selbst zu entäussern, auf dieses zu parteiisch geliebte Selbst zurück; die Begeistrung entreißet, entzückt uns aus diesem Selbst, und was kan edler seyn, als diese Entäusserung, diese Entzückung?

Der Hörer, oder Leser, des Dichters hat, ohne daß er diese Gedanken entwickelt, vielleicht eine dunkle Empfindung von diesem Zustande, in welchem der Dichter seines Selbst entäußert wird; und da wir immer gern sehen, daß ein anderer sich vergesse, es desto lieber sehen, je weniger wir uns zu vergessen geneigt sind, so rechnet er vielleicht auch dieses Verdienst dem Dichter an, und diese Anrechnung ist wohl eine der Ursachen, daß von jeher die Poesie als etwas sehr edles, als etwas heiliges angesehen worden. Man hat sich immer befugt gehalten, mit dem Philosophen zu rechten, ehe man sich von ihm durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen leiten ließ. Auf Flügeln des Dichters uns tragen zu lassen, wohin ihn die Begeistrung auch führe, sind wir leicht geneigt.

Aber ist es genug, daß die Begeistrung den Dichter aus seinem Selbst herausreiße? Ist es nicht wichtig, wohin sie ihn führe? Nicht sehr wichtig, wohin der Vogel seinen Flug nehmen werde, der auf seinen Flügeln so viele, die sich ihm anvertrauen, in unbekante Regionen führen wird?

Blühende Fiktionen sind süße Morgenträume der Seele, aber die Wahrheit ist ihr wahres Leben.

„Auch Träume kommen von Zeus ja!“ sagt Achilleus beym guten Vater Homer; aber er sagt es weil er in Träumen die Stimme der verborgnen Wahrheit zu hören hoft.

Auch die Poesie kommt von Gott! dürfen wir kühn sagen; aber nur ihr wahrer Gebrauch heiliget sie. Ihre Bestimmung ist Wahrheit zu zeigen. Bald sie da zu erreichen, wo der Philosoph sie nicht fand, bald die dem Volk unsichtbare Göttin ins Gewand der Fiktion zu hüllen.

1788. Es schwebt mir vor dem Sinn, als habe irgend ein Volk die Natur als ein schönes Weib abgebildet, auf dessen Gewand Thiere und Pflanzen gestickt waren.

So webt der Dichter aus Fiktionen der kühnsten Fantasie der Wahrheit lebenathmendes Gewand, nicht um sie zu verhüllen, sondern um sie, die bald unsichtbar, bald blendend ist, andern zu zeigen.

Poesie, welche nicht der Wahrheit gewidmet ist, schimmert ohne zu wärmen. Bethörte laufen dem hüpfenden Irwische nach; er erlischt und läßt sie im Sumpf.

Poesie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewunderung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen.

Die Künste sind mit Jahrhunderten gestiegen; der erste Aufflug der noch jungen Poesie erhub sich so hoch, als auf ihren Flügeln der Mensch sich erheben kan.

In Psalmen und Hymnen erhub sich der Geist zu seinem Urheber. Dichter waren der Gegenstand der bewundernden Ehrfurcht, ehe man sich einfallen ließ, daß sie etwas anderes, als die Gottheit, besingen könten.

Höher kan uns kein Gedanke erheben, als zu Ihr. Nichts kan uns mit reinerer Liebe erfüllen, als Sie; und als man fand, daß sie nicht der einzige Gegenstand der Poesie wäre, blieb man darin einer Meinung, daß sie ihr würdigster, erhabenster, eigentlichster Gegenstand wäre.

Nazionen, welche keinen Urheber der Dinge, keine Vorsehung kanten, Nazionen, deren Kinder des Himmels und der Erde, Himmel und Erde die Brut der Nothwendigkeit und der Materie waren, Nazionen, welche unter dem eisernen Zepter eines blinden Schicksals zitterten, mußten, wenn sie bei dieser trostlosen Lehre nicht verzagen wolten, ihre Zuflucht zu blühenden Fiktionen nehmen. Sie erfüllten die Natur mit Göttern, Göttinnen, mit schalkhaften Nymphen und lüsternen Faunen, mit Tritonen, Najaden, Dryaden, Oreaden ꝛc. Ihre Dichter schmückten diese Geburten der Fantasie aus. Auch mit der reichsten Einbildungskraft nicht vermögend, das traurige System ihrer Schicksalslehre zu erheitern, vermogten



sie den Leidenschaften des flüchtigen Lebens zu schmeicheln. Das thaten sie denn auch. 1788.

Jeder Lasterhafte fand einen Gott, oder eine Göttin, gegen welche er unschuldig scheinen, oder mit deren Beispiel er wenigstens seine Frevel beschönigen konte. So entstand ihre Moral, deren Frucht die Wurzel verriet. Jeder Leser der Alten wird bekennen, daß zur Zeit

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,

wie der Eiferer für die Götter Griechenlands sagt, eben diese Dichtkunst so oft allen Zauber der Fantasie und des Witzes aufbot, um die heilige Wahrheit vom Werthe der Tugend und von der Schändlichkeit des Lasters mit reizenden Vorstellungen jeder bösen Leidenschaft zu verdrängen.

Der Vertheidiger von den Göttern Griechenlands müßte die Menschen dieser Nation sehr wenig gekant haben, wenn er folgendes im Ernste glaubte:

Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
H e i l i g e r der Herzen e w g e s Band.

Wer, dessen Herz sich jemals zum Wonnegefühl der Dankbarkeit gegen den Allliebenden erhoben hat, wird sich nicht bei dieser Stelle empören?

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Indessen sind diese Zeilen sehr lehrreich. Sie zeigen das traurige Verhältniß, in welchem der Naturalist mit der Gottheit steht. Aber würde ein ernsthafter Naturalist sich auch folgendes Murren erlauben, wenn er in eine Kirche träte?

— diese traurge Stille,
Kündigt sie mir einen Schöpfer an?

1788. Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kan.

Und paßt folgender Vorwurf nicht vielmehr auf das System, welches der Dichter vertheidigt, als auf das unsrige, das er anfeindet?

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was i ch auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.

Er nimmt in der letzten Hälfte dieser Strofe eine künstlich-verschlungene Wendung um — wo möglich — den Trost und die Hofnung eines ewigen sel'gen Lebens als traurig vorzustellen!

Fremde, nieverstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, sie mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kan.

Wer vermuthet nach diesen Zeilen die folgenden:

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Grosser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.

Vermeßner ist diese Klage:

Alle jene Blüten sind gefallen
Vor des Nordes winterlichem Wehn;
E i n e n zu bereichern, unter allen,
Müßte diese Götterwelt vergehn.

Zur Lästrung gesellt sich die Satyre — Satyre! Himmel und Erde! gegen Wen?

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herscht ein A n d r e r in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,

Sieht er in dem langen Strom der Zeiten 1788.
Ewig nur — sein eignes Bild.

ferner:

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Göttlicher, da sie nichts mit Beziehung auf die Gottheit thaten? Da allgemeine Menschenliebe nicht gekant ward?

Man wird vielleicht sagen, daß ein Spiel der Fantasie nicht so strenge geprüft werden dürfe.

Aber Spiele der Fantasie ohne den belebenden Geist einer ernsten Empfindung sind eines Dichters, wie Schiller ist, nicht würdig. Auch ist dieser Geist nur zu sichtbar. Ein Geist aber, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist. Ein Geist, welcher die Tugend verächtlich zu machen sucht, ist kein guter Geist. Ich sehe wol das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie lezter Zweck ist nicht sie selbst.

Die Philosophen, welche sich rühmten, daß sie das schwarze weiß und das weisse schwarz machen könten, nanten sich Sophisten. Ihr Name ist ein Schimpfwort geworden. Wie sollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?

Ein solcher Mißbrauch der Poesie betrübt mich eben so sehr, als mich ihr wahrer Gebrauch entzückt. Bis zu Wonnethränen hat mich Schillers Rundgesang an die Freude gerührt.

Bei zwei andern lyrischen Gedichten dieses Mannes empfand ich, was ich bei diesem Lobe der Götter Griechenlands empfinde.

Hat der Dichter zwo Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wähnte?

Bläßt er aus einem Munde kalt, und warm, wie der Wanderer in der Höhle des ehrlichen Fauns?

Ich mögte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als nur ein solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermögte. Wenn ein unmündiges Publikum mich für das Gift, welches ich ihm im Becher der Musen gereicht hätte, vergötterte, so würde ich mir selber ein mutwilliger Knabe scheinen, welcher seinen Pfeil gegen die Sonne losschnellt, weil sie sich von ihm nicht greifen läßt.

1788. Hier ist die lezte 25ste Strophe:

Dessen Stralen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nachzuringen, gieb mir Flügel, Waagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

Diese Strofe erinnert an jene Zeile von Blumauer, welche, als besonders freimütig, so übermäßig gepriesen worden:

Nimm mir den Glauben, oder den Verstand!

Es thut mir wehe, einen Mann zu sehen, dem sich nur diese schreckliche Alternation zeigt, aber die Aeusserung dieses Gedankens kan ich in unserm Jahrzehend so wenig freimütig finden, als die Ausfälle, welche einige Wienerschen Dichter izt gegen den Pabst thun.

Wenn ich auch Schillers Rundgesang auf die Freude nie gelesen hätte, so würde ich doch gewiß sein, daß ein Mann von seiner glühenden Empfindung, Momente müsse gehabt haben, sel'ge Momente, in welchen seine Seele dahin schmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden.

Die Vorstellungen, welche unsre Religion uns von dem Gott macht, der sich Vater nennt; der seine Liebe zu uns mit der Liebe einer Mutter vergleicht, und mehr als Mutterliebe verheißt; vom Sohne Gottes, welcher unser Bruder wird, sichtbar und brüderlich unter Menschen wandelt, das Wesen der Gottheit, welche sich schon einem Volke seit einigen tausend Jahren offenbart hatte, noch viel mehr enthüllet, für die Menschen lebt und für die Menschen stirbt, uns eine Sittenlehre schenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts sind, weil die Seinige viel heiliger ist, viel menschlicher, und allein sich auf Liebe zu Gott und den Menschen gründet; die Lehre der Unsterblichkeit ans Licht bringt, die durch seine Auferstehung, welche uns den Zweck seines Lebens und Todes entsiegelt, bestätigt; diese Vorstellungen, sage ich, welche alle die innigsten und erhabensten Beziehungen auf unsre Vervollkommnung und auf unsre Glückseligkeit haben, mußten

ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, 1788.
doch wohl edler und wohlthätiger scheinen, als die Spiele der griechischen Fantasie, deren Götterlehre die gröbste Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband.

Denn Götter, welche nicht Urheber der Dinge, nicht ewig, Götter, welche Sklaven des blinden Schicksals waren und niedriger Leidenschaften, hiessen nur durch einen Misbrauch des Namens Götter.

Jenes Undinq, was die Alten Schicksal nanten, trat an die Stelle des Gottes, den wir Vater nennen.

Dieser Kindschaft entsagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bakchus mit frechen Mänaden schwärme, und Venus mit Gnade auf den Dienst ihrer unzüchtigen Priesterinnen herabschaue, ist der abentheuerlichste Wunsch, dem sich ein Mensch überlassen kan, ein Wunsch, dessen Äusserung sich nicht vom Begriffe der Lästerung trennen läßt. Die Entschuldigung des Scherzes findet in Absicht auf das Heilige nicht statt, am wenigsten eines solchen Scherzes, welcher nicht etwa bunte Seifenblasen an die Luft bläßt, sondern Maulwurfshaufen mit blinder Wut aufwirft, gleich jenen göttlichen Kindern der Erde, welche den Ossa auf den Olymp, auf den Ossa den Pelion thürmten, um — den Himmel zu stürmen.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

Deutsches Museum, Leipzig, 1788, August, pag. 97—105.

Wien.

Bey Hörling: Shakespears und Friedrich Schillers auserlesene Früchte des Geistes, gesammelt von Gottfried Brun, 104 Seiten in Octav.

Sentenzen, witzige Einfälle, frappante Gleichnisse beyder Theaterdichter, nach der Ordnung ihrer Stücke aus dem Zusammenhang gehoben, die sinds, was der Sammler auserlesene Früchte ihres Geistes nennt. Wenn sie lüstern machen, die Werke dieser grossen Dichter selbst und ihren Geist, nicht in einzelnen Gedanken, sondern mehr in der Composition des Ganzen, näher

1788. kennen zu lernen: so mag Herr B. für diese Vorkost Dank verdienen.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1788, 6. Oktober.

Don Carlos, Infant von Spanien, von Schiller, 2 Theile. 8. Leipz. 1788 bey G. J. Göschen, nebst dem Portrait der Königin Elisabeth.

Die Stärke dieses Trauerspieles macht es nöthig, daß bey der Vorstellung einige Scenen weggelaßen und andre abgekürzt werden: auch würden viele große Schönheiten des Raisonnements und der Dichtkunst auf dem Theater keine Wirkung thun. Das ganze Stück ist in Jamben geschrieben. Auf dem Theater pflegt es in Prosa gegeben zu werden. Um von dem ganzen ein richtiges Urtheil fällen zu können, ist es nothwendig, daß Schillerische Werk nicht bloß zu sehen, sondern auch zu lesen. Kostet in allen Buchhandlungen 1 Rthlr. 8 Gr.

Königlich privilegirte Berlinische Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1788, 8. Dezember.

Ueber Kabale und Liebe.

Man hat Schillers dramatische Produkte vergöttert und gelästert, bis zum Himmel erhoben, und dann wieder unter den Schwall unsrer sogenannten Originalstükke herabgewürdigt. Sie verdienen keines von beiden. Es sind keine vollendeten Meisterstükke, die man im Tempel Deutscher Kunst aufstellen könnte; aber sie tragen Züge von tiefer Menschenkenntniß, von glühender Imagination, und selbst ihre Auswüchse sind Verirrungen des Genies. Man erlaube mir, über eines seiner neuesten Produkte, über Kabale und Liebe, einige Bemerkungen zu machen, die das vielleicht rechtfertigen können, was ich so eben gesagt habe.

In der Oekonomie des benannten Stücks liegen beträchtliche Fehler, die aber leicht gehoben werden könnten. Daß der Major ein Bürgermädchen liebt und um ihretwillen jede andere noch

so vortheilhafte Partie ausschlägt; daß sein Vater darauf besteht, 1788.
er solle sich mit der Favoritin des Fürsten verbinden, um hiedurch seinen Einfluß in die Wallungen desselben — wie er's nennt — zu sichern; daß der Major sich durch einen erdichteten Brief hintergehen läßt, und zuletzt sich und seine Luise vergiftet, finden wir eben nicht überspannt, sondern vielmehr natürlich und dem Gange des menschlichen Herzens angemessen. Wozu aber das offenherzige Geständniß des Präsidenten von dem Morde seines Vorfahrers? Kannte er seinen Sohn als einen Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, so mußte er leicht voraussehen, daß er ihn dadurch nur noch mehr von sich entfernen, und für seine Pläne vielleicht verlieren würde; kannte er ihn nicht von der Seite, wie es auch wirklich aus der Folge wahrscheinlich wird: sonderbar genug! einen Sohn, den man zu solchen Absichten bestimmt hat, überläßt man nicht bis auf den Punkt, wo man ihn brauchen will, dem Ungefähr. Man weiht ihn früh ein in die Kabale des Hofes, sucht früh sein besseres Gefühl zu betäuben, ihm die Grundsätze des redlichen Privatmannes lächerlich zu machen, die Ecken seines Charakters abzuschleifen; lehrt ihn früh sich nach den Launen und Verdauungen der Größern zu schmiegen, kurz, man macht ihn früh vertraut mit all' den Ränken und Künsten, die der Höfling braucht, um das Phantom seines schimmernden Elends zu erhaschen. Und der Präsident, ein Mann, der grau geworden ist in dieser Schule, handelt so schülermäßig, zernichtet in einigen Augenblicken das Werk seines ganzen Lebens! Eben so unbegreiflich ist es, warum dieser stets kluge Mann sich so ganz seinem nichtswürdigen Secretair Preis gibt. Er braucht ihn freilich zu seinen Plänen; aber Schurken von der Art läßt man auch nicht *weiter* in die Karte blicken, als man sie zum Mitspielen braucht.

Schiller will in seinen Trauerspielen nicht rühren, sondern gewaltsam erschüttern, daher häuft er die tragischen Vorfälle bis zum Unnatürlichen, und gewöhnlich bleibt von den Hauptpersonen seiner Stücke nicht eine einzige am Leben. Dies ist auch hier der Fall, wo *Wurm*, nachdem *Ferdinand* und *Luise* schon todt daliegen, zuletzt noch *seine* und des *Präsidenten* Verbrechen laut bekannt macht, blos um das Vergnügen zu haben, mit demselben auf das Schaffot zu steigen, und mit ihm zur Hölle zu fahren. „Ich will handeln wie ein Rasender,“ sagt er,

1788. und das that er in der That. Ein Mann, wie Wurm, wird der aufbrausenden Empfindung des Ministers aus dem Wege gehen, sie abzuleiten, oder höchstens durch einen bedeutenden Wink ihren Ausbruch zu hemmen suchen; aber sich um nichts und wieder nichts auf das Schaffot zu liefern — dies ist, um gelinde zu sagen, Sprung einer nach düstren Vorstellungen hängenden Dichterphantasie.

Aus dem unbegreiflichen Verschwinden der Frau Millerin entsteht eine Lücke im Gange des Stückes. Sie sollte ja, wie Wurm versichert, unter den nämlichen Bedingungen mit ihrem Manne auf freien Fuß gestellt werden, und doch erscheint sie nicht wieder, und Mann und Tochter bekümmern sich auch nicht weiter um ihr Schicksal! Vermuthlich war sie dem Dichter in den letzten Scenen zu viel. Aber sie war doch nun einmal da, und so wollen wir von ihrem Verschwinden Ursache und Beziehung wissen. Und nun noch Einiges über die Charaktere dieses Trauerspiels.

Der Präsident ist ein Bösewicht von der schwärzesten Klasse, aber eben deswegen hätte der Dichter die Farben durch einige gute Eigenschaften zu mildern suchen sollen. Selbst Klugheit fehlt ihm, und die Freiheit der Lenkung, das Einzige, was seinen Kabalen noch etwas Anziehendes geben könnte. Kein Bild ist zurückstoßender, als des Schurken, der, nicht vom Drange der Verhältnisse und Leidenschaften hingerissen, sondern keck und überlegt, um unbedeutender Absichten willen, an Tugend und Menschheit zum Verräther wird. Alle Unternehmungen des Präsidenten zielen blos auf die Erhebung seines Sohnes. „Wem zulieb," sagt er zu demselben „hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten betreten? Wem zulieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? Wem hab' ich durch Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht? — Wem that ich dies Alles?" Ich begreife nicht, daß ein Mann, wie der Präsident, geblendet vom Nimbus einer falschen Größe, die Alles und noch mehr zu unternehmen fähig sein möchte, aber schwerlich, so lange er die Ruhe des Gewissens, den Glauben an eine Zukunft für mehr als Vorurtheil des Haufens ansieht; und dies ist bei dem Präsidenten wirklich der Fall. „Lohnest Du mir also," fährt er gegen seinen

Sohn fort, „für meine schlaflosen Nächte? also für 1788.
den ewigen Skorpion meines Gewissens? Auf mich fällt die Last der Verantwortung, — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängst Dein Glück von der zweiten Hand — das Verderben klebt nicht am Erbe." Wer so weit gekommen ist in Vergehungen, dem ist Gewissen, Tugend, Himmel und Hölle Tand. Auch der schwärzeste Verbrecher sucht noch einen Schleier über seine Handlungen zu werfen, und bleibt ihm keine Bemäntelung übrig, so sucht er wenigstens sein moralisches Gefühl durch Sophismen zu betäuben, sucht Rechtfertigung oder doch Beschönigung für seine Verbrechen in Trugschlüssen und Zweifeln, er witzelt und spottet über das Heilige, wo Scheingründe nicht hinreichen. Hätte Schiller dies bei seinem Präsidenten beobachtet, er wäre kein moralisches Ungeheuer geworden, wie es nur die überspannte Phantasie des Dichters schaffen kann, er wäre ein Bild aus unserer wirklichen Welt.

Wahrer und menschlicher ist der Charakter des Majors gerathen. Nur möchte man immer fragen: wie kömmt der Mann zu dem Sohne? Doch auch hier schweift die Einbildungskraft des Dichters bisweilen über die vorgesteckte Grenzlinie. Gleich in der ersten Scene sagt Ferdinand zu Luisen, die ihn an ihre bürgerliche Herkunft erinnert: — „Wärest Du ganz nur Liebe für mich, wann hättest Du Zeit gehabt, eine Vergleichung anzustellen? Wenn ich bei Dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von Dir, wenn ich weg bin; und Du hast noch eine Klugheit neben Deiner Liebe? u. s. w." Wahrlich, ein metaphysischer Liebhaber! In der Scene mit dem Marschall, wo Rache seine ganze Seele füllen mußte, und er den Gegenstand derselben in seinen Händen hat, wo also Absprünge und Nebenideen weniger natürlich sind, fängt er auf einmal an, über die Oekonomie der Welt zu philosophiren; auch entfährt ihm so ein Gleichniß, das witzelnd und niedrig ist, höchstens als Spielwerk einer munteren Laune gelten könnte, und hier den Leser und Zauschauer im Momente der schauderndsten Rührung zum Lachen reizt. — „Wie er dasteht — sagt er zum Marschall — da steht der Schmerzenssohn, dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe, als ob ihn

1788. ein Tübinger Buchhändler dem Allmächtigen nachgedruckt hätte." In dem hierauf folgenden Monolog verliert sein Charakter noch mehr. Er wähnt sich hintergangen von dem Mädchen, an dem er hing, das ihm Alles war, auf das er einzig beschränkt hatte seine Hoffnungen, seine Träume von Glückseligkeit, und nun sind Wuth und Rache die ersten aufgährenden Empfindungen in seinem Herzen, dies finden wir angemessen dem Gange menschlicher Leidenschaft; wenn aber nun seine Wuth so ausbricht — — „Das Mädchen ist mein, Richter der Welt! Ich einst ihr Gatte, jetzt ihr Teufel! Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser hohles Wimmern in eins geschmolzen — und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusingen meine Schwüre — Gott! Gott! die Vermählung ist fürchterlich, aber ewig!" Das heißt denn doch bramarbasiren! Sonst bleibt sich der Charakter des Majors durchaus gleich — ein rascher, edeldenkender Mann, den Jugendfeuer und Uebereilung der Leidenschaft in den Abgrund hinein reißen.

Nach dem Leben ist der Hofmarschall von Kalb gezeichnet. Ein Mann, der alles und nichts ist, nur in der Hofluft ausdauert, und lebt und webt in den Neuigkeiten des Tages, dabei feig und voll Adelsstolz — o es ist ein Gemälde, zu dem die Originale unter jedem Himmelsstriche gedeihen. Sein ganzer Charakter malt sich in seinem Haß gegen den Oberschenk von Bock, der ihm — vor zwanzig Jahren ein Compliment der Prinzessin weggeschnappt, und von ohngefähr die Frisur verwischt hatte, daß er ruinirt war auf den ganzen Ball.

Interessant und neu ist das Bild der Lady Milford. Ein Mädchen, das aus Noth und Mangel in die Arme eines Fürsten sinkt, deren großes Herz aber darbt unter den schnöden Vergnügungen des Hofes, die sich nach heißem Mitgefühl sehnt, wo sie nur Wallungen löschen darf, und ihren ganzen Einfluß zur Rettung des gedrückten Landes braucht — ist ein anziehender Gegenstand. Nur daß sie Luisen dem Major abhandeln will, widerspricht ihrer großen Denkungsart. Auch ihre Flucht scheint mir nicht genug motivirt zu sein. Sie flieht zuletzt, um

die beiden Liebenden nicht zu trennen; aber dies konnte sie vielleicht durch ihr Dableiben besser bewirken. Sie wählt Niedrigkeit und Mangel, und doch hatten diese und der gewohnte Ueberfluß sie in die Hände des Fürsten gezwungen. 1788.

Der Secretair Wurm ist zu schwarz, und auch nicht durch eine gute Eigenschaft gemildert.

Der Stadtmusikant Miller gehört in die niedrigere Volksklasse, scheint uns aber dem Dichter trefflich gelungen zu sein. Ein Mann, der mehr nach Launen, als nach Grundsätzen handelt, rauh, bieder und geradezu, so spricht und handelt er durch das ganze Stück, die einzige Scene ausgenommen, wo er seine Tochter vom Selbstmord abzubringen sucht. Hier verändert sich das Bild auf einmal, und der gute, rohe Stadtpfeiffer spricht wie ein moderner Philosoph, der seine Weisheit in Bildersprache kleidet. Diese Scene ist übrigens schön und erschütternd, nur in Hinsicht auf Millers Charakter unwahr. Etwas seltsam klingt es, wenn er in der darauf folgenden Scene mit dem Major seiner Tochter zumuthet zu bestätigen: sie habe den Brief an den Hofmarschall geschrieben. Diese Kabale war ihm fremd, und er konnte von diesem Benehmen seiner Tochter gar keine Wirkung absehen.

Die Millern ist ein Geschöpf, wie sie zu Tausenden unter dem Monde herumkriechen.

Luise — ein liebes, gutes Mädchen, von dem man nicht begreift, wie sie unter den Händen ihrer Eltern das werden konnte. Ihre Liebe zu dem Major war bisweilen Empfindelei, so z. B. wenn sie sagt: Dies bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! — Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! ꝛc. Edel und schön benimmt sie sich in der Scene mit der Lady — es ist rühmlicher Stolz in ihrem Betragen, das Gefühl ihres inneren Werthes. Nur kommt einem immer der Gedanke in die Quere: — woher hat dies Mädchen diesen Muth, diese Begriffe, diese Sprache? Hätte sie der Dichter allenfalls bei einem Verwandten irgendwo erziehen lassen, so wäre die ganze Schwierigkeit gehoben gewesen.

So viel über die Charakter dieses Trauerspiels, dessen

1788. einzelne Schönheiten zu zergliedern ich für überflüssig halte. Sie sind nicht versteckt, und wer kalt bleibt bei ihrem Anhören und Ansehen, dessen Empfindung wird keine Kritik aufspannen können.

Tagebuch der Mainzer Schaubühne, Mainz, 1788, 3. und 8. Stück, pag. 44—45, und pag. 68—74.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Frankfurt den 6ten des Aprils 1788.

Gestern wurden die Räuber hier aufgeführt. Man hat sich viel über die moralische Seite dieses Schauspiels gezankt, und es ist auch nicht zu läugnen, daß manche Szenen darinn — ohne Rücksicht auf Entzwek und Plan des Ganzen — das sittliche Gefühl empören, und Gesezlosigkeit und allen daher entstehenden Unfug zu begünstigen scheinen. Warum betrachtet man aber das Gemälde nur immer von der einen Seite? Zeigt uns der Dichter zulezt nicht, wie das Laster und die Uebertretung der Gesezze sich in ihren schröklichen Folgen selbst strafen? Sind die Szenen, wo Franz von den Furien des Gewissens umhergepeitscht, umsonst Ruhe sucht in täuschenden Sophismen, wo seine schwarzen Bubenstükke, wie grausende Gespenster ihn umdrängen, das hämische Lächeln auf seinen Lippen in krampfigen Zukkungen erstirbt, er von Verzweiflung ergriffen die Hände faltet zum Gebet, aber umsonst sich zum Himmel zu erheben strebt, sondern schröklicher zurückstürzt in die düstre Leere seines Innern — und wo Karl am Ende seiner Laufbahn, schaudert vor den Verirrungen seiner überspannten Fantasie, und mit Grausen erkennt, daß, Gesezze und bürgerliche Ordnung zerstören, so viel heisse, als die Welt durch Gräuel verschönern wollen — Sind, sag' ich, diese Szenen nicht hinlängliche Rechtfertigung beides, des moralischen Gefühls und der Absicht des Dichters? Mehr kann ich über das Stück selbst izt nicht sagen, man erlaube mir nur noch einige Worte über die gestrige Aufführung desselben.

Den alten Moor spielte Hr. Stegmann. In seinem Spiele war mehr Nachahmung als Darstellung der Natur, mehr vorgespiegelte, als wirkliche Empfindung. Wir

wollen auf der Bühne nicht den Künstler sehen, sondern die Person, welche er vorstellt; ihn selbst möchten wir vergessen über seiner Rolle. Aber dazu gehört, daß die Leidenschaft auch wirklich in seinem Busen wühle, die er ausdrükt, daß dies alles nicht nur gelerntes Fingerspiel sei, daß wirkliche kalte Schauer ihn ergreifen im Schrekken, und sein Haar sträuben in der Verzweiflung, daß der Gram wirklich seinen Busen zu zersprengen drohe, und der starre Blik in langen todten Pausen wurzle. Herr Stegmann verlor sich auch zuweilen im Gange der Empfindung. Gleich in der ersten Szene, wo Franz die ersonnene Nachricht von den Vergehungen seines Bruders abliest, äusserte er mehr Unwillen als Betrübniß. Unwille hat nur bei den geringern Vergehungen derjenigen statt, die wir lieben, reissen sie ihre Ausschweifungen ins Verderben hin, sehen wir zernichtet in ihnen alle unsre Hofnungen und Aussichten, dann versinkt die Seele ohnmächtig in die Tiefe des Jammers. In der Szene, wo der alte Moor aus dem Thurm gezogen wird, erregte Herr Stegmann mehr Ekel und Abscheu, als Mitleid. Dies mochte hauptsächlich von dem ekelhaften Bemalen seines Gesichtes und von seiner unanständigen Bekleidung herrühren. O daß ich mit der Rede Allgewalt jedem Schauspieler, jeder Schauspielerinn zurufen könnte: Natur und Grazie müssen Hand in Hand gehen; kein Kunstwerk taugt, das nicht beide schwesterlich vereint! 1788.

Karl von Moor war Herr Böheim. — Herr Böheim hat Feuer, und weiß sich glücklich zu mäßigen, und den Stufengang der Leidenschaft zu beobachten; aber in seinem Gesichte und in seinem Anstand fehlt das Edle, das äussere Gepräge von innerer Kraft und Geistesgröße, und eben darum scheint er für das Fach der Helden und ersten Liebhaber nicht ganz gewachsen zu sein. In seiner Deklamazion verfällt er oft in den Predigerton, und akzentuirt oft die Worte falsch. Auch die Uebergänge von einer Leidenschaft zur andern nüanzirt er nicht fein und sprechend genug. Die heroischen Szenen gelingen ihm noch besser, als die zärtlichen.

Franz v. Moor Herr Unzelmann. — Herr Unzelmann spielte anfangs zu ruhig, zu überlegt, und machte eben dadurch diesen schwarzen Karakter noch schwärzer. Feuer und Empfindung hätten Gesinnungen und Handlungen mehr motivirt;

1788. besonders fiel dies in der Szene auf, wo Franz mit der Natur hadert, und ihre schönsten Werke zu zerstören schwört. Wahr und erschütternd war sein Spiel im 4ten Aufzuge, wo Gewissensangst den Verbrecher ergreift, und er in Verzweiflung betend niederstürzt. Das Frankfurter Publikum gab hier einen Beweis seines — um das gelindeste zu sagen — Mangels an Delikatesse und Gefühl, — es lachte wiehernd auf bei einer Situazion, wo kaltes Entsezzen mich packte! Herr Unzelmann fühlte sich, und trat im Augenblikke von der Bühne ab, und der Vorhang muste fallen. Es gereicht ihm indessen zur Ehre, daß er in dem darauf folgenden 5ten Akt sein Spiel mit aller Anstrengung vollendete, und besonders die lezte Szene mit schaudernder Wahrheit ausführte. Und das Publikum — lachte beinahe wieder. Wenn doch derlei Geschöpfe, die taub sind für die Vergnügungen des Geistes und der reinern Sinne, wenigstens andern diese Quellen nicht trüben wollten! Sie würden ja in einer Schenke oder Marionettenbude ihre Rechnung besser finden!

Amalia v. Edelreich Madame Böheim. — Madame Böheim hat Empfindung, Anstand, ein deutliches Organ, eine meistens richtige Deklamazion, sie faßt den Geist ihrer Rolle, und ihr Feuer strömte über in die Seelen der Zuschauer. Nur möcht' ich sie bitten, jede Grimasse, jedes erkünstelte Aufschwellen der Muskeln zu vermeiden. Wenn alle des Herzens Saiten ansprechen, und die Fantasie die Fluth der Empfindung mächtig erregt, dann bedarf es keiner Kunst um die entsprechenden Bewegungen des Körpers hervorzubringen, sie erfolgen unwillkührlich. Auf die einzelnen Theile des Spiels der Madame Böheim kann ich mich für jezt wegen Mangel des Raumes nicht einlassen.

Hermann Herr Mattausch. — Er hatte den Karakter richtig gefaßt, nur sollte er die Uebergänge von einer Leidenschaft zur andern mehr in einander zu verschmelzen suchen. Die Freude die auf Unwille und Zorn folgt, ist nicht ganz rein; sie stralet durch die Mienen, wie die Sonne durch ein leichtes Herbstgewölk. Dies läßt sich durchgängig anwenden. Die übrigen Herren werden mirs Dank wissen, wenn ich über sie und ihr Spiel für izt nichts weiteres sage. Nur noch einige allgemeine Bemärkungen erlaube man mir.

Das Stück wurde in altdeutscher Tracht gegeben. Ich hätte es lieber in moderner Kleidung gesehen, da doch einmal das Kostum nicht durchaus beobachtet werden konnte. Es war ein possierlicher Anblik, da ein Räuber in der Tracht unsrer Väter, dort einen in der Uniform der ehrsamen Stadtmiliz, dort wieder einen mit einem römischen Helm, da andre mit Hüten zu sehen. So etwas erregt Lachen, und stört die Täuschung. 1788.

Die meisten Schauspieler hatten ihre Rollen schlecht memorirt. Dies ist ein unverzeihlicher Fehler, und zeigt von Seiten des Schauspielers Mangel an Achtung gegen das Publikum, und Gleichgiltigkeit für den eignen Ruhm. Auch läßt es gar erbaulich, wenn mitten in der rührenden Situazion der Blick des Schauspielers sich sehnsuchtsvoll nach dem Dreifuß des Soufleurs kehrt, um durch einen Spruch dieses unterirdischen Orakels über das Folgende belehrt zu werden. Doch ist dieser Fehler, so unverzeihlich er auch sein mag, noch immer weniger auffallend, als ein andrer damit verwandter, wenn man nämlich die Worte des Dichters verliert, und so in Gefahr geräth, Unsinn zu sagen. So, z. B. hörte ich von Hrn. Böheim: Kein deutscher Adlerschlag (Aderschlag) mehr in Barbarossa's Enkeln! Von demselben — Nun reisse die Hölle an mir, der Himmel an ihr, die Liebe über den Eiden (Beiden). Es ist wahr, das Eiden steht im Original; aber sollte der Schauspieler nicht so viel Einsicht oder Muth haben, die Druckfehler seines Dichters zu verbessern? Die Herren haben doch Muth genug, oft die schönsten Stellen aus dem Zusammenhange wegzustreichen. Herr Graubner sagte: — Wenn der Geschichtschreiber nicht die Lükke in Jupiters Sukzessionsleiter scheute! Wie, um des gesunden Menschenverstandes willen, kömmt Jupiter hieher? Ich geschweige den übrigen Unsinn, der von den meisten Schauspielern hervorgebracht wurde. Einige, Herr Unzelmann vornämlich, hatten verschiedene Stellen in ihren Rollen gestrichen, und darunter solche, deren Einwirkung in das Ganze sichtbar genug ist. Hätten sie dafür doch den Marschall von Sachsen ausgemustert, den Schiller, possierlich genug, in das 15te Jahrhundert bringt. Aber dafür entschädigte uns auch Herr Bio, der einige — Hol mich der

1788. Teufel! — seiner Rolle zusezte, vermutlich — um seine Bravour als Räuber zu zeigen!!

Ich hätte noch manches auf dem Herzen; doch werde ich mich dessen bei andern Anlässen erleichtern.

Tagebuch der Mainzer Schaubühne, Mainz, 1788, 4. Stück, pag. 49—54.

Fiesko.

Fiesko ist einer der merkwürdigsten Menschen, die in der Geschichte vorkommen. Er schien mit der Muttermilch den Durst nach Unabhängigkeit und großen Thaten und den glühenden Haß gegen das Haus Doria eingesogen zu haben. Schon im 11ten Jahre war er mit in eine Verschwörung gegen den Andreas Doria verwikkelt; sie ward entdekt, und er nur durch seine Kindheit gerettet. Still und in sich gekehrt walzte er izt den großen Gedanken, die Ketten seines Vaterlandes zu brechen, einen mächtigen Despoten zu stürzen, und sich auf den Thron zu schwingen — in einem Alter, wo der Mensch gewöhnlich sein Schmetterlingsleben unter Spiel und Vergnügen hinschwärmt, wo Sinnlichkeit den Flug aufstrebender Kräfte lähmt, und die Seele noch zu weich ist, einen dauernden Eindruck aufzuhalten. Er allein entwarf den Riesenplan, lenkte die Umstände, oder schmiegte sich denselben an, hob sich über jedes Hinderniß, und wagte endlich im 23sten Jahr an der Gränze des Jünglingsalters den kühnen Versuch, der ihm die Bewunderung aller Jahrhunderte erwerben wird. Dieser Mann war allerdings ein anziehender Gegenstand für die Bühne, was auch Leßing immer gegen das heroische Schauspiel sagen mag. Denn warum sollte ein Mann von so ausserordentlichen Kräften, von so kühnem Unternehmungsgeiste, dessen Muth jeder Gefahr spottet, und dessen Klugheit durch jedes Labirint sich zu drehen weiß — warum sollte der uns weniger interessiren als der Jüngling, der zu den Füßen eines Mädchens wimmert? Größe zieht an, wo wir sie finden; es müßte denn nur jeder Nerv fürs Große und Edle in uns abgeschnitten sein, und das wolle Gott verhüten!

Schiller hat wirklich den Karakter des Fiesko meisterhaft

aus der Geschichte ausgehoben und in Handlung gebracht. Durchaus zeigt er uns den seltenen Mann, dessen Seele unverrükt geheftet ist auf einen großen Gedanken, scharfsinnig genug, jeden Umstand zu nüzzen, jedes Verhältniß zu durchschauen, jede leise Bewegung auszuspähen, und die feinsten entferntesten Fäden in sein Gewebe zu ziehen; zu stolz, um jemand andern als sich selbst zu vertrauen, zu schlau, um sein Unternehmen nicht sorgfältig vor den Blikken der Neugierde zu verbergen, und die Aufmerksamkeit des Haufens mit vorgeworfenem Spielwerke zu äffen. Seine vorgespiegelte Liebe zu der Nichte des Herzogs bringt Verwiklung und Leben in das Stük. Es ist eine Episode, wie sie alle sein sollten, die unzertrennlich in den Plan des Ganzen verwebt ist, und neues Licht auf den Karakter des Helden wirft. Doch dünkt es mir etwas unnatürlich und dem Karakter Fiesko's widersprechend, wenn ihn der Dichter nach der ersten Unterredung mit Julien ausrufen läßt: „Julie liebt mich! Julie! ich beneide keinen Gott. Diese Nacht sei eine Festnacht der Götter, die Freude soll ihr Meisterstük machen.“ So könnte sich allenfalls der wirkliche Liebhaber ausdrükken, vielleicht auch Fiesko, wenn er irgend wem das Märchen seiner Liebe aufhängen wollte; aber so spricht nicht der Mann mit sich selbst, der eine Leidenschaft nur als Maske braucht, um sich darunter desto sicherer zu verbergen. — Wahrer Bombast ist's, wenn er gleich darauf zu seinen Bedienten sagt: „Der Boden meiner Zimmer lekke ziprischen Nektar, Musik lärme die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer auf; tausend brennende Lampen spotten die Morgensonne hinweg — allgemein sei die Lust, der bachantische Tanz stampfe das Todtenreich in polternde Trümmer!“ Warlich die Bedienten mußten ihren Herrn für betrunken oder wahnsinnig ansehen, der ihnen solches Zeug vorschwazzen konnte. 1788.

Das größte Versehen des Dichters im Karakter des Fiesko ist wol, daß er ihn zu sichtlich auf auszeichnende große Handlungen rafiniren läßt, daß wir ihn immer von sich als einem großen Manne sprechen hören. Wahre Größe ist fern von Dünkel; sie leuchtet wie die Sonne unbewußt ihres Schimmers, und verbreitet Leben und Gedeihen um sich. Wenn aber Fiesko alle Augenblikke sagt: „Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt“ — oder: „Ich bin der größte Mann in Genua“ — oder, wenn er die Strikke des Mohren zerhaut mit den Worten: „Du

1788. hast das Verdienst eine große That zu veranlassen — entflieh!“ so wird die Größe Affektation oder Prahlerei. —

Deutschland hat vielleicht nur wenige Schauspieler, die es wagen dürften im Fiesko aufzutreten. Diese Rolle fordert Stolz mit Anstand, Leichtigkeit mit Würde. Man muß in dem üppigen, leichtsinnigen, geschmeidigen Wollüstling noch immer den Mann erkennen, der — und allein fähig ist, Genua's Ketten zu zerbrechen. Ein scharfer beobachtender Blik auf alles, was um ihn ist, muß durch seinen Anstrich von Sorglosigkeit hervordringen; er muß ganz anders scheinen, als er ist, und doch darf auch dieser Schein seinen eigenthümlichen Karakter nicht völlig verdunkeln. Er muß jede Bewegung, jede Miene in seiner Gewalt haben — ein wahrer Proteus, der fähig ist in hundert Gestalten zu erscheinen, und in jeder zu täuschen. So zeigt er sich gleich in den ersten Szenen mit der Gräfin und Gianettino, und in der ersten Unterredung mit Verrina Kalkagno, und Sacco. Diese leztern sollten ihm einst die Hände zur Ausführung des großen Plans, aber dieser ist noch nicht reif genug, er ist ihrer noch nicht sicher genug, und darum äft er sie noch mit dem Märchen seines Schlaraffenlebens, zugleich sucht er aber auf die feinste unbemerkbarste Art ihren Groll gegen das Haus Doria zu schüren, sucht durch eben die Reden, die seine wahre Gesinnung ihnen verdekken sollen, sie näher zu seinem Zwekke zu lenken.

„Du bist der ewige Grillenfänger — sagt er zum Verrina; — Mag er (Gianettino) Genua in die Tasche stekken und einem Kaper von Tunis verschachern, was kümmerts uns? Wir trinken Ziprier und küssen schöne Mädchen.“

Verrina. Ist das deine wahre ernstliche Meinung?

Fiesko. Warum nicht, Freund? Ist es denn eine Wollust, der Fuß des trägen vielbeinigten Thiers Republik zu sein? Dank es dem, der ihm Flügel giebt, und die Füße ihrer Aemter entsezt. Gianettino Doria wird Herzog. Staatsgeschäfte werden uns keine grauen Haare mehr machen.

Verrina. Fiesko — ist das deine wahre ernstliche Meinung?

Fiesko. Andreas erkläret seinen Neffen zum Sohn und Erben seiner Güter, wer wird der Thor sein, ihm das Erbe seiner Macht abzustreiten?“

Der Schauspieler von Kopf wird hier ohne mein Erinnern einsehen, daß der Ton, mit dem hier Fiesko spricht, nicht ganz der Ton des Leichtsinns und der Sorglosigkeit sein darf, daß er mit etwas Bitterkeit und Hohn gewürzt sein muß, um das Blut der Republikaner noch mehr in Gährung zu bringen. 1788.

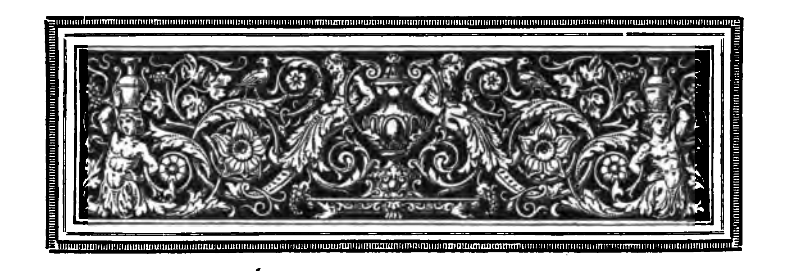
Da, wo er den Mohren über dem Meuchelmorde ertappt, und ihm statt der hundert Zechinen, die Gianettino auf seinen (des Fiesko) Kopf gegeben hatte, im Gefühl seines ganzen beleidigten Stolzes und mit hämischer Verachtung gegen seinen Feind tausend zuwirft, wo er die aufgebrachten Senatoren durch seinen Spott noch mehr gegen die Doria reizt, wo er die Bürger von Genua mit einem Märchen zu stimmen sucht, wo er seinen nachherigen Mitverschwornen sich entdekt, und sein Stolz sich lezt an ihrer Verwirrung, ihrem Staunen, wo er wankt zwischen Herrschsucht und edler Aufopferung, wo er hört, daß die Verschwörung verrathen ist, und wo er den alten Andreas zur Flucht mahnt — in allen diesen Szenen erscheint der Mann, dessen Lächeln Italien irreführt, der sich selbst genügt, in der Hülle der Unthätigkeit allgegenwärtig wirkt gleich einem Gott, berechnet jedes Verhältniß, jeden Einfluß der Leidenschaft, unmerkbar alles bis auf den lezten Punkt hinleitet, und dann hervortritt und einer neuen Schöpfung zu werden gebietet! Wessen Seele nicht großer Eindrükke fähig ist, wer sich nicht selbst edler, unternehmender, größer fühlt beim Anblikke eines solchen Bildes, der wage es nie, als Fiesko aufzutreten.

Noch hab' ich einiges über die Szenen zu bemärken, die er mit seiner Gattin hat. Er liebt sie, hängt ganz an ihr; aber verloren im starren Hinblik auf seine Unternehmung achtet er weniger auf die leise Stimme der Zärtlichkeit — Sein Stolz und seine Klugheit überwiegen seine Liebe, aber tilgen sie nicht — Schwach kämpft sie mit beiden in dem Auftritte, wo Lenore zu ihrer Mutter zurükkehren will, stärker da, wo sie ihn von der Verschwörung abzubringen sucht; aber auch da vermögen die Ausbrüche der wärmsten Zärtlichkeit weniger als die Vorstellungen, die seinen Stolz kizzeln; er wankt nicht, bis ihm Lenore sagt: „Ich würde sagen, opfre die Liebe der Größe — wenn nur Fiesko noch bleibt — Gott! das ist Radstoß! — Selten stiegen Engel auf den Thron; seltner herunter ꝛc.

Sehr schwer ist es in diesen Szenen das Hinundher=

1788. schwanken der Leidenschaft in seinen mannichfachen Abstufungen zu mahlen, und bei dem steten Hinundherbeben nie die Linie der Natur zu verfehlen. Wer Fiesko ganz als Fiesko darstellt, der mag einst seinen Namen kühn zu Garrik und Ekhof anschreiben.

Tagebuch der Mainzer Schaubühne, Mainz, 1788, 8. Stück, pag. 113—119.



1789.

Leipzig.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, herausgegeben von Friedrich Schiller, erster Theil, enthaltend die Geschichte der Revolution, bis zur Uetrechtischen Verbindung, wovon aber jetzt nur der erste Band erschienen ist, bey S. L. Crusius, 1788, 548 Seiten in groß Octav, (1 Rthlr. 12 Gr.) Vermuthlich werden mehrere unsrer Leser von diesem treflichen Werke schon einen Vorschmack durch die Einleitung bekommen haben, die in dem deutschen Merkur vorigen Jahres eingerückt ist; die Erscheinung dieses Anfangs der Geschichte selbst wird noch mehr die Erwartung erfüllen, welche man von einem Werk haben mußte, in dem ein solcher Schriftsteller eine der merkwürdigsten Revolutionen der Welt darstellen wollte. Daß sie von der Seite der Darstellung einzler Begebenheiten und Charaktere, sowohl als des Zusammenhangs der Ursachen und Folgen meisterhaft sey, läßt sich von einem Schriftsteller schon erwarten, der bereits Meisterwerke dieser Art geliefert hat. Vielleicht fürchtet man eher, daß er den Auftritten zu viel von seinem Geiste mitgetheilt, und seine feurige Phantasie dem Gemählde mehr Lebhaftigkeit gegeben habe als die Originale in der Natur hatten, oder, richtiger zu reden, als es der Stoff erlaubte, den er in den zum Theil trocknen und mehr erzählenden als darstellenden Annalisten, aus welchen er schöpfen mußte, vor- 1789.

1789. fand; wozu die Versuchung um so stärker war, je schrecklichere Auftritte hier zum Theil mußten beschrieben werden, und je mehr selbst die Leidenschaft der Geschichtschreiber schon genug schwarze Farben aufgetragen hatte. Allein Herr Sch. hat sich, wie wir sehen, genau an die Quellen gehalten, die auch überall angegeben sind; sein Genie hat bloß, nach dem vorgefundnen Stoff, die Begebenheiten in einen einleuchtendern Zusammenhang gestellt, und das gethan, was der Geschichtschreiber thun muß, um die Geschichte pragmatisch zu machen, ohne sie in einen Roman zu verwandeln. Er beklagt nur, daß es nicht in seiner Macht gestanden habe, diese reichhaltige Geschichte ganz aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Documenten zu studieren, wo vielleicht noch manche entdeckte kleine Umstände dem Gemählde mehr Licht würden gegeben haben, vielleicht mancher unrichtiger Gesichtspunkt vermieden werden können, in welchen die Nachrichten oder Verirrungen der Geschichtschreiber einzle Vorfälle gestellt hatten. Des ohngeachtet wird man in dem, was er liefern konnte, nirgends den Meister verkennen, der sich ganz seines Gegenstandes zu bemächtigen und ihn zu benutzen versteht. Proben der Ausführung können wir wohl nicht geben, brauchen es auch weniger, da, wie gesagt, schon die Einleitung zu diesem Werk in dem deutschen Merkur eingerückt ist. Diese Einleitung, hier, so viel wir haben bemerken können, nur dann und wann im Ausdruck verbessert, nimmt hier das erste Buch ein, und enthält eine allgemeine Betrachtung über den Gang dieser Revolution und dessen Ursachen, nebst der ältern Geschichte des Landes, meistens nur, was eigentlich hieher gehörte, unter der Herrschaft der Herzoge von Burgund, und noch mehr Carls des 5ten und seines Sohns Philipps des 2ten, bis auf des letztern Abreise aus den Niederlanden im Jahr 1559; das zweyte Buch begreift die Vorgänge unter der Statthalterschaft der Herzogin Margaretha von Parma, bis auf die Verschwörung des Adels, oder die Verbindung der Geusen, die im dritten Buch, nebst den Charaktern ihrer Häupter beschrieben, und die Geschichte bis zur Ankunft des Herzogs von Alba und der Resignation der Herzogin von Parma im Jahr 1567 fortgeführt wird. Eigentlich betrift dieser ganze erste Band nur mehr Vorbereitung auf die Revolution selbst; sie ist aber mit so vieler Sorgfalt bearbeitet, und so interessant dargestellt, daß man, auch bey dem etwas langsamern Fortschritte der Handlung keine

Ursach haben wird, Mangel der angenehmen und lehrreichen Unter- 1789.
haltung zu fürchten.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1879, 8. Januar.

Leipzig, bey Crusius. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung; von Friedrich Schiller. Erster Theil, enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung. 548 Seiten Octav.

Wer irgend Anlagen zu erkennen weiß, wird Hrn. Schiller, auch wieder nach diesem historischen Werke zu urtheilen, gar nicht streitig machen, daß er einst noch einer unserer vortrefflichsten deutschen Schriftsteller werden kann. Unermüdete Forschung und herrliches Talent der Darstellung sind schon gegenwärtig überall so kennbar, daß kein Wunsch übrig zu bleiben scheint, als immer mehrere Aufmerksamkeit des Mannes voll Scharfsinn und voll Gefühls, daß seine Darstellung gerade auch historische Darstellung werde. Nicht in dem Sinne, als ob hier in den Factis und in den Charakteren, wie er sie giebt, irgend etwas Unrichtiges, Romanhaftes wäre, sondern der Ton, der der Geschichte so eigenthümlich ist und so eigenthümlich bleiben muß, als ihre Natur, scheint noch öfters verfehlt worden zu seyn. Wir möchten fast einem so vortrefflichen Schriftsteller, als Hr. Schiller ist, gerade den entgegengesetzten Rath geben, als den meisten der übrigen deutschen Historiker — schneller zu schreiben, als er wahrscheinlich wirklich thut. Er verweilt wahrscheinlich so lange für sich selbst in der Intuition der Begebenheiten und der Charaktere, daß sich unvermeidlich alles mehr hebt, als es sich heben sollte, und daß er alsdann oft mehr deutet, als erzählt, gerade wie der, der aus einer ihm ganz bekannten Sphäre herausspricht. Hrn. Schillers psychologischer Blick ist so sicher, seine philosophische und historische Kenntnisse von Verfassung der Staaten sind so geläutert, daß wir ihm getrost rathen dürfen, seinem ersten schnellen Blick zu trauen; und ein Mann seiner Geistesbedürfnisse wird denn doch nie die Feder eher ergreifen, bis er, wie bey dem gegenwärtigen Werke, den ganzen Vorrath historischer Materalien beysammen

1789. hat. Nach vielen einzelnen Stellen dieses Werkes zu urtheilen, müßte Hr. Schiller ein unübertrefflicher Erzähler werden; ein Gegenbild der unglücklichen Art zu erzählen, womit mancher deutsche Historiker und Schriftsteller sich so furchtbar macht.

Die Geschichte dieses ersten Theils geht noch nicht, wie der Titel sagt, bis zur Utrechter Union, sondern schließt sich mit der Abreise der Oberstatthalterin; der verabscheuungswürdige Alba ist schon angekommen, und auch seine Schrecken haben sich schon zum Theil verkündigt. Die bis S. 147 gehende Einleitung ist ein Meisterstück historisch-pragmatischer Divination. Wie viel darin steckt, kann blos der wissen, der mehrere Quellen dieser Zeiten gelesen hat. Dem Unkundigen wird manches nur selbst hervorgebrachte Darstellung scheinen. Einen einzigen Hauptzug in Philipps II Charakter scheint Hr. Sch. vergessen zu haben: einen Zug, über den uns die Memoires von Granvelle so viele authentische Versicherung geben, und der in diesen ganzen Charakter viel Zusammenhang und Harmonie bringt. Philipp war ein Mann von höchst mittelmäßigen Fähigkeiten und außerordentlichem Stolze. Das Gefühl seiner mittelmäßigen Fähigkeiten konnte er bey allem seinem Stolze nie ganz bey sich selbst unterdrücken, er fürchtete auch beständig, andere möchten diese Entdeckung machen. Hierin die Ursache mancher seiner räthselhaften Handlungen.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1789, 10. Januar.

Leipzig, b. Crusius: Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. — Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Band. 1788. ohne die Vorrede 548 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der That ein sehr vorzügliches Werk, das theils für sich selbst, wenn es geendiget wird, wie es angefangen ist, auf einen hohen Platz unter unsern historischen Producten gerechten Anspruch machen kann, theils als der Erstling der Arbeiten des Vf. in einem Fache, dem sich derselbe für künftig noch mehr widmen will, dem Publikum für die Zukunft noch eine schöne Aernte hoffen läßt. Die wichtigste Frage kann hier nicht die seyn: in wie fern

der Geschichtschreiber durchaus treu und genau erzählt habe? So 1789.
sehr wir die Wahrheit für das erste Erforderniß der Geschichte halten; so wenig würden wir zugeben, daß kleine historische Versehen bey einer längern Geschichte deren Vorzüge in der Kunst ihrer Darstellung liegen, einen bedeutenden Vorwurf ausmachen könnten. Wir sagen dies nicht, weil wir etwa viel dergleichen bemerkt hätten. Im Gegentheil konnte bey den Quellen, die der Vf. nach S. 4 der Vorrede gewählt, und gewiß sehr sorgfältig gebraucht hat, die Darstellung des Ganzen nicht anders als der Wahrheit gemäß, ausfallen, und das ist sie auch unstreitig. Freylich ließen sich vielleicht, wenn man sehr darnach suchen wollte, ein paar kleine Unrichtigkeiten auffinden; aber wenn z. B. S. 131. die Herzoginn Maria von Burgund die Urgroßtante der Margarethe von Parma genannt wird, oder wenn es heißt: Graf Aremberg hätte Ostfriesland zur Statthalterschaft erhalten, oder auch wenn S. 87. gesagt wird: „die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht" &c.; so sieht man leicht, daß die beiden ersten Versehen bloß Gedächtniß- oder Schreibfehler seyn, da sie Hr. S.' selbst an andern Orten richtig angiebt; und daß bey dem letztern bloß die Wärme der Darstellung den Hrn. Verf. verleitet hat, einen Satz allgemein auszudrücken, der nach den bekannten Begebenheiten des Mittelalters, in denen die Geistlichkeit die königliche Macht einschränkte, seine Ausnahmen hat, und wie unbedeutend ist das alles! Wir berührten es auch nur, um desto eindringender sagen zu können, daß dies durchaus nicht die Seite sey, welche bey der Beurtheilung eines solchen Werks in's höchste Licht gestellt werden muß, weil die Wahl und Stellung der Begebenheiten und die Lebhaftigkeit in der Darstellung weit wichtigere und in mancher Rücksicht weit schwerer zu befriedigende Foderungen an ein historisches Kunstwerk sind. Gewählt sind die Begebenheiten durchaus mit seltener Kenntniß und bewundernswürdiger Klugheit, nichts unbedeutendes hineingezogen, aber keine Begebenheit von einigem Einfluß übergangen. Hr. S. hat selbst die kleinsten Handlungen, (wer weiß es besser als der Geschichtskenner, was diese oft für Einfluß haben) wo er nur irgend eine aufklärende oder bestimmende fand, genützt; z. B. S. 142. wird das Verhältniß zwischen K. Philipp und dem Prinzen von Oran. sehr glücklich durch folgende Anecdote noch mehr enthüllt: als er (Philipp) zu Vlissingen an Bord ging,

1789. und die Großen des Landes ihn am Ufer umgaben, vergaß er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen, und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eignem Antrieb und den rechtmäßigsten Bewegungsgründen gethan. Nein, sagte Philipp, indem er seine Hand ergriff und sie heftig schüttelte, nicht die Staaten, sondern Sie, Sie, Sie! Der Prinz stand verstummt und ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück. An die Stelle jener Reden in alten Schriftstellern hat Hr. S. Verhandlungen des Staatsraths eingeflochten, die den Gang der Sachen herrlich erhellen. Die Stellung der Begebenheiten ist fast unübertrefflich meisterhaft. Man steht durch die ganze Geschichte immer im ganzen Gesichtspunkt. Mit recht angestrengtem Studium hat Hr. S. alle Thatsachen, die jedesmal zur Erklärung der vorliegenden Begebenheiten nöthig waren, so geschickt und so glücklich dem Leser vorgelegt, daß wir ihm hierin sehr wenig Geschichtschreiber an die Seite zu stellen wissen, und zwar thut er dies immer auf eine solche Art, daß man nie aus dem Gange der Geschichte, deren Eigenthümliches gerade unausgesetztes Fortschreiten ist, herauskommt. Man sehe, um nur ein Beyspiel von dieser Behauptung, wovon eigentlich das ganze Buch Beyspiel ist, anzuführen, wie so ganz am rechten Orte er S. 82. die, zur Beurtheilung der ganzen Revolution höchst nothwendigen, statistischen Nachrichten von den Niederlanden anführt. Sie stehen da, als ob Philipp sie gleich nach seinem Regierungsantritt musterte. Auch die sehr schöne Einleitung; die schon im deutschen Merkur abgedruckt stand, führt den Leser so tief in die ganze Scene hinein, daß man sogleich mit allem nöthigen bekannt wird. Freylich ließe sich fragen; ob vielleicht dieser halb begeisterte Eingang wohl mit allem Recht dem epischen Dichter von dem Geschichtschreiber abgeborgt sey, freylich wird manchem Leser die oft zu gedrängte Gedankenfülle dieses Eingangs beynahe drücken, die einem gleichsam ungeheure Felsmassen, welche der Blick nicht auf einmal fassen kann, Schlag auf Schlag, vorwirft, ohne zur Betrachtung von jeder einzelnen Zeit zu lassen. Aber wenn man nicht blos alles voll wahrer und reichhaltiger Bemerkungen findet, sondern wenn auch gar bald das Ganze als das treueste Resultat einer

großen Lectüre und die zweckmäßigste Vorausbelehrung für die folgende Geschichte scheint; so weiß man kaum, ob man noch an die vorhergedachten theoretischen und kritischen Fragen denken soll. — Ueber Lebhaftigkeit der Darstellung dürfen wir wohl dem Publicum, das Hrn. S. Kunst darinn lange kennt, nichts sagen, aber auch auf das genaueste wahr ist es, daß Treue der Erzählung dabey auch nicht das mindeste verloren hat. Auch besteht Hrn. S. Kunst im Darstellen nicht in wohlklingenden Worten; vielmehr ist seine Sprache meistens musterhaft und nur selten haben sich falsche Bilder, fast nie ein unedles hinein verirrt; allenfalls etwa S. 23. prächtige Verzehrung der spanischen Monarchie; S. 61 die Niederlande hörten auf, ihr eigner Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns ward in die Seele ihres Regenten verlegt; S. 203. Eine geschmeidige Klugheit entwarf ihm die Dinge; S. 373. Diese Schandthat konnte nur in dem schlammigten Schooß einer verworfenen Pöbelseele empfangen werden ꝛc. — Die eingeflochtenen Betrachtungen sind deutliche Beweise von richtigen politischen und tiefen psychologischen Beobachtungen; den Reichthum an den letztern hat Hr. S. schon bey vielen Gelegenheiten an den Tag gelegt; nur ein paar Beyspiele S. 63: „Glücklicherweise führen „die entgegengesetzten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigen„nützigsten Menschenliebe oft auf eins, und die bürgerliche Wohl„fahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter „einem Ludwig und August gelegentlich befördert.“ „Das „Gebiet eines denkenden Despoten hat darum oft die lachende „Aussenseite jenes gesegneten Landes, dem ein Weltweiser das „Gesetzbuch schrieb, und dieser täuschende Schein kann das Urtheil „des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführe„rische Hülle auf, so wird ein neuer Anblick ihn belehren, wie „wenig bey der Macht des Staats das Wohl der Indi„viduen zu Rathe gezogen worden, und wie weit ist noch der „Abstand von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen.“ S. 94. „Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der „höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der „die Seele jeder sanfteren Regung öfnet, und denen die Mensch„heit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bey „Philipp“ (bey seinem Regierungsantritt) „längst vorbey oder „niemals gewesen.“ Hieher gehört auch das so wahr geschilderte

1789. Entstehen des Verlangens nach Gewissensfreyheit bey bürgerlich freyen Menschen S. 65, und viele andere Stellen. — Um indessen zu zeigen, wie ganz uneingenommen wir dies Werk gelesen, bemerken wir frey, daß es uns ein mehr glänzender als gründlicher Gedanke scheint, wenn von dem Gerüchte, als habe sich Granvella erboten, Oranien und Egmont, falls um diesen Preis ihre Vergebung zu hoffen wäre, auf den Knien Abbitte zu thun, S. 207 gesagt wird: „Es ist klein und verächtlich, das „Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes zu besudeln; aber „es ist noch viel verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu „überliefern." Eben so frey bemerken wir, daß in manchen Betrachtungen dieser Art, z. B. S. 92. u. a. beynahe eine Abstraction der Einbildungskraft, und eine halb metaphysische Sprache herrscht, die doch wohl kaum der rechte Ausdruck historischer Betrachtungen ist. Auch sind wohl manche Betrachtungen, bey aller ihrer Wahrheit und Fähigkeit, die Geschichte aufzuklären, doch zu lang, und halten daher den Gang der Geschichte auf. Wir wünschten sehr, Hr. S. hätte die schöne Eigenthümlichkeit einiger Alten, die Betrachtungen in die Geschichte so zu verweben, daß sie mit ihr eins scheinen, welche ihm selbst, wie einige obige Beyspiele zeigen, sehr glückt, durchaus zu beobachten gesucht. Um endlich noch ein Beyspiel seiner Darstellung zu geben, wollen wir hier die Schilderung der Bewegungen, welche die Schlacht bey Osterwel unter den in Antwerpen eingeschlossenen Zuschauern derselben hervorbrachte, gewiß eine der seltensten Scenen, die es je gegeben haben mag, und die daher eine solche Beschreibung in aller Absicht verdiente, (S. 442 bis 447) einrücken: „Ehe die Schlacht angieng, ahndete man in Antwerpen nichts von dem Angriff. Der Prinz von Oranien, welcher frühzeitig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorsicht gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Osterwel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er vorgab, die Calvinisten der Stadt nicht versucht werden möchten, sich zu dem Heere des Thoulouse zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholiken dem geusischen Feldherrn nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger wurde, nicht in die Stadt eindränge. Aus eben diesem Grunde wurden auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nichts begriffen, schwebten ungewiß zwischen Neugierde und Furcht, bis der Schall des Ge-

schützes von Osterwel her ihnen ankündigte, was dort vorgehen 1789 mochte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulvergeruch von den schlagenden Heeren zertheilte, das ganze Schauspiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Fahnen unterscheiden, und die Stimmen der Ueberwinder, wie der Ueberwundenen, deutlich aus-einander erkennen konnte. Schrecklicher, als selbst die Schlacht, war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorgieng, erweckte hier oben Frohlocken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfeld konnte man in den Gesichtern der Antwerper abgemalt lesen; Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Sinkenden zu halten, den Fliehenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergebliche Begierde, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Bey dem lebendigsten Antheil, diese Unmöglichkeit ihn zu äußern, diese Ohnmacht bey der heftigsten Leidenschaft, diese Entfernung und diese Gegenwart, es war ein fürchterlicher Zustand. Jetzt flohen die Geusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht; Thoulouse's letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Feuertod mit ihm. Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde zu helfen, der Rache Platz. Lautschreyend, die Hände ringend, und mit aufgelöstem Haar stürzt die Wittwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Brüder zu rächen, oder mit ihnen um-zukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts, als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfeld hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück; Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. Wir sind verrathen, wir sind gefangen, schrien alle. Verderben über die Papisten! Verderben über den, der uns verrathen hat! Ein

1789. dumpfes aufruhrverkündigendes Murmeln durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwohnen, daß alles bisherige von den Katholiken angestellt gewesen, die Calvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben, jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Licht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalt, ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partey fürchtet von der andern, jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind, das Geheimniß vermehrt diese Furcht und dieses Entsetzen; ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlauf sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einfall zum Gerüchte, jeder kleine Funken zur lohen Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Fünfzehn tausend von dieser Sekte setzen sich in Besitz der Meerbrücke, und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughaus genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht dasselbe, ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens. Gleich beym Anfange des Tumults war der Prinz von Oranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhaft durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Gehör flehte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraten, von dem Bürgermeister Strahlen begleitet, dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen, als an Beredsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt ganz Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als, um den Sieger, wer er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden seyn. Umsonst die rasenden Rotten hören ihn nicht, und einer der Verwegensten darunter wagt es sogar sein Feuergewehr auf ihn anzuschlagen, und ihn einen Verräther zu schelten. Mit tumultuarischen Geschrey fodern sie ihm die Schlüssel zum rothen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht, in die Hand des Prediger Hermann zu geben. Aber, setzte er mit glücklicher

Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thäten, in 1789.
der Vorstadt warteten 600 feindliche Reuter sie zu empfangen. Diese Erfindung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht sobald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reuterey aufsitzen ließ, um unter Vergünstigung desselben in der Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Oranien fort, werde mich bey Zeiten in Sicherheit bringen, und Reue wird sich derjenige ersparen, der meinem Beyspiel folgt. Diese Worte zu ihrer Zeit gesagt, und zugleich mit frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die nächsten an diesen wieder, daß endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie niemand nachkommen sahen, die Lust verloren, es mit den 600 Reutern allein aufzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte, und eine tumultuarische Nächt unter den Waffen durchwachte.“ — Wir wüßten kaum ein Werk zu nennen, das bey uns einen dringendern Wunsch, schon die Fortsetzung vor uns zu haben, erregt hätte, als das gegenwärtige.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1789, 16. Februar.

Leipzig.

Bey Crusius: Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten, bearbeitet von verschiednen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller, erster Band, 1788, 274 Seiten in Octav. (18 Gr). Ein sehr unterhaltendes Buch, bei dem schon Herrn Schillers Name Bürge ist, wenn er auch gleich nur Herausgeber bleiben sollte, daß es sehr merkwürdige Scenen treflich darstellen werde. In dem jetzigen Bande ist — die durch Nicol. Rienzi im Jahr 1347 zu Rom erregte Revolution, — des Marquis von Bedemar 1618 gegen die Republik Venedig unternommene Verschwörung (fast wörtlich aus St. Real ge-

1789. nommen) — und die Verſchwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz im Jahr 1478 — enthalten; und wir finden nicht, daß die Verfaſſer die Treue gegen die wirkliche Geſchichte, der unterhaltenden Darſtellung aufgeopfert haben. Noch genauer wird ſich über die Schätzbarkeit des Buchs urtheilen laſſen, wenn Herr Sch. beym zweyten Bande ſeine nähern Anſichten bey der Ausführung wird entdeckt haben.

Halliſche Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1789, 26. Februar.*)

---

*) Vielleicht dürfte nachfolgender Artikel, die damaligen Theaterverhältniſſe betreffend, hier von Intereſſe ſein:

Ueberſicht des heutigen Zuſtandes des teutſchen Schaubühnen=Weſens.

„Brod und Schauſpiele!“ war ſchon der Ruf des alten, ſtolzen Roms; Brod und Schauſpiele iſt noch der allgemeine Ruf, der von der Tyber bis zur Themſe, vom Tago bis zur Newa tönt. Auch in unſerm teutſchen Vaterlande iſt keine Stadt und kein Städtchen, wo nicht eine Schauſpielertruppe, oder eine Schauſpielerbande, ihr Weſen oder Unweſen treibt, oder einmal getrieben haben ſollte. Daß Schauſpiele, und was dem anhängig iſt, ein Gegenſtand, und zwar ein wichtiger Gegenſtand des Luxus, und alſo auch ein Gegenſtand dieſes Journals ſind, bezweifelt wohl keiner von den Leſern, am wenigſten aber der Verfaſſer dieſes Aufſatzes; ob aber wirklich das Gute oder Böſe dadurch gewirkt werde, was die Freunde und Feinde der Schaubühne, dadurch gewirkt wiſſen wollen? — aus dieſer alten unentſchiedenen, und nie zu entſcheidenden Frage, die ſchon ſeit Veltheim, das heißt, ſeit der Wiege der teutſchen Bühne, von G*zen und Anti=G*zen erörtert worden iſt, wollen wir um ſo weniger Zeit und Raum verderben, da ſie ganz relativ iſt, und ganz von der Stimmung und der charakteriſtiſchen Lage des Menſchen abhängt, auf den die Wirkung geſchehn ſoll. Ich glaube, daß mehr wie einmal der Fall exiſtirte, daß zwey Perſonen aus einerley Schauſpiel, mit ganz verſchiedenen Vorſätzen gegangen ſind, und daß vielleicht ein Mädchen aus eben dem Luſtſpiele Aufmunterung und Unterricht zur Hintergehung ihrer Eltern oder Vormünder, oder zur Einfädelung eines Liebesromans hernahm, in welchem eine andre, Warnung und Anlaß zur Reue fand. Es mögten daher für das eine ſo viele Gründe als für das andre vorhanden ſeyn. Wirkt die Bühne alles das Gute, was ſie wirken ſoll? das kann man kühnlich verneinen. Wirkt ſie nicht etwas von Gutem? das kann man eben ſo kühnlich bejahen. Sie reinigt den Geſchmack, ſie übt die Kraft ſelbſt zu denken und zu urtheilen, ſie befördert die Eitelkeit der Seele, ſie iſt

Spiegel unſerer Fehler und Schwächen, und durch ihr treues Gemälde 1789.
der fürchterlichen Folgen, ſchreckt ſie vom Wege des Laſters ab.

In M..m hatte der Sohn eines reichen und knickrigen Vaters dieſem eine anſehnliche Geldſumme entwendet. An eben dem Tage war er in einer Vorſtellung von „Verbrechen aus Ehrſucht." Nach dem vierten Akte legte er ſchon wieder das Geld an ſeinen vorigen Ort. Die Perſonen ſind von Stande, und der Sohn vertraute es nachher ſelbſt einem Freunde.

Die Ueberſicht des heutigen Zuſtandes des teutſchen Schaubühnen=Weſens, zerfällt von ſelbſt in drey Hauptgegenſtände; Schauſpieler, Schriftſteller, Geſchmack des Publikum.

Der Ton, der jetzt auf den teutſchen Schaubühnen, in Rückſicht auf Spiel, Darſtellung und Perſonale herrſcht, und der gute Ton iſt, weil Studium und Treubleibung der Natur, von Steifheit und Afterſchmuck gleich weit entfernt, ſeine Hauptzwecke ausmachen, iſt nicht älter als 49 Jahr. Er ſchreibt ſich von der Schönemannſchen Geſellſchaft her, bey der ſich die Ausbildung deſſelben anhub, der bey der Neuberin nur keimte, bey dieſer Geſellſchaft aber zu Blüthen gedeihte, und die ein eigenes, ſeitdem unnachgeahmtes, Inſtitut, eine Schauſpieler=Akademie hatte, das ein glänzender Beweiß, von dem Eifer ihrer Mitglieder war. Ihr bleibt die Ehre, die Stifterin des teutſchen guten Bühnen=Geſchmacks geweſen zu ſeyn; nach ihr that dieſes keine wieder mit ſo glücklichem Erfolge, und ſo großem Einfluſſe, als die Hamburgiſche Entrepriſe. Eckhof, der unter Schönemann reifte, Eckhof, der noch unerſetzt iſt, und lange, in dem was er Alles in ſich vereinte, unerſetzt bleiben wird, Eckhof war der Vater des Studiums der Rolen, der richtigen Deklamation, der natürlichen Gebehrdenſprache, und der Natur und Wahrheit des Spiels; unter den vielen Zierden der teutſchen Bühne, die ſeyn Beyſpiel und ſeine Lehrer bildeten, will ich nur eine nennen, auf die unſer Vaterland ſtolz ſeyn kann — Iſland!

Madam Starke, kann gewiſſermaßen, als das für die Bildung der Schauſpielerinnen angeſehn werden, was Eckhof den Schauſpielern war. Beyde arbeiteten gemeinſchaftlich, beyde verband unveränderlich, bis an den Tod des deutſchen Roſcius, wechſelſeitige Achtung und Freundſchaft.

Der gute Geſchmack, der von Schönemanns Geſellſchaft ausging, litte verſchiedene Modifikationen und Vervollkommnungen: am meiſten haben ſich darum die Kochſche und Seylerſche Geſellſchaft, letztere vorzüglich im Converſationstone bey ihrem Aufenthalte zu Weimar und Gotha, verdient gemacht. Es würde ſchwer fallen, jetzt eine Bühne nahmhaft zu machen, wo dieſer gute, natürliche Ton nicht anerkannt würde: denn die Winkeltheater und Zigeunerhorden, die unter dem Titel, Schauſpieler, ſich und Teutſchland brandmarken, von denen Städtchen und Dörfer wimmeln, und die wahrer Schaden für das Ganze ſind, rechnen wir nicht zu den Bühnen der Nation. Von den Theatern in den großen Städten, nehme ich Hamburg, Mannheim, Dresden, Berlin, Wien (letzteres im Luſtſpiel und Drama),

1789. als ſo viele Stützen zur Aufrechthaltung des feinen natürlichen Spiels; doch unbeſchadet einer Menge anderer Principalſchaften, und wandernder Geſellſchaften, die treulich auch das Ihrige beytragen. Z. B. die Groß-manſche, die Boſamſche, und das neue Theater zu Maynz und Frankfurt am Mayn, das unter der Direktion eines Künſtlers von Herrn Eccardt-Kochs Talenten und Einſichten, zu großen Erwartungen berechtigt.

Die Anzahl unſrer guten Schauſpieler iſt größer, als die unſrer guten Schauſpielerinnen, ſonderlich im Liebhaberinnen Fache, und naivem Spiele, oder da wo Kenntniß und Umgang der feinen Welt erfordert wird; dieſe Klage iſt ſehr alt, ſie fängt aber an, ſeit einigen Jahren noch merklicher zu werden. Mlle. Witthöft, Madam Adam-berger ꝛc. gehören unter die wenigen, die uns den Verluſt der Lucius, Ackermannin, Jaquet ꝛc. minder fühlen laſſen.

Vielleicht iſt es manchen Leſern nicht unangenehm, hier die Epochen angemerkt zu finden, wo ſich auf dem teutſchen Theater, dieſes und jenes Rolenfach, in ſeiner Güte, anfing.

Mit Eckhof die zärtlichen und gutherzigen Alten; mit Ackermann und Stengel die komiſchen Alten; mit Koch die molieriſchen Alten, und die teutſchen Bauern; mit Mlle. Schönemann die ſanften weiblichen Rolen; mit Bubbers und Brückner, die Stutzer und Marquis; mit Bruck die komiſchen Bedienten; mit Schönemann die franzöſiſchen; mit Madam Brückner, die komiſchen Mütter; mit Kirchhof die Karakterrollen; mit Madam Koch (der Prinzipalin) die Soubretten; mit Madam Huber und Seyler weibliche, große, hohe, tragiſche Rolen; mit Brückner und Döbbelin, männliche Tyrannenrollen; mit Stephanie dem ältern, tragiſche Liebhaber; mit Mlle. Steinbrecherin die naiven Rollen; mit Huck, die Liebhaber in franzöſiſchen Operetten ꝛc.

Die vielen theatraliſchen Reiſen, welche vorzügliche Schauſpieler jetzt von einer Bühne zur andern unternehmen, ſind von einem ſehr ausgebreiteten und weſentlichen Nutzen. Sie ſind nicht allein Sporn des Ehrgeitzes, und Aufmunterung des Schauſpielers, ſondern ſie ſtiften auch eine gewiſſe Communication der vornehmſten Bühnen miteinander, die das Gute einer jeden, durch Wetteifer und Nachahmung leichter überpflanzt. Ein großes Uebel aber, daß dieſe theatraliſche Reiſen, ohne ihr Verſchulden nach ſich gezogen haben, ſind die Bettel-Wallfahrten ſo vieler Taugenichtſe der Bühne, die auf Koſten des Beutels ihrer Kameraden, den Schauſpielerſtand als ein Handwerk anſehen, auf das Müßiggang und Landſtreicherey reiſen kann, und bey deren Gaſtrolen man nicht weiß, was man mehr bemitleiden ſoll, die Caſſe des Direktors, die dem Stümper ſein Viaticum zollen muß, oder die Gedult des Publikums, die ſeine Rolenverhunzung erträgt. Dieſer Mißbrauch hat die Rüge verſchiedener Bühnen verdient; am wirkſamſten war wohl dagegen die Bergopzoomerſche Anſtalt zu Brünn.

Die Anzahl der Prinzipale, welche über gute Ordnung, Oekonomie und Sitten ihrer Truppen, mehr als andere wachen, (es giebt nur wenige, ſonderlich keine ſtehende Bühne, welche nicht ihre eigenen Theatergeſetze haben ſollte) hat zugenommen, ſo wie die Sittlichkeit der Schau-

ſpieler. Eine Folge davon iſt, daß auch in kleinen Städten, der Stand 1789.
der Schauſpieler in größere Achtung kommt. Dieſes ſah man noch kürzlich bey Herrn Henſels Beerdigung zu Freyburg im Breisgau, wie im großen Hamburg beym Grabe der zu frühe verblühten Minna Brandes. Die Zierden der Teutſchen Bühne, werden in Kupfer geſtochen, gekrönt, herausgerufen, von guten und ſchlechten Dichtern beſungen, und auf einigen z. B. Brockmann, Gedächtniß-Münzen geſchlagen.

Teutſchland erhält immer mehr Bühnen, welche nicht vom Eigennutze eines Principals abhängen, und frey von den Nachtheilen eines unſtäten Lebens ſind. Auch im Auslande finden die teutſchen, Teathraliſchen Muſen Beförderung und Schutz. Ein glänzender Beweiß davon iſt, das Kayſerliche Teutſche Theater zu St. Petersburg.

Schuchs Geſellſchaft war die erſte welche Balete gab, und es war eine Zeit, wo eine Geſellſchaft, Schauſpiel, Singſpiel, und Balet, nothwendig vereinigen mußte, da denn, bey einem gewöhnlich geringen Perſonal, immer eins oder das andere, und oft alle drey Fächer ſtümperhaft ausfielen. Seit einiger Zeit fangen alle die Privat-Direktoren an, dieſes einzuſehen, und ſich zum Beſten des Ganzen, auf Schauſpiel, und Singſpiel einzuſchränken.

Mit dem Aufwande unſers Zeitalters ſind auch die Gagen der Schauſpieler zu einer ſo anſehnlichen Höhe geſtiegen, daß ihr Abſtand von den Gagen der vorigen Zeiten, eines Schönemanns, Kochs, ungeheuer iſt, und ſich gewöhnlich mit dem Bankrut der Privat-Direktoren endigte. Eckhof hatte in ſeiner Jugend, als er ſeine glänzende Laufbahn ſchon zu wandeln anfing, und ſchon erſte Rolen ſpielte, nicht mehr als fünf Gulden wöchentlich. Von dieſem Maaßſtabe gehe man aus, und vergleiche, um ſich die Sache recht anſchaulich zu machen, den jährlichen Beſoldungs-Etat, von zwey Schaubühnen, aus zwey verſchiedenen Gegenden Teutſchlands.

Theater des Herrn Grafen Seeau zu München.

Mad. Antoine	1200	fl.	Hr. u. M. Marchand	3600	fl.
” Bernhard	1500	”	” Neuer	100	”
Herr Caro	900	”	Mad. Neuhaus	1200	”
” Cars	100	”	Hr. Nieſer	400	”
” Grunewald	100	”	Mad. Perrie	500	”
” u. Mad. Heigl	2000	”	Hr. Piloti	1100	”
” Huck	1500	”	” u. Mad. Pippo	1000	”
Mad. Kammerloher	500	”	” ” ” Peyerl	1300	”
Hr. Lambrecht	1000	”	” Schilling	400	”
Mad. Lang die ält.	400	”	” Sennefelder	1100	”
” ” die jüng.	800	”	” Urban	600	”
Hr. Langlois	1000	”	” Weiſſe	120	”

Theater des Herrn Bondini zu Dresden.

Hr. Reinecke (nun tod)	1600	thlr.	Hr. Drewitz	500	thlr.
” Brückl u. Familie	1040	”	” Nabel	728	”
” Schirmer ”	700	”	” Emrich	600	”

1789. Hr. Thering	900 thlr.		Hr. Schauwärt	600 thlr.	
⸗ Löſenberg und Tochter	1000	⸗	Mad. Albrecht	1000	⸗
⸗ Zucker	364	⸗	⸗ Koch	800	⸗
⸗ Henke u. Frau	800	⸗	⸗ Seconda	312	⸗
⸗ Ulrich	208	⸗	Mamſell Warm	260	⸗

Herr Kriegsrath Bertram aus deſſen Annalen des Theaters dieſe Liſten entlehnt ſind, verſichert, daß die Gagen des Königlichen Nationaltheaters zu Berlin, die höchſten von allen ſind, welche gegeben werden, und verſpricht ihre Bekanntmachung. Man hat bey verſchiedenen Bühnen Penſions-Anſtalten für verarmte und abgelebte Schauſpieler zu errichten verſucht, allein troz aller wohlgemeynten Plane, hat noch keine Beſtand gehabt. Sie würden allerdings eine vortrefliche Anſtalt ſeyn, da der Geiſt der Sparſamkeit, der anſehnlichen Gehalte ohngeachtet, in keinem Lande auf dem Schauſpieler ruht, und der gewöhnliche Schluß ſeiner Laufbahn, Armuth und Noth im Alter, oder auf dem Krankenbette iſt. Die Fälle ſind ſehr ſelten, wo die Erben eines Schauſpielers, (wie vor einigen Jahren in einer Gegend am Rhein) ſeiner nahmhaften Verlaßenſchaft wegen citirt werden. Nur zwey Beyſpiele von Penſionen ſind mir bekannt: der nun verſtorbene Herr Heydrich zu Wien, und Madam Böck vom ehemaligen Gothaiſchen Hof-Theater.

Einen gleich ſtarken Einfluß hat der Aufwand des Zeitalters auf die Garderoben gehabt. Die Epoche der wollenen, raſchenen, und papiernen Kleider, iſt, auf anſehnlichen Bühnen, längſt vorüber; unächte Treſſen machen nicht mehr den höchſten Staat der Prinzen und Hofleute aus: Samte, Atlaſſe, Modefarben, ächtgeſtickte Kleidungen, ſind an ihre Stelle getreten, und vielleicht ſind wir dem Augenblicke nahe, wo man auch mehr, auf Beobachtung der Trachten nach den Jahreszeiten ſehn, und das Auge nicht mehr durch einen Samtrock neben einen taffetnen ärgern wird, was auf mancher Hauptbühne noch oft der Fall iſt. Strenges Coſtüme, (Ariadne in Gotha, und Göz von Berlichingen in Hamburg, ſind die erſten Epochen davon) herrſcht auf unſern Theatern, und wir thun es oft darinnen den ausländiſchen, in unſern Schauſpielen aus der National-Geſchichte, zuvor.

Die Anzahl geräumiger und geſchmackvoller Schauſpielhäuſer, hat ſehr beträchtlich zugenommen, und neben dem Mannheimer, Leipziger, Wiener, Frankfurter, Hamburger, Prager, ſind, faſt in jeder Gegend Teutſchlands, neue Schauſpielhäuſer, und ſogar in fremden Ländern, bis in Ofen und Temeswar entſtanden. In den Decorationen herrſcht mehr Geſchmack, ſonderlich zeichnete ſich Quaglio darinnen aus. Bey der Neigung des Publikums zu Stücken aus der National-Geſchichte, und zu ſolchen, welche reich an Theater-Prunk und Maſchinen-Weſen ſind, iſt das Amt eines guten Theatermalers und Theatermeiſters, weit ausgebreiteter geworden, und ſchränkt ſich nicht mehr bloß auf Zimmer, Saal und Wald, wie ehedem, ein, ſondern erfordert auch Kenntniſſe der Geſchichte und des Coſtüms.

Was die jetzige Verfaſſung unſrer Theatraliſchen Litteratur

betrift, ſo werden uns einige Blicke in ihr erſtes Alter, die beſten 1789.
Standpunkte zu ihrer Ueberſicht geben. Mit Leſſing hub ſich 1747, unſre Komödie zuerſt empor. Er war es, der ihr Dialog und Laune, und die Kunſt gab, Karakter zu entfalten und durchzuführen. Auch er ſchuf, mit Brittiſchen Geiſte, bey uns das bürgerliche Trauerſpiel. Weiße und Hiller gaben der komiſchen Oper das Daſeyn; ſeitdem hat die Liebe zum lyriſchen Theater ſo heftig zugenommen, daß man nicht genug ſingbare Sachen, herbeyſchaffen kann, und ſeine Zuflucht zu den Franzoſen und Italienern und ſelbſt zu geradbrechten Ueberſetzungen nehmen mußte, indem nur wenige der letzten mit Eſchenburgs, Bocks und d'Ariens Geiſte gedollmetſchet ſind. Wieland verdanken wir die höhere Oper; Göthen und Gottern Ernſt und Rührung in der Operette. Rouſſeaus Pygmalion ſchuf das Melodrama, worinn Brandes und Gotter die erſten Muſter, in Ariadne Medea aufſtellten, die für Madam Brandes und Madam Seyler gearbeitet wurden; in der Role der Medea zeichnete ſich nachher auch Madam Sacco aus. Seit einigen Jahren ſcheint die Mode der Melodramen und Duodramen mehr zu fallen, als zu ſteigen. Göthe bereicherte unſere Bühne, durch etwas Eigenthümliches durch ſeinen glücklichen Verſuch aus der Nationalgeſchichte mittlerer Zeiten, Götz von Berlichingen. Die Agnes Bernauer hat nach ihnen das meiſte Glück gemacht; Schröter brachte durch ſeine Ueberarbeitung des Hamlets, die Schakespearſchen Stücke mit großem Erfolge auf die Bühne; Gotter lehrte, wie man die beßeren ausländiſchen Schauſpiele, im eigentlichen Verſtande, verteutſchen, und mit Gewinn auf unſern Boden über pflanzen ſollte. Meißner, Mylius und Jünger, haben dieſes mit gleichem Glücke gethan, und eine bloße, wörtliche ſteife Ueberſetzung eines ausländiſchen Stückes, iſt, Dank ihnen! Seltenheit geworden. Schillers Räuber öfneten einer eignen, neuen Klaſſe von Schauſpielen aus dem gemeinen bürgerlichen Leben die Bahn. Die Leidenſchaften ſprechen heißer in Klingers, Lenzens, Schillers Stücken; eine andere neue Gattung von Schauſpielen, die Familien=Gemählde, hat Iſland mit dem größten Erfolge bearbeitet.

Der Leſer hat hier die Entſtehung der verſchiedenen Gattungen von Schauſpielen vor ſich, welche jetzt auf teutſchen Theatern gänge und gebe ſind: zieht man nun das Reſultat, aus der Menge von theatraliſchen Schriften, womit wir von Meſſe zu Meſſe überſchwemmt werden, ſo wird man finden, daß der guten Originale immer weniger, der Verpflanzungen fremder Stücke immer mehr werden; daß heroiſche und gereimte Trauerſpiele faſt ganz verſchwunden ſind; daß die Zahl der Singſpiele auch etwas abzunehmen anfängt, daß wir hingegen einen Ueberfluß an Luſt= und Schauſpielen haben, wobey dem Mangel an guten Nachſpielen noch immer nicht abgeholfen iſt. Unter unſern guten neuen Stücken, genießen gewiß die Jüngerſchen eines, faſt allgemeinen Beyfalls. Er und Wetzel könnten unſer Destouches ſeyn.

Die Zahl der kritiſchen Bühnen=Schriften ſcheint ſich zu verringern. Wenigſtens war ihre Menge vor einigen Jahren weit beträchtlicher, und faſt jede vorzügliche Truppe hatte ihren Cenſor oder Lobredner. Solchen Kritiken klebt gewöhnlich das Lokale und die

1789. Partheylichkeit an, weil der Verfasser immer in enger Verbindung mit einzeln Mitgliedern steht. Die Litteraturbriefe fiengen zuerst an, Schauspiele zu zergliedern; die Empfehlung der vermischten Karakter haben wir ihnen zu danken. Lessings Dramaturgie, und Sonnenfels Briefe zeigten wie Schauspiele, Schauspieler, und Vorstellungen beurtheilt werden sollen; wenige von den andern Dramaturgien besitzen die Verdienste dieser beyden Schriften. Die Theater-Kalender, Theaterzeitungen, Annalen des Theaters, enthalten das Resumé der verschiedenen Vorfälle der Theater-Welt, die Uebersicht des Bestandes eines jeden Theater-Jahres. Die Materialien zu einer künftigen Fortsetzung der Schmidtischen Chronologie, der Plümickischen Geschichte des Theaters, und der Knniggeschen Dramaturgischen Blätter, glaube ich, unter den neuen, erwähnen zu müssen. Die theoretischen Schriften von Marmontel und Mercier, von Corneille und Riccobini besitzen wir in Uebersetzungen: aber wenige teutsche Schauspieler lesen solche Schriften, und achten nicht auf die Lehren welche sie enthalten.

Ich komme nun auf den Theatralischen Geschmack des Publikums. Natürlich läßt sich darüber nichts bestimmtes sagen, da unser Publikum nicht wie das Pariser und Londner, aus Einem sondern aus unzähligen Parterren besteht, und wir eben so wenig ein National-Theater, als National-Parterre haben, das sich als allgemeine Richtschnur anerkennen ließe, und von dem man in seinem Urtheile ausgehn könnte. Die einzigen Folgerungen, die sich auf das Ganze, mit Sicherheit abstrahiren laßen, müssen aus den Einnahmelisten der Bühnen hergenommen werden. Sie treffen freylich nur den großen Haufen, weil die Kenner in allen Parterren so dünn gesäet sind; und da findet sich dann, daß die Einnahmen immer am wichtigsten bei Stücken ausfielen, welche einen Troß von Theaterprunk, Maschinerien, Aufzügen, Leichenbegängnissen, Gespensterchören, Paradebetten, Turnieren, Feldlager rc. nach sich schleppen, und das nächst ihnen alles was Singspiel heißt, (auch selbst das berühmte, alte, Der Teufel ist los) die Kasse der Direktoren stärker füllte, als wahres simples Trauerspiel ohne Prunk, oder ein Lustspiel, das nicht mehr den Reiz der Neuheit, sondern nur Feinheit und Witz hatte. Es ist eine allgemeine Klage der Direktoren von einem Ende Teutschlands zum andern, daß das Publikum immer nach neuer Speise lüstert, und dadurch die Prinzipale zwingt, das Gedächtniß der Schauspieler stets mit neuen Rolen zu bestürmen, denen sie, durch die Ueberladung ohnmöglich die nöthige Zeit, und das erforderliche Durchdenken wiedmen können. Unser Publikum ist nicht wie das Pariser, das einem theatralischen Meisterstücke, wenn es sich gleich aus Ludwigs XIV. Jahrhundert herdatirt, noch immer gleiche Aufmerksamkeit schenkt, wenn es vortreflich gespielt wird. Wie kalt ist es oft, wie leer bleibt manches Hauß, zur Schande der Nation, bey einem ältern guten Stücke, von Leßing, Engel, Weiße. Wahrhaftig Schikaneder hatte so Unrecht nicht, daß er auf den originellen Einfall kam, Graf Waltron im freyen Felde zu tragiren, und vielleicht ließe sich der Unsinn auf manchen Komödienzetteln sehr triftig dadurch entschuldigen, daß der Principal wußte, wie sein Publikum beschaffen war,

und welches Hebels er bedurfte: als Ilgener ankündigen ließ, die Jagd oder das Donnerwetter: Minna von Barnhelm oder der Major mit dem steifen Arme; so kannte er sein Publikum, und wußte, daß ihm das Donnerwetter und der steife Arm Zuschauer bringen würde. Was den Geschmack des Publikums, in Rücksicht der Bildung des Schauspielers selbst, anbetrift, so bleibt ohnstreitig dem Leipziger und Hamburger Parterre, die Ehre, in dem Anfange der guten Geschmacks-Epoche das meiste zu der Verfeinerung des Spiels und Tons gewirkt zu haben. Ich erinnere mich wo gelesen zu haben, daß wenn die höchste Zahl des Applaudirens 100 wäre, so würde man folgende Berechnung von dem Beyfall der mehresten jetzigen Parterren Teutschlands geben können: 1789

Gute Lunge	60	
Schreyn beym Abgange . .	100	
Feine Nüancen	1	oder 0
Gutes Mienen-Spiel . . .	5	
Grimasse	90	

Ich lasse diese Berechnung in ihrem Werthe oder Unwerthe, allein ich glaube, daß über Applaudiren und wahren ehrenden Beyfall, dem Schauspieler nichts besser, ans Herz gelegt werden kann, als folgendes Bruchstück, aus einem Briefe des seel. Eckhofs an Nicolai, der überhaupt viele treffende Wahrheiten enthält: „Die süßeste Belohnung „des Fleißes, die stolzeste Zufriedenheit des Künstlers, ist ohnstreitig „wohl die Gerechtigkeit, welche ihm solche Kenner wiederfahren lassen, „von denen er mit Recht befürchten kann, und als Mensch mit Recht „befürchten muß, daß sie vieles, wie Gellerts Maler, mit gutem Grunde „tadeln können; zumal da der laute Beyfall, sowohl als der Tadel des „großen Haufens, und besonders in meinem Metier, oft so schwankend „und unbedeutend ist, daß Leßing wohl sagen mochte: wir haben wohl „Schauspieler aber keine Schauspielkunst, und wenn wir eine gehabt „haben, so ist sie verlohren gegangen. Wie oft hängen nicht Lob und „Verachtung bey der Komödianterey, in den Augen der öffentlichen „Kunstrichter von Dingen und Umständen ab, die eigentlich zur Kunst „nicht gehören, und als Dekorationen derselben betrachtet werden sollten. „Eine Thräne, die ich aus einem empfindenden Herzen erpreßte, ein „Lächeln, das ich einem denkenden Manne abgezwungen, habe ich daher „immer für einen weit untrüglichern Probierstein gehalten, und läugne „deswegen das innere Vergnügen nicht, das ich auch in meiner Schlaf„mütze empfand, als ich Thränen in Ihre Augen lockte, und es mir „nachher gelang, die Wehmuth ihres Gesichts durch ein aufgeheitertes „Lächeln zu verdrängen, ohne die Requisiten, welche so viele meines „Metiers für die unentbehrlichsten Stücke halten, und ohne diese keine „Wirkung zugestehn, zu meiner Hülfe zu haben, obgleich ich selbige für „kräftige Mitwirker halte ꝛc.“

Es würde dieser Uebersicht des jetzigen teutschen Bühnen-Zustandes ein sehr wesentliches Stück abgehn, wenn ich nicht auch der vielen gesellschaftlichen, Liebhaber- und Privat-Theater erwähnte, welche Liebhaberey, Geschmack und Kenntnisse, unter allen Volksklassen ver-

1789. breiten. Selbſt Perſonen vom erſten Range, haben den dramatiſchen Produkten des Vaterlandes, den Vorzug vor den Schauſpielen der Ausländer gegeben, die ſonſt, gewöhnlich, der Gegenſtand ihrer Privatbühnen waren; ein redender Beweiß, daß ſie entweder bekannter mit den Arbeiten unſrer Genies, oder daß dieſe anziehender geworden ſind. Die geſellſchaftlichen Bühnen haben ſich ſo ausgebreitet, daß es wenige Städte giebt, wo man nicht eine oder mehrere antreffen ſollte. Es iſt eine Beſchäftigung, die Anfangs läſtig ſcheint, die aber durch tauſend kleine Nebenumſtände und Rückſichten, Annehmlichkeiten in Menge erhält. Dresden, Wien, Prag, Leipzig, Ellrich, Gotha, Weimar, Meiningen, Lüneburg, Braunſchweig, Magdeburg, Kiel, Hannover, Sachſenfeld, Berlin, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Maynz, Bremen, Neuburg, Dürkheim, Eiſenach, Darmſtadt, Naſſau=Weilburg, Hanau, die Akademien zu Jena, Altorf, Gieſſen, Göttingen, Halle, Marburg, erinnern ſich mit Vergnügen ihrer Liebhaber=Theater, oder ſind noch ſtolz darauf. Selbſt einige Philanthropien, z. B. das zu Heidesheim, geben Privatvorſtellungen; wir haben Beyſpiele von Kinder=Theatern, und jede Meſſe liefert Kinder=Schauſpiele. ¿ Wem fallen hier nicht die vortreflichen Arbeiten des Herrn Weiſſe, in dieſem Fache ein, die ſo ganz ihrem Zwecke angemeſſen ſind? Das älteſte teutſche Theater, und überhaupt jedes, war urſprünglich nichts weiter, als eine Liehaber=Bühne.

R — d.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1789, Februar, pag. 58—75.

Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verſchiedenen Verfaſſern, geſammelt, und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erſter Band. Leipzig bey Siegfried Lebrecht Cruſius. 1788. 274 S. in 8.

Herr Schiller liefert hier ein eben ſo unterhaltendes, als belehrendes Leſebuch, welches ſich unter anderen Schriften ähnlichen Inhalts ſehr vortheilhaft auszeichnet. Der Urſprung, und das Ende der Rebellionen werden hier nicht nach gewöhnlicher Art, das iſt, bloß nach der öfters ſehr fabelhaften Angabe älterer Schriftſteller, und ohne eigene Prüfung, ſondern ganz philoſophiſch erzählt, und behandelt. Die Verfaſſer dringen in die erſteren Veranlaſſungen der Rebellionen, welche theils in der Staatsverfaſſung, theils in den Charakteren der Aufrührer ihren Grund

haben, und da Revolution selbst oft sehr weit vorgehen, eben so 1789.
tief, und gründlich ein, als sie die Charaktere der handelnden Personen scharfsinnig, und lebhaft zeichnen. Den ersten Platz dieses Bandes nimmt die vortrefflich verfaßte Geschichte der Revolution ein, welche in Rom durch Nicolaus Rienzi im Jahr 1347 bewirkt worden. Dieser Mensch, dessen Seele in mehreren Rücksichten wahrhaft kleinlich war, den seine Geburt zu dem niedrigsten Pöbel verwies, dessen bemerkbarster Geistesvorzug in einer ungeheuern lebhaften Einbildungskraft bestand, versetzte Rom, von Umständen begünstigt, eine Zeit hindurch in einen Zustand, der sonst nur das Resultat einer mehr als hundertjährigen weisen Regierung zu seyn pflegt; zerstäubte den eisernen Despotismus des römischen Adels beynahe gänzlich; und vielleicht wäre Rom wieder zu einem Theile seiner ehemaligen Größe hinangestiegen, wenn Rienzi ein klügerer Kopf gewesen wäre, wenn er nicht nur einzelne Tugenden, sondern die wesentlichsten Eigenschaften eines Reformators und Herrschers besessen hätte. Was alle Geschichtschreiber der damahligen Zeit von dem in wenigen Tagen verbesserten Zustande Roms erzählen, hat soviel Romanhaftes an sich, daß man sich Mühe geben muß, es zu glauben. S. 49: „Im Handel wurde die strengste Gewissenhaftigkeit beobachtet; die Kaufleute sagten von ihren Waaren: dieß ist gut, dieß ist schlecht, und ihr Wort war die Wahrheit selbst. Von Diebstählen, und Räubereyen hörte man nicht reden; gingen ja welche vor, so war der Tribun — Rienzi — unermüdet in Verfolgung der Thäter, und wenn sie seinen Nachsuchungen entgingen, so ersetzte er selbst, gleichsam um sich für diese Saumseligkeit zu bestrafen, den Werth der geraubten Dinge. Die Fuhrleute ließen ihre Güter auf den öffentlichen Straßen liegen, und waren sicher, daß sie den folgenden Tag alles wiederfanden. Fielen Streitigkeiten unter Privatpersonen vor; so wurden sie augenblicklich dem Tribun vorgelegt, der sie durchgängig nach dem Wiedervergeltungsrechte entschied. Schlag für Schlag, Auge für Auge, Leben für Leben; das war die allgemeine Richtschnur. Aber zugleich waren öffentliche Friedensstifter, oder Versöhner — pacarii — niedergesetzt, welche den Beleidigten, oder seine Freunde, und Verwandten, die für ihn klagten, zu bereden suchten, etwas von der Strenge ihres Rechts abzulassen. Nur in dem Falle, daß sie auf die ganze Strafe bestanden, wurde

1789. sie wirklich an dem Beklagten vollstreckt, sodann aber mußten sich die beyden Parteyen umarmen, es wurde an keine Feindschaft mehr gedacht, und dieß alles war gewöhnlich in einer halben Stunde abgethan. Auf diese Weise wußte er selbst die italiänische Rachsucht zu mildern." Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, so verdient es nichts desto weniger bewundert zu werden, und würde allein schon hinreichen, den Nahmen Rienzi der Nachwelt ehrwürdig zu machen, wenn dieser Mann nicht in der Folge, wie alle glückliche Fanatiker, Heucheley und List mit Schwärmerey, und Unsinn verbunden, und dadurch sich, und seinen Verordnungen, und Anstalten den Untergang bereitet hätte. II. Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618. Daß der glückliche Ausgang einer Rebellion nicht von den großen Talenten des Anführers, sondern vielmehr von einer besonders glücklichen, und seltenen Vereinigung der Umstände abhange, beweist die Geschichte dieser Verschwörung. Besaß je ein Mann alle zu einem solchen Unternehmen erforderliche Eigenschaften in hohem Grade; so war gewiß der Marquis von Bedemar, Spanischer Gesandte in Venedig, dieser seltene Mann; und doch mißlang die Unternehmung. Um unsern Lesern zu zeigen, wie fein, und treffend die Herren Verfasser die charakteristischen Züge ihrer Helden darzustellen wissen, wollen wir nur ein kurzes Gemählde von dem Charakter Bedemars einrücken. S. 111. „Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm nichts entgangen war, was in den alten und neuen Geschichtsschreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menschen beytragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bey ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten, und die Ähnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage, und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinne, so ging er der Quelle seines Irrthums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihm die sichern Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände erkennen gelehrt, welche weit umfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Muthmassungen von der Zukunft galten bey dem Spanischen Staatsrathe fast für Prophezeiungen, so sehr hatte diese beständige

Übung von Lesen, eigenem Nachdenken, und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der großen Geschäfte, verband er die seltensten Fähigkeiten, damit umzugehn; einen wunderbaren Instinkt in Beurtheilung der Menschen; (warum soll denn aber diese seiner Eigenschaften Instinkt seyn?) die Leichtigkeit, mit unwiderstehlichem Reitze sowohl zu schreiben, als zu sprechen; die Mine der Fröhlichkeit, und der Offenheit, mehr feurig, als ernsthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt, ein gefälliges, und freyes Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimniß der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freyheit des Geistes mitten in den heftigsten Erschütterungen." — III. Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz im Jahre 1478. Wer sich nur oberflächlich der edlen Sprossen erinnert, die aus dem Stamme Medicis zum Besten der Menschheit wuchsen, der wird, nachdem er diese Verschwörungsgeschichte ganz durchlesen hat, der Fürsehung danken, daß sie dieses Geschlecht nicht zum Opfer ihrer Feinde werden ließ, und eine Verschwörung vereitelte, die sich dadurch von anderen Begebenheiten ihres gleichen in der Geschichte der Menschheit auszeichnet, daß vier mächtige Leidenschaften, jede einzeln stark genug, die Triebfeder einer Verschwörung zu seyn, Eigennuz, Ehrgeitz, Liebe, und Rache, in ihr vereint wirkten. Z. 1789.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1789, 1. April.

Jena. — Desgleichen ist der Sachsen-Weimarische Rath, Hr. Friedr. Schiller, gleichberühmt im dramatischen als historischen Fache durch seine Trauerspiele, die Räuber, die Verschwörung des Fiesko, Don Carlos, durch die Herausgabe der Thalia und durch die meisterhafte Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, als außer-

1789. ordentlicher Professor der Philosophie auf hiesiger Universität angestellt worden.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1789, 19. April.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller.. Erster Band. Leipzig bey Siegfried Leberecht Crusius. 1788. 548 S. in 8.

Diese merkwürdige Geschichte ist zwar schon öfter bearbeitet worden: aber noch fehlte die Meisterhand, welche die übrig gelassenen leeren Plätze ausfüllen, die anscheinenden Widersprüche heben, die isolirten Begebenheiten an die übrigen anknüpfen, und die schrecklichen Auftritte dieser niederländischen Tragödie mit den eigentlichsten Farben schildern sollte; es fehlte uns noch eine Geschichte dieses Abfalls, welche die Grundursachen dieser großen Revolution, und die ersten gering scheinenden Anfänge, aus denen sie allmählig hervorging, mit möglichster Sorgfalt, und Genauigkeit aufdeckte; welche den Leser, ehe er zu den Hauptperioden dieser Geschichte fortschreitet, mit den handelnden Personen, und dem Schauplatze, auf welchem sie wirken, so bekannt, und vertraut machte, daß er sich die meisten der im Fortschritte der Handlung vorkommenden Ereignisse ohne viel Nachdenken als ganz natürliche Wirkungen der schon erzählten Ursachen, und gleichsam als nothwendig folgende Resultate erklären kann. Diese wichtigen, und schweren Forderungen scheint Hr. Schiller gänzlich zu erfüllen; wenigstens läßt dieser erste Band, welcher, da er die vorbereitende Epoche enthält, gewiß am schwersten zu bearbeiten war, ein meisterhaftes Ganzes erwarten. Die seltensten Eigenschaften eines Geschichtschreibers, die sich an andern nur einzeln finden lassen, scheinen in ihm vereinigt zu seyn: eine große Belesenheit von einem tiefdringenden Scharfsinne begleitet, der nie in unnütze Grübeley ausartet; ertheilt seinen Erzählungen Wahrheit, seinen Raisonnements Gründlichkeit, und macht selbst seine Muthmassungen wichtig, und zu Quellen neuer Wahrheiten; sein langsames, unübereiltes Fortschreiten, sein emsiges Aufsuchen der ersten Veranlassungen dieser Revolutionen, und seine kunstlose,

präcise Sprache, die sich nur dann erhebt, und bilderreich wird, 1789.
wenn schon entdeckte, und erwiesene Wahrheiten und Ereignisse in helleres Licht zu setzen, und anschaulich zu machen sind, und überhaupt die historische Kälte, die Recensent von dem feurigen Dichter Schiller nie erwartet hätte, beweisen, daß der Geschichtschreiber den Dichter noch weit übertreffen werde, und daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn könne, ohne deswegen eine Geduldprobe für den Leser zu sein. Gegenwärtiger erster Band enthält drey Bücher; das erste, welches der Hr. Verfasser Einleitung nennt, ist in Rücksicht der zwey darauf folgenden eben so wichtig, als es diese in Rücksicht der ferneren Geschichte sind. In dieser Einleitung werden alle Unruhen, welche schon unter der Regentinn Margaretha von Parma erfolgten, in ihrem Keime gezeigt; so wie die zwey darauffolgenden Bücher: Margaretha von Parma, und Verschwörung des Adels den Grund zur niederländischen Freyheit legen. Rec. bedauert, daß es der Raum nicht zuläßt, die drey Theile dieses Bandes mit allen ihren wesentlichen Schönheiten nicht darzulegen. Allein er will ja nur dieser würdigen Schrift viele Leser werben, und dieses zu bewirken reichen einige Stellen hin. In der Einleitung S. 99 schildert der Verf. die Spanische Inquisition auf folgende Weise: —

(Folgt ausführliches Citat.)

Nun nur noch eine Stelle, welche von dem Scharfsinn des Herrn Verfassers, und von dem tiefsehenden Blicke, womit er die ersten Veranlassungen der Begebenheiten durchschaut, einen geltenden Beweis ablegt. Viele Geschichtschreiber glauben die Triebfedern der Bilderstürmerey, welche unter der Statthalterschaft der Margaretha von Parma die niederländischen Kirchen verwüstete, in der Versammlung vieler niederländischer Edlen zu st. Truyen zu finden. Allein Hr. Schiller zeigt, daß diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie ans Licht trat, daß sie ganz natürlich aus den Umständen, die ihr vorher gingen, geflossen sey.

(Folgt ausführliches Citat.)

1789. Diese beyden Stellen verrathen den Geist des Hrn. Verf. deutlich genug, und machen gewiß nach der baldigen Fortsetzung dieser Geschichte lüstern. M.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1789, 29. April.*)

Zweybrücken. Hier treibt ein Herr Graubner, unter dem sich noch ein Herr Krumm, und eine Madame Kaltbauer rc. befinden, sein Wesen oder Unwesen auf dem sogenannten Nationaltheater. Von dem Geschmack des Herrn Graubners legt folgende Anmerkung zu Kabale und Liebe auf dem Komödienzettel, eine kleine Probe ab; es verräth viel Zutrauen zu dem Geiste seines Publikums, wenn man es auf die Schönheiten eines Stückes, gleichsam mit der Nase stößt:

---

*) Wir geben hier:

Geburtsjahr und Geburts- (nicht Tauf-) tag Schillers.

1759. den 10t 9br. zu Marbach
Johann Christoph Friedrich

Taufzeugen
Herr General von Gabelenz
— Brgmstr. Hartmann in Marbach
— — Kübler in Vaihingen
— Johann Friedrich Schiller
Frau Ehrenmännin
Jungfer Sommerin
— Bilfingerin in Vaihingen
— Wernerin von dan
— Wolfingin in Marbach

Nachher sind darzu angegeben
Herr Obrist von Rieger

Aus dem von Johann Caspar Schiller, dem Vater unseres Dichters, verfaßten und eigenhändig geschriebenen „Curriculum vitae meum, Solitude, den 17t. May 1789."

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Hannover, 1857, 6. Band, pag. 221.

„Wie sehr sich Schiller um die teutsche Bühne verdient gemacht, ist zu bekant, um eines Beweises zu bedürfen. Die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe, sind wohl die einzigen Stücke, in ihrer Art, so auf der Bühne Aufsehen gemacht, und wie weit sind sie von einander unterschieden, weis nur der zu beurtheilen, der selbst denkt, empfindet und handelt. — Sein erstes Kind stund mit allgemeinem Beyfalle auf der Bühne Teutschlands. Ein Fiesco kam und machte den Rang streitig. — Und Kabale und Liebe? — O! Vater beyder Kinder! — Wo kann die Natur stärker seyn als in diesem Bilde? — Wo Gang und Einheit mehr als hier? — Geschildert nach dem Leben der Menschen! — Geschildert nach unserm Jahrhundert! — Geschildert nach der plastischen Natur, und dem Lauf der jetzigen Tage! Haß, Verfolgung, Gewinnsucht im Karakter des Präsidenten. — Anstand, Würde, im Bilde seines Sohnes. — Warmes Gefühl, Mitleiden und Rache einer Lady Millford? Wer würde die Natur göttlicher schildern als Schiller hier? — Und was kan dem getäuschten Zuschauer reizender seyn, als im Ganzen das Bild des Lebens zu sehen? — Was dem Kenner angenehmer, als die Lehre der Folgen von Haß, Leichtgläubigkeit und Eigennutz? — Was dem Fühlenden bedeutender, als die Worte einer Lady: „Ich habe Kerker gesprengt, Todesurtheile zerrissen, und manche entsezliche Ewigkeit auf Galeeren verkürzt.“ — Was dem Empfindsamen fühlender, als die Worte eines sterbenden Sohnes: „Eine Gestalt wie diese, stehe vor deinem Grabe, wenn du aufstehst, — und neben Gott, wenn er dich richtet.“ 1789.

Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo Weisheit ewig nüzt und Toren schaden kann.
Haller.

Graubner.“

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1789, August, pag. 341—342.

1789. **Leipzig.**

Thalia, herausgegeben von Schiller. Erstes bis siebentes Heft. Bey Göschen 1785—1789.

Die verspätete Anzeige dieser periodischen Schrift gewährt uns den Vortheil, von verschiedenen Stücken mehrere Fortsetzungen mit Einem Blicke übersehen zu können. Bey den frühern, schon bekannten, Heften wird eine kurze Anzeige hinreichend seyn. Von der anfänglichen Idee, dieses Journal vorzüglich dem Theater zu widmen, die auch den Namen desselben veranlaßt hatte, ist schon im zweyten Heft abgegangen: nur das erste enthält noch Theaternachrichten; indessen hat es dadurch an Interesse nicht verlohren. Im ersten Heft bemerken wir ausser dem Anfange von Don Carlos, den wir, sowie die Fortsetzung in den folgenden Blättern, hier übergehen, vorzüglich: Eine Vorlesung über die Frage: was kann eine gute, stehende Schaubühne eigentlich wirken? voll von nicht neuen, aber mit Nachdruck und Würde gesagten, Wahrheiten über den moralischen Werth eines guten Theaters. Im zweyten Hefte drey Gedichte: an die Freude, Freygeisterey der Leidenschaft und Resignation, die alle drey bey einem ganz entgegengesetzten Charakter die kühne Hand desselben Verfassers verrathen, und nur durch kleine Incorrectheiten und Dunkelheiten an ihrer Schönheit hie und da etwas verliehren. Selbst bey denen, die die schaudervolle Erhabenheit in den beyden letzten Stücken ganz fühlen, möchte doch eine leise Stimme gegen manche Stelle sprechen. Sie werden es dem Dichter nicht verargen, daß er so etwas im Drange der Leidenschaft sagte, aber nicht, daß er es bey ruhiger Ueberlegung drucken ließ. Die kränkende Betrachtung, daß Kraft auch unwillkührlich oft schadet und zerstört, sollte den Mann von Genie um so behutsamer machen, es nie willkührlich zu thun. Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte, sehr merkwürdig, und vortrefflich dargestellt. Im dritten Hefte: Philosophischer Briefwechsel zwischen Julius und Raphael; fortgesetzt im siebenten Hefte. Raphael hat seinen Freund Julius aus der jugendlichen Unschuld des Glaubens gerissen, den Geist der Untersuchung in ihm rege gemacht, und ein System gestürzt, welches dieser mit warmer Phantasie und noch wärmerm Herzen erbaut hatte. Raphael tröstet ihn über den Verlust durch Betrachtungen über den

Zweck der Vernunft und die Gränzen ihrer Foderungen. Tief- 1789.
sinnige Gedanken sind oft mit überraschender Neuheit und Wärme vorgetragen. Im vierten Hefte: der Geisterseher; in allen folgenden Heften fortgesetzt. Ueber den philosophischen und psychologischen Zweck dieser Erzählung läßt sich nicht vollständig urtheilen, weil die Entwickelung noch fehlt. Eine so sinnreich ausgesonnene Geschichte, mit bescheidener Anmuth des Stils geschmückt, bedürfte auch jenes Zweckes nicht, um anziehend genug zu seyn. Von dem Dialog des Baron F. mit dem Prinzen worin dieser sein freygeisterisches System entwickelt, gilt eben das, was wir von den philosophischen Briefen gesagt haben. Nur erlaubt dem Verfasser sein Tiefsinn nicht, seine Gedanken bis zur völligen Deutlichkeit hervorzuarbeiten. Die Erscheinung der Griechin scheint wieder auf Geistererscheinung hinzulenken, und die Erwartung ist aufs höchste gespannt. Im sechsten und siebenten Hefte: eine metrische Uebersetzung der Iphigenia in Aulis des Euripides. Im Ganzen edel und treu, obgleich nicht mit jener ängstlichen Treue, die sich an die Worte fesselt. Man gesteht bey einer Arbeit dieser Art dem Uebersetzer auch gern die Freyheit zu, wenn eine Stelle dunkel oder zweideutig ist, den bequemsten Sinn zu wählen. Der Versuch, die griechischen Chöre in freyen abwechselnden Rhytmen, aber mit Reimen zu übersetzen, ist meistens sehr gut gelungen. Nur wünschten wir, wenn einmal gereimt seyn soll, die häufigen Provinzialreime, wie z. B. gepriesen, verfließen, entbrannte, Lande, daraus weg. Ueber die Freiheit des Dichters bey der Wahl seines Stoffes. Vortrefflich gedachte und mit Ruhe und Mäßigung ausgeführte Betrachtungen, ob sie gleich sichtbar auf einen sehr heftigen Ausfall, der auf Herrn Schillers Gedicht, die Götter Griechenlands, geschehen war, abzielen. Es würde uns zu weit führen, dem Verfasser in seinen einzelnen Gedanken nachzugehen.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1789, 10. October.

1789. **Leipzig: Geschichte der merkwürdigen Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten nach verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Fr. Schiller. 1ster Band. 1788. 8. 18 B.**

Deutschland erhält jetzt manches historisches Buch, das der Mann oder das Frauenzimmer, die lesen, um sich zu unterhalten, mit Vergnügen in die Hand nehmen werden, da es bisher würklich ungerecht war, es zu tadeln, wenn man in dieser Absicht die Bücher der Ausländer den unsrigen vorzog. Hrn. S. historische Arbeiten werden gewiß sehr viel beytragen, die letztern entbehrlich zu machen. Die Gegenstände, die er diesem ersten Theile der Gesch. der Verschw. gewählt hat, sind weder so wichtig noch unsern Zeiten so nahe, daß man diesen Umständen das Interesse zuschreiben müsse, das man bey ihrer Lesung empfindet, und das also ganz von dem Verdienst des Hrn. Vf. und seiner Vorarbeiter abhängt. Die drey Verschwörungen, welche er hier bearbeitet hat, sind die Vierzirche zur Befreyung der Stadt Rom von der Unterdrückung der Aristokraten und des hohen Adels in der Mitte des 14ten J.H. 2. Die Verschwörung des spanischen Gesandten Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im J. 1616 und 3. die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici in Florenz im J. 1478. Die mittlere ist am angenehmsten und unterhaltendsten erzählt. Man bewundert den unternehmenden und thätigen Geist des Marq. v. Bedemar, man siehet mit Erstaunen, mit welcher allenthalben herumschauenden Ueberlegung und Klugheit er den Schlag zubereitet, der einen der reichsten und wichtigsten Staaten der damaligen Zeit in einer Nacht zu Grunde richten soll; wie manches Hinderniß ihm Zufall oder fehlerhaftes Betragen derjenigen, die mit an dem großen Geschäfte arbeiten mußten, in den Weg legten, besonders der stolze und launige Herzog von Ossuna, Vice König von Sicilien; wie oft er in Gefahr war, verrathen zu werden, und wie doch, den Abend vor dem Ausbruche der Verschwörung, die Ausführung noch unfehlbar zu seyn schien. So schändlich der ganze Anschlag war, so sehr man den Urheber derselben, der die geheiligten Rechte der Völker mit Füßen trat, hassen muß, so hält es doch schwer sich einer geheimen Theilnehmung dabey zu erwehren, zu der man sich für alles, was mit ungemeiner Anstrengung des

menschlichen Verstandes bewürkt wird, nur gar zu leichte hinreißen 1789.
läßt, und die veranlaßt, daß man einen Cartouche mit einer andern Art von Gefühl betrachtet, als einen gewöhnlichen Dieb. Die Erzählung der Entdeckung wird von dem Vf., der St. Real folgt, mit poetischer Klugheit vorbereitet. Einer der Verschwornen, der Hauptmann Jaffier, empfand zu heftige Gewissensbisse über das schreckliche Vorhaben, und entdeckte es dem Senat wenige Stunden vorher, ehe es ausbrechen sollte. Alle Verschwornen wurden hingerichtet; Bedemar entgieng allein der Rache unter dem unverletzlichen Charakter eines Gesandten der größten europäischen Macht. Der Stil ist in diesem Buche, wie ihn die Geschichte, wenn sie angenehm erzählen will, verlangt, lebhaft und zur rechten Zeit feurig ohne zu brausen, edel ohne Schwulst, zierlich ohne mit Schmuck überladen zu seyn.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1789, 27. November.



1790.

Leipzig.

1790. **Der Geisterseher. Eine Geschichte aus den Memoires des Grafen von O. von Friedrich Schiller 1789. 8. bey Göschen.** Zu einer Zeit, wo von geheimen Gesellschaften so viel geredet und geschrieben wird, wo so manche Schröpferiaden, wo die Cagliostros und Philidors mit ihren taschenspielerischen Geisterbeschwörungen selbst in Zirkeln, wo der Nahme Aufklärung am lautesten tönt, oft noch ihr Glück machen, müßen Schriften, die darauf hinarbeiten, das feinere oder plumpere Gewebe solcher oft von weitergreifenden Absichten geleiteten Betrügereyen aufzulösen, und durch treue Darstellung und Entwicklung von Thatsachen in ihrer wahren Gestalt aufzudecken, dem Menschenfreunde immer willkommen seyn. Man kennt diese von unserm geistreichen Landsmanne bearbeitete Geschichte schon aus seiner Thalia, und das Publicum wird es ihm gewis Dank wissen, daß er nun mit diesem ersten Theile uns das Ganze besonders zu liefern sich anheischig gemacht hat. Sein so mit Recht gepriesener Genius hat sich hier einen Stoff gewählt, der demselben ganz angemessen ist. Er schildert uns die feinste Staatsintrique, wie sie nur die schlaue italiänische Politik auszusinnen fähig ist, die dazu angewandt wird, einen gewißen Prinzen von Talent und Kenntnissen, die aber eine weniger sorgfältige Erziehung und frühe Kriegsdienste nicht genug zur Reife und Ordnung hatten gedeihen lassen, der

noch dazu in seinem Charakter viel Ansaz zur Schwärmerey und 1790.
zu jedem Geheimnisvollen hatte, durch eine Reihe der listigsten, auf diese Entdeckung von seinem Charakter hin berechneter Mittel, in ihr Interesse und in ihre Schlingen zu ziehen, und ihn endlich zum Abfall vom protestantischen Glauben zu vermögen. Alle Federn des aufs feinste angelegten Betrugs, einem in sich verschloßnen und anfänglich ganz abgesondert lebenden Manne, wie der Prinz war, nahe zu kommen, seine Aufmerksamkeit durch mysterieuse, ihn betreffende Aeusserungen rege zu machen, ihn durch scheinbare Wunder, Geisterbeschwörungen, u. dergl. zu verwirren, seine Grundsäze durch Bekanntschaften, die man ihm zuspielte, und geheime Gesellschaften, in die man ihn hineinlokte, zu entkräften, endlich ihn durch Liebe, durch Spiel, durch Schuldengedräng nach und nach von der geheim würkenden Parthie ganz abhängig zu machen, und so den Zweck, von dem man anfänglich ausgieng, zu gewinnen, alle diese Federn sieht man hier in der seltsamsten Combination ins Spiel gesezt. Wenn man ihren Zusammenhang untereinander und die Nothwendigkeit gerade dieser Verbindung zur Hervorbringung dieser Wirkung jezt noch nicht so deutlich einsehen dürfte, wenn manchem die Verwicklung zu kunstreich und zu überladen, die Vervielfältigung der Mittel nicht in der gehörigen Proportion mit der Einfachheit des Zweks zu stehen scheinen möchten, so, glaube ich, sind wir jezt noch nicht berechtigt, unser Urtheil vor Erscheinung des zweyten Theils, worinn der Leser vielleicht erst über manche Bedenklichkeiten befriedigenden Aufschluß erhalten wird, vollkommen auszusprechen. Ueberhaupt gehört, dünkt uns, zur Bestimmung dieses Urtheils vorher die Berichtigung der Frage: wie viel in dieser Erzählung würkliche Geschichte sey? ob alles? ob einiges? wie vieles wir den Papieren des Grafen von O. und wie vieles wir der Schillerischen Einkleidung und der so kühnen und fruchtbaren Phantasie dieses Verfassers zu danken haben? Ob vielleicht dieser auf dem Titel stehende Graf von O. mit seinen angeblichen Papieren gar mehr nicht als eine bloße Masque, hinter die sich unser Autor gestekt, seyn möge, und dieser etwa, veranlaßt durch einige aus der italiänischen Staatsintriquen Geschichte ihm bekannt gewordene Anekdoten, einen auf Facten gebauten Roman in eigner Manier, nun unter diesem ihm beliebigen Schild bearbeitet habe. In diesem uns nicht unwahrscheinlichen Falle

1790. würden wir immer das erfindrische keke Genie des Verf. bewundern, aber gegen die innere Oekonomie des Ganzen, gegen Verhältnis und richtiges Ebenmaas der Theile würde dann immer die Kritik gegründetere Zweifel vorbringen können. Unnachahmlich schön bleibt immer Diction der Sprache und die ganze Einkleidung der Erzählung, über die der Verfasser alles Leben und die ganze Wärme seiner feurigen Imagination hingehaucht hat. Mit wahrem Vergnügen sehen wir der baldigen Erscheinung des zweiten Theils entgegen.

Tübingischen gelehrten Anzeigen, Tübingen, 1790, 18. Februar.

Jena. Der Herzog von Sachsen-Weimar hat dem hiesigen berühmten Rathe und außerordentlichen Professor der Geschichte, Hrn. Friedrich Schiller, den Charakter als Hofrath, nebst einer ansehnlichen Pension ertheilt.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1790, 24. Februar.

Der Geisterseher. Eine Geschichte aus den Memoires des Grafen von O. Von Friedrich Schiller. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. 1789. Erster Band. 338 S. in 8. (Pr. 1 Fl. 54 Xr.)**

Der aufmerksame Leser (und wer wird Schillers Schriften nicht mit Aufmerksamkeit lesen?) geräth kaum auf den Gedanken, zu untersuchen, ob das Ganze Geschichte oder Gedicht sey; er sieht nur eine unter dem Bilde der Sinnlichkeit meisterhaft dargestellte Warnung vor dem unseligen Hange zur Geisterseherey, und in diesem Betrachte liegt wenig daran, ob dem Helden dieser Erzählung, einem deutschen Prinzen, alles das, was der Hr. Verf. beschreibt, während seines Aufenthaltes in Venedig wirklich begegnet ist, oder nicht. — Wenn diese Schrift auch keine treue Geschichte dieses Prinzen ist, so ist sie doch ein recht gut getroffenes Sittengemählde unseres Zeitalters, und beweiset, daß

Hr. Schiller ein ebenso verehrungswürdiger Dichter, als Welt- 1790.
weiser sey. M.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1790, 24. Februar.

Jena. Der hiesige Rath und Professor Hr. Schiller, hat von dem Herrn Herzog von Meiningen den Hofrathscharakter erhalten.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1790, 3. Merz.

Jena. In der akademischen Buchhandlung: Was heißt und zu welchem Ende studiret man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede, bey Eröfnung seiner Vorlesungen gehalten, von Fr. Schiller, Professor der Geschichte. 1789. 32 Seiten, in 8.

Den Begriff der Universalgeschichte, oder wie sie einigemal vom Verfasser genannt wird, der Weltgeschichte, schränkt derselbe auf solche Begebenheiten ein, welche auf die heutige Gestalt der Welt, und den Zustand der jetzt lebenden Generation, einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Dieser Begriff ist zwar nicht ganz neu, aber die Art, wie ihn der Verf. herleitet, erläutert und anschaulich macht, ist ein neuer Beweis von seiner schon bekannten, vortrefflichen Darstellungsgabe. Die ganze Rede ist reich an neuen Gedanken, in der schönsten Sprache vorgetragen. Gleich zu Anfange ist das Gemälde von dem Studierplane, den der philosophische Kopf und der Brodgelehrte befolgt, treffend gezeichnet und mit viel Wärme ausgeführt. Nur eine kleine Stelle mag hier als Probe der Manier des Verfassers stehen: „Unser menschliches Jahrhundert herbeyzuführen, haben sich — ohne es zu wissen, oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung, im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben.

1790. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gerne unsere Dankbarkeit rauben, kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bey dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem Vergangenen nicht mehr abtragen kann."

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1790, 7. April.

Leipzig, bey Göschen: Der Geisterseher, eine Geschichte aus den Memoires des Grafen von O von F. Schiller. 1789. I. B. 338. S. 8. (1 Rthlr.)**

Diese Geschichte zu lesen ist einer von jenen schauerlich-wollüstigen Genüssen, welche der menschliche Geist oft mehr liebt, als die weichlichen Eindrücke einer ungemischten Freude; aber sie zu beurtheilen, ist ein schweres unsichers Geschäfte. Ein genießbarer, den wesentlichen Inhalt des Ganzen erschöpfender, Auszug ist nicht möglich; alles oder nichts, heißt es hier; man muß, wenn man es nicht bey einer flachen Anpreisung bewenden lassen will, sich ein Publicum denken, welches das Werk schon gelesen hat. Aber auch dann noch hat man mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es ist so wichtig für die Kritik, den richtigen Gesichtspunkt eines Werkes zu fassen, und gerade dieser ist bey gegenwärtiger Erzählung außerordentlich schwer. Ob die Handlung ganz wahr oder ganz gedichtet sey, bleibt dem Leser verborgen; er kann nach einer Uebersicht der neuesten Staatengeschichte nur muthmaßen, daß das Ganze der Phantasie angehöre. Welcher Hauptzweck der Erzählung zum Grunde liege, findet der Vf. für gut, unbestimmt zu lassen; wir müssen ihn vor der Hand nur ahnden. Ob und wie die natürliche Auflösung der wundervollen Verwickelung in den folgenden Theilen erfolgen werde, können wir nur nach scharfer Berechnung, Vergleichung und Zusammenziehung nicht nur aller Haupt- und Neben-

Momente, sondern sogar der leisesten Züge, mit einiger Gewiß- 1790.
heit prophezeyen. Ob alle erzählten Ereignisse und Schicksale des Prinzen, oder nur einige, von der Einwirkung und Mitwirkung Anderer abhängen, kann auf keine Weise aus dem gegenwärtigen Theile allein bestimmt entschieden werden. Nichts ist evident, als die musterhafte Kunst der Composition und des Stiles, die dieses Werk Schillers mehr als irgend ein voriges auszeichnet und ihm mehr als alle andre den Anspruch auf eine Stelle unter unsern wenigen classischen Schriftstellern giebt. — Wie sehr indessen der Vf. dabey interessirt seyn kann, Quell und Zweck seiner Geschichte beym ersten Theil in dämmernder Ferne zu verbergen, so wenig kann er es doch Rec. verdenken, wenn er, um das treffliche Werk nicht bloß von Seiten des Stiles zu beurtheilen, es wagt, seiner Kritik gewisse Voraussetzungen über jene Punkte zum Grunde zu legen; Voraussetzungen, unter welchen allein die Vollkommenheit desselben schon jetzt in ihrem ganzen Umfange gefaßt und bewundert werden kann. — Die Geschichte, setzt demnach Rec. voraus, ist ganz Hn. Schillers Erfindung. Es hat freylich an ähnlichen Ereignissen nicht gefehlt, allein der protestantische Prinz, dessen Schicksale Gegenstand dieses Werkes sind, hat nur in der Phantasie des Vf. seine Wirklichkeit. Der Grund dieser Voraussetzung ist, daß die neuere Geschichte kein Factum enthält, welches damit zusammenträfe und doch ein solches Schicksal eines protestantischen Prinzen aus einem großen Hause auf keine Weise hätte verborgen bleiben können. — Der Zweck der Geschichte, setzt Rec. voraus, ist, zu zeigen, wie eine Religionspartey, und besonders eine gewisse Classe ihrer Mitglieder, welche dabey interessirt, ja wohl gar dazu verpflichtet, ist, Personen von höchsten Einflusse an sich zu ziehen, dieses durch das feinste unsichtbarste Gewebe eines allumstrickenden Planes bewirken, wie besonders durch undurchdringliche Gaukeleyen der Magie allmählig Neigung zum blinden, in sich brütenden, Glauben entstehen und durch diesen dann politische Zwecke beabsichtigt werden können. Rec. setzt diesen Zweck nicht bloß voraus; allein er hat keinen Beruf, ihn zu prüfen, und zu zeigen, ob, warum, und wie sehr eine Arbeit dieser Art jetzt noch Bedürfniß ist. Rec. ist kein blinder Bewunderer Schillerischer Werke, und gesteht, um dieses augenblicklich zu zeigen, daß er sehr anstehen würde, irgend eine seiner bisherigen dichterischen Schriften ohne

1790. viele Einschränkungen zu loben; allein dieser Geisterseher hat ihn mit einer leidenschaftlichen Verwunderung erfüllt, und ihn sogar den seltenen Fall erfahren lassen, sich durch die umständlichste kalteste Kritik in eben das Gefühl von Bewunderung zurückgeführt zu sehen, mit welchen ihn die erste warme täuschende Lectüre erfüllte. Rec. kennt in diesem Augenblicke keine angenehmere Beschäftigung, als die, dem Publicum von den Gründen seines Urtheils Rechenschaft zu geben, und er thut dieses um so lieber, da er selbst hat beobachten müssen, daß so viele Leser dieses Werkes es beym bloßen Staunen über das Wunderbare, welches es enthält, bewenden lassen, ohne durch die ungemeine Kunst der Erfindung, Darstellung und Diction gerührt zu werden. — Der Einfluß einer verborgenen Macht auf die Ereignisse des Prinzen, welcher die Hauptrolle spielt, ist vom ersten Anfange an sichtbar; eben so wenig kann man verkennen, daß der Zweck, den dieselbe in Beziehung auf den Prinzen faßt, ein religiös-politischer ist. Man glaubt in ihm einen Mann zu finden, durch den man einen Thron für die Kirche gewinnen könne. Der hier sehr natürliche Einwurf, daß es unwahrscheinlich sey, einen Entwurf auf diesen Prinzen zu machen, dem die Aussicht zu einem Throne so ganz verschlossen war, und der noch dazu im strengsten Incognito lebte, wird dadurch entkräftet, daß man, wenn man nur sonst einen Prinzen nach den Anlagen seines Geistes und Charakters für seine Entwürfe tauglich findet, ihm die Aussichten zu einem Throne durch sehr natürliche Mittel eröffnen und näher rücken kann, und daß der feine Blick der Spionen für große Angelegenheiten, und besonders für Angelegenheiten der Kirche, auch das verborgenste Incognito zu durchdringen vermag. Wer nun diese verborgene Macht sey, bestimmt Rec. nicht; daß aber der Cardinal A**, sein Neffe Civitella, der Armenier, der Sicilianer, Biondello, der oberste Staatsinquisitor, der Bucentauro, als Glieder einer und derselben Kette, angenommen werden müssen, ist für ihn mehr als Wahrscheinlichkeit. Der Prinz ist in jeder Rücksicht ganz der Mann, den die geheime Macht sich wünschen kann, und er zeigt sich in dem ersten Zeitpunkte seines Aufenthaltes in Venedig ganz so, daß sie des Erfolgs und der Wirksamkeit ihres Planes sicher seyn kann. Er zeigt freylich keinen Ehrgeiz, keine Herrschsucht; zufrieden von keinem fremden Willen abzuhängen, dringt er den seinigen Niemanden zum Gesetze auf;

die geräuschlose Ruhe eines zwangsfreyen Privatlebens begränzt 1790.
alle seine Wünsche. Allein dieß ist wahrscheinlich eine Resignation, die er den Umständen schuldig ist; als der dritte Prinz seines Hauses hat er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung; verändern sich die Umstände, zeigt sich eine mögliche Aussicht, dann wird sein Ehrgeiz von selbst erwachen, oder es wird andern nicht schwer werden, ihn zu beleben. Und für den religiösen Theil des Plans ist gerade diese Gemüthsstimmung des Prinzen sehr zuträglich. Ganz frey von großen Entwürfen und Begierden, wird er sich um so lieber der Kirche, die ihn in ihren Schooß wünscht, hingeben, wenn er nur sonst so geeigenschaftet ist, daß ihr System das seinige werden kann. Und wie so ganz ist dieß der Prinz! Seine Neigungen sind still, seine Wahl ist langsam und schüchtern. Aufwand und Vergnügungen vermeidet er aus Temperament, nicht aus Sparsamkeit, tiefer Ernst, und schwärmerische Melancholie sind die herrschenden Züge in seiner Gemüthsart, mitten im geräuschvollen Gewühle von Menschen geht er einsam, ist, verschlossen in seine eigene Phantasiewelt, oft ein Fremdling in der wirklichen, er besitzt Verstand genug, um einzusehen, daß er nicht den größten besitzt, übertreibt Mißtrauen und Ungerechtigkeit gegen seine eigne Urtheilsfähigkeit eben so sehr als Zutrauen und Gerechtigkeit gegen die Urtheile Anderer; er ist gebohren, sich beherrschen zu lassen, ohne doch schwach zu seyn. Wenig Menschen besitzen sein Vertrauen, allein diese uneingeschränkt. Sein Kopf ist von mannigfacher Lectüre angefüllt, er besitzt Kenntnisse, aber ohne Gründlichkeit, ohne Ordnung. Seinem Religionssysteme hängt er an, ohne es geprüft zu haben. Ein Mann von diesem Naturell und dieser Art von Geistesbildung, kann glücklich unter die Sklaverey eines Glaubens gebracht werden, wenn er gehörig behandelt wird. Der Plan, welchen die geheime Macht befolgt, ist gewiß einer der bewundernswürdigsten, die man sich denken kann, ganz angelegt auf die Verhältnisse des Temperamentes, des Verstandes, des Willens, der Empfindung des Prinzen; keine Seite unberechnet gelassen, von welcher gewirkt werden könnte; selbst für Möglichkeiten, für Zufälle Maaßregeln genommen, keine Triebfeder, die einer Umstimmung fähig wäre, vernachlässigt, sondern sie alle gehemmt oder belebt, hiehin oder dorthin gerichtet, in Gemäßheit des entworfenen Plans. — Und wie verborgen spielen die Federn dieses

1790. Triebwerks! Keine plötzliche Ueberraschung! Keine Bestürmung Kein sichtbarer Zusammenhang der Ereignisse! Alles allmählig! Alles sanft eindringend, unfühlbar bestimmend, unfühlbar verwandelnd! Scheinbare Lücken und Abstände, Entgegenwirkungen und Widersprüche, bey wirklicher Harmonie der Personen in Zwecken und Planen! Kurz der Prinz wird, ohne es zu ahnden, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr er sich frey und selbstthätig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu seyn. Der erste Schritt, welchen man thut, um sich des Prinzen zu versichern, ist, daß man einen seiner Leute an sich zieht, welcher sein Vertrauen in hohem Grade besessen hatte, und ihn mit einem Bedienten versehen läßt, welcher ganz geschaffen ist, um auf die feinste, einschmeichelndeste Weise sein Herz zu gewinnen, und den Plan seiner Obern zu fördern. Dieser Biondello ist mit Meisterhand gezeichnet, und der achtsame Leser kann seinen Einfluß auf die Verkettung der Handlungen nicht verkennen. Er ist nicht bloß Beobachter, sondern wird bald Lenker des Prinzen. Zauberey, trostlose Philosophie, Liebe, und politische Intriguen sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Zauberey entscheidet zuverläßig viel in der Ueberzeugung des Prinzen, wiewohl im ersten Zeitraume dieses Theiles die Vernunft desselben noch männlichen Widerstand leistet. Allein wie könnte er je in den Armen des Armeniers liegen, wenn ihn nicht der Glaube an seine Wunderkraft besiegt hätte? Mit wie unübertreffbarer Feinheit Hr. Schiller die Maschinerie der Zaubery in seinem Werke spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der gemeine Kopf würde sich begnügt haben, den Prinzen durch täuschende Gaukeleyen der Magie betrügen zu lassen; er hingegen läßt den Prinzen ein ganzes Gewebe in der That nicht alltäglich und offenliegender Zauberstreiche durchdringen, läßt seine Vernunft einen glänzenden Sieg über die Täuschung davon tragen, um sie dann desto sichrer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen. Der Sicilianer ist offenbar dem Armenier ganz eigen, ganz seine Maschine, er muß sich allenthalben entlarven, allenthalben seine Wunderwerke an das Licht stellen lassen, um den Armenier desto mehr zu erheben,

den Glauben an seine Wunderkraft desto sicherer zu gründen. 1790.
Der Hauptstreich des Armeniers ist in diesem Theile noch nicht enthalten, wir erfahren bloß am Schlusse desselben seine Wirkung, die Bekehrung des Prinzen. Allein meisterhaft ist diese Wirkung vorbereitet. Der Prinz rettet aus dem Labyrinthe, in welches ihn die Zauberer versetzt hatten, seine Vernunft, allein erfüllt mit einem Selbstdünkel, mit einem Uebermuthe, welcher alles Uebernatürlichen und Unbegreiflichen spottet. Hatte er vorher in blinder Anhänglichkeit nicht gewagt, seinen Glauben zu prüfen, so war er jetzt kühn genug, an dem Heiligsten zu zweifeln, und bedurfte nur der Einweihung in eine durch Tiefsinn blendende, jedes Interesse für Religion erstickende, Metaphysik, um ein vollendeter Leugner zu werden. Die Gesellschaft, Bucentauro genannt, ist das eigentliche Werkzeug seiner Verführung; hier schmeichelt sich ihm nach und nach jene Philosophie auf, welche, indem sie die Grundveste der Moralität untergräbt, den wahren Gesichtspunkt der Menschheit verrückt, jedes Interesse für Zukunft und Bestimmung vernichtet, die edelsten Triebe, bestimmt sich in die Ewigkeit auszudehnen, auf den Augenblick des gegenwärtigen Genusses einschränkt, und so die Keime religiöser Ueberzeugungen und Gefühle zerstört. Und er kann ihrem Reize um so weniger widerstehn, da er durch den Einfluß derselben Gesellschaft, die ihn mit derselben vertraut macht, in einen Wirbel von Zerstreuung und Ausschweifung fortgerissen wird, bey dem sein edleres Selbst sich nicht ermannen, und nach dem Aufgange des wahren Lichtes sehen kann. Allein lange kann diese Situation bey einem Manne von dem Charakter des Prinzen nicht dauern, er kann nicht lange mit diesem durch schiefe Speculation ausgetrockneten, und an Hoffnung und Glauben verarmten Herzen, nicht lange in dieser Unterdrückung geistiger Schnellkraft, dieser Einengung aller Begier, fortleben. Wenn je die Schwärmerey ihn besiegen, und mit unauflösbaren Banden fesseln kann, so ist es in diesem Zeitpunkte, wo er die Vernunft, als die Vergifterinn seiner Glückseligkeit, verfluchen muß, wo ihm sein Daseyn und seine Menschheit zur Last fällt. Jetzt überrasche ihn der glücklichste Streich der Zauberey, jetzt wage man seine Angriffe auf seine Vernunft; jetzt wiege eine schwärmerische Liebe sein ganzes Wesen in einen wollüstigen Traum ein, und er ist der Sklav des blindesten Glaubens. Ist er dieß einmal, für welchen Plan der Ehrsucht kann man ihn

1790. nicht einnehmen, wenn man ihn nur mit dem Systeme zusammenhängend darstellt, dem man seine Vernunft unterjocht hat, und seine übrigen Angelegenheiten in eine Verwickelung zu bringen weiß, welche nur durch die Ausführung desselben aufgelöst werden kann. Doch Rec. treibt vielleicht seine kühnen Ahndungen zu weit, und überschreitet die Gränzen seines Berufs. Allein er war zu sehr vom Interesse für das Ganze gefesselt, um nicht den Versuch zu wagen, das Spiel des Schillerischen Genies wenigstens den Hauptwendungen nach im Voraus zu errathen. Ungern sieht er sich freylich nun gezwungen, alles das zurück zu behalten, was er über die Schönheit der Composition und des Stiles umständlich zu sagen gesonnen war. Er würde mehrere Blätter anfüllen müssen, um ausführlich zu entwickeln, welche Kunst in der ganzen Stellung und Herbeyführung der Ereignisse liegt, mit welcher Feinheit Finsternisse, Schatten, und Lichter in dem Ganzen der Begebenheiten vertheilt sind, um den Leser zu täuschen, mit welcher Auswahl des treffenden und wirkenden jede Scene bis auf die kleinsten Züge ausgemahlt ist. Eben so viel Beschäftigung würde ihm die Zergliederung der Charaktere, welche mit ungemeiner Menschenkenntniß entworfen, und durchaus ästhetisch systematisch gehalten sind, und die Entwickelung der Vollkommenheit des Stiles gewähren. Allein das Alles würde eine ausgedehnte Abhandlung erfodern, wozu Rec. wenigstens hier keinen Platz hat.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1790, 3. September.

Leipzig.

Bei Göschen: Thalia, herausgegeben von Schiller. Achtes Heft. 1789. 108 S. Neuntes Heft. 1790. 142 S.

Das achte Heft enthält: 1) Die Phönicierinnen des Euripides, in reimlosen Jamben übersetzt, bis zum zweyten Chorgesange. Die Uebersetzung ist fließend, und treu genug, ohne den Worten des Textes mit der Genauigkeit zu folgen, welche unvermeidliche Steifigkeit hervorbringt. Manches Beywort ist

weggelassen, manche Wendung gemildert worden, die für uns viel 1790.
tragischen Pomp gehabt hätte. Bey den Stellen, wo der Dialog im Original Zeile um Zeile wechselt, und in Fragen und Antworten eine epigrammatische Schnelligkeit herrscht, wäre mehr Kürze nöthig gewesen, um den Charakter des Originals zu erreichen. Indessen wird diese Eigenthümlichkeit in der griechischen Tragödie, ob Göthe sie gleich in die Iphigenia, und selbst in den Tasso, aufgenommen hat, uns wohl immer fremd bleiben. 2) Des Grafen Lamorel von Egmont Leben und Tod, von Schiller. Lehrreich wird es jedem Leser seyn, mit diesem Aufsatze die zusammengedrängte Charakterzeichnung Egmonts in der Geschichte des Abfalls der Niederlande (S. 124 u. f.) zu vergleichen; in der Schilderung das Leben des Mannes und in diesem die Schilderung wieder zu erkennen. Einen Theil der hier erzählten Begebenheiten bis auf die Gefangennehmung Egmonts findet man auch dort schon; aber hier werden seine Thaten in Rücksicht auf ihn selbst betrachtet, wie sie sein letztes trauriges Schicksal über ihm zusammenzogen; dort nur, infern sie in die große Reihe von Ursachen und Folgen eingreifen, deren Resultat die Freiheit der Niederlande war. 3) Der Abschied. Ein Fragment aus dem zweyten Bande des Geistersehers, ganz außer aller Verbindung mit den Geschichten des ersten Bandes. Allein mit dieser Macht der Darstellung darf es der Schriftsteller schon wagen, für noch unbekannte Personen ohne weitere Vorbereitung die Theilnahme des Lesers aufzufordern.

Neuntes Heft. 4) Die Kunst und das Zeitalter. Ein Aufsatz über den Vorzug der alten Kunst vor der neuern, besonders in Ansehung des Idealschönen, und über die Ursachen dieses Vorzugs; einen Gegenstand, der freylich schon oft, nur selten mit so viel Empfänglichkeit für ästhetische Eindrücke bey so viel philosophischem Scharfsinn, abgehandelt worden ist. Die Umstände, aus denen der Verfasser das Phänomen der griechischen Kunst erklärt, sind bekannt; allein die Art, wie er sie daraus erklärt, macht das Verdienst des Aufsatzes aus. Besondere Beherzigung verdienen die Bemerkungen über die Unbefangenheit des ersten Genusses, die durch kältere Ueberlegung und ausgedehntere Einsicht gestört wird; über den Schaden, den es stiftet, wenn

1790. Wissenschaft der Kunst zuvor eilt, und Theorie die Begeisterung leiten soll.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1790, 16. October.

Leipzig, b. Göschen: Historischer Calender für Damen für das J. 1791, von Friedrich Schiller, in Taschencalenderformat. 387 S.

Die zwölf Monate, für welche der gewöhnliche, der russische und der jüdische Kalender da sind, haben Chodowieckysche Kupfer, welche Begebenheiten aus dem dreißigjährigen Kriege vorstellen. Nach einigen astronomischen Artikeln und Erläuterung der Kupfer folgen gute Brustbilder Gustav Adolphs, des Herzogs Bernhard von Weimar und der Königin Christina; hierauf aber die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs oder vielmehr das erste Stück derselben bis auf den Sieg der Schweden bey Leipzig und dessen allernächste Folgen.

Der Rec. kann sich nicht enthalten, seinen Gedanken über diese Schrift ein paar Züge der Geschichte dieser seiner Recension voran zu setzen: und zwar, erstlich, daß, da sie ihm zu einer Zeit in die Hände kam, wo die mannichfaltigsten und zum Theil wichtigsten Geschäfte, und ein Zusammenfluß aller nur ersinnlichen Zerstreuungen ihm keine Zeit ließen, einzelne Briefe zu lesen, er dieses einzige Buch mit unaufhaltsamer Begierde, mit immer neu gespannter Theilnehmung und Aufmerksamkeit, in ein paar Tagen geendigt, und ungemein bedauerte, daß er es bereits zu Ende gebracht. Zweytens, daß, da es ihm anfangs ohne den Titel, auf welchem der Damen erwähnt wird, zugeschickt worden, und er diese seine Bestimmung erst in den ganz letzten Zeilen fand, ihm das Ganze eine für Männer von Cultur und Staatskenntniß eben so interessante Geschichte schien, als die des peloponnesischen Krieges durch Thucydides ward; daß er aber bey jener nachmaligen Entdeckung auch nicht anders als finden konnte, daß Hr. Schiller diese verwickelten Scenen, zu deren Beurtheilung so viele Kenntniß des vaterländischen Staatsrechts gehört, mit solcher meisterhafter Klarheit und in so lichtvoller

Ordnung dargestellt, auch das unvermeidlich Trockene durch Re- 1790.
flexionen und Schilderungen (worinn er vorzüglich glücklich ist) so kunstvoll und doch so natürlich unterbrochen, daß Damen von einigem patriotischen Gefühl und die nur immer würdig sind, Freundinnen, Weiber und Mütter deutscher Männer zu seyn, gewiß das ganze Buch mit gleicher Unterhaltung wie unser Geschlecht, lesen werden. So soll es auch seyn: der ächte Geschmack gefällt allen Geschlechtern und Altern; seine unveränderlichen Grundsätze behaupten überall und immer ihre auf die Natur gegründeten Rechte; und Hr. S. hätte ohne einige Unbescheidenheit, ohne den geringsten Mißstand, sein herrliches Werk eben so wohl einem Kalender für die Nation, als nur für einen Theil derselben einverleiben können.

Man sieht an dieser Arbeit, wem eigentlich es zukömmt, für die Damen, für die Jugend, für die Ungelehrten zu schreiben: Männern nemlich, die den Gelehrtesten viel sagen könnten. Die andern, welche auf jeder Messe unter solchen Rubriken zahlreich erscheinen, bereden sich fälschlich, das sey am leichtesten und erfordere am wenigsten, was wirklich die schwerste Arbeit oder vielmehr das reife Resultat vieler Forschungs- und Denkensarbeit ist. Eben darum pflegen solche Bücher, wenn sie von vorzüglichen Männern geschrieben werden, die gemeinnützigsten und berühmtesten ihrer ganzen schriftstellerischen Laufbahn zu sein. So sehen wir Pütters Entwickelung der Geschichte unserer Staatsverfassung in den Händen aller aufgeklärten deutschen Bürger, deren die wenigsten mit seinen weit mühsamern Arbeiten vertraut sind; und Michaelis Anmerkungen über die Bibel für Ungelehrte werden gelesen, wo manche seiner gelehrten Arbeiten schwerlich je hinkommen. Daß Hr. S. in den ersten Jahren seiner historischen Laufbahn für ein Publikum schreibt, welchem (nach unsrer Meynung) nur lange Studien einen Gelehrten gewachsen machen; dieses wird ihm niemand verargen, wer die Natur und den Geist seiner Arbeit nebst der Geschichte seines Schriftstellerlebens in Erwägung zieht.

Gewöhnt als theatralischer Dichter, den Menschen zu analysiren und in jedem Zug das Charakteristische seiner Leidenschaften aufzuspüren; in hohem Grade mit dem Talent begabt, eine Sache deutlich auseinander zu setzen, und malerisch darzustellen; und schon durch die niederländische Geschichte in der Anwendung dieser

1790. seltenen Gaben geübt — — war es ihm gering, die reichhaltigen Quellen, die wir für Geschichte des dreißigjährigen Kriegs haben, aufmerksam zu studiren, um in denselben weit mehr zu finden, als vorher jemand in Ansehung zumal des moralischen Theils, daraus geschöpft. Wir wissen nicht gewiß ob wir seinem Buch einen Vorzug rauben, wenn wir sagen, daß er dazu nicht eben viele unbekannte, bisher verborgene Schriften, wohl aber alle die besten mit andern Augen gelesen. Er liefert uns über diesen großen Krieg, was kein Archivarius ihm geben und keiner vorenthalten konnte: sich selbst: ein mit der ihm eigenen Kunst entworfenes Gemählde; Gedanken und eine Darstellung, die ihm zugehören; eine Arbeit folglich, die zu liefern keinem als einem Mann von Geist und Herz möglich ist. Materialien und auch einzelne Bearbeitung gewisser Details, Bruchstücke und sonst höchst schätzbare Beyträge mögen andere (und es ist ein wahres Verdienst) suchen, sammeln und in dicken Bänden für die Bibliotheken herausgeben!

Wenn wir von dem Geiste dieses Buches mehr als von den erzählten Thatsachen sagen, so möchten wir ungern so verstanden seyn, als wären letztere nicht getreu und genau erzählt. Im Gegentheil finden wir die merkwürdigsten Memoires vortreflich benutzt. Es ist uns S. 4. aufgefallen, daß in dem ganzen dreißigjährigen Krieg nur dreymal hundert tausend Mann geblieben seyn sollen (wohl ein Druckfehler); und bey einer andern Stelle (der wir nun uns nicht entsinnen) ist uns auch ein Zweifel aufgestiegen: sonst fanden wir selbst die kleinsten Züge völlig übereinstimmend mit den von uns gelesenen besten Quellen. Allein, die Genauigkeit, welche die Basis aller Historiographie ist, gilt bei einem solchen Buch für eine von selbst sich verstehende Eigenschaft, und ist nicht das Vorzügliche desselben.

Mit ihr ist eine, doch gar viel seltenere, Tugend welche sich nur bey sehr vorzüglichen Schriftstellern findet, die Unparteylichkeit, eigentlich verbunden. Wir haben über jene Zeiten der Spaltungen im Glauben und über jene Epoche der Eifersucht gegen die gedoppelte Macht von Östreich-Habsburg noch keinen Geschichtsschreiber gelesen, welchem man weniger ansehen konnte, in welcher Partey er gebohren, unter welcher er gelebt? Kaum sind etwa noch einige, gegen Östreich etwas harte Ausdrücke dem Vf. entgangen: in den Sachen blickt auch nicht die

mindeste Vorliebe durch. Der Grund liegt darinn, weil er, was 1790.
andere zu tadeln sich begnügten, erklärt; und in den Umständen und Interessen pflegt gemeiniglich Entschuldigung zu liegen.

Sollen wir nun ein Skelett des Inhaltes liefern? Es könnte nichts enthalten, was der Leser nicht von selbst in diesem Buche suchen wird, die Analyse der Verkettung, zumal jenes ersten Theils, der auf ungefähr 130 Seiten die dem Krieg vorgehenden, entfernten und näheren, Ursachen und Veranlassungen schildert, würde in ein, die Grenzen dieser Blätter überschreitendes Detail führen; und wer wird nicht lieber selbst lesen, und des Vergnügens der Ueberraschung genießen wollen!

Indem wir dieses Werk durchblättern, um zu wählen, von welcher Art von vortrefflichen Stellen wir dem Leser eine zum Muster vorlegen könnten, erneuert sich in uns das lebhafte Gefühl der Mannichfaltigkeit seiner herrlichen Eigenschaften und wir sehen uns gedrungen, in der Auswahl uns nicht sowohl an ein Gemählde zu halten, hinter welchem die übrigen zurückstünden, als an das, welches durch seinen hohen Gegenstand wohl am meisten reizen wird.

(Folgt ausführliches Citat.)

Mit solcher edlen Einfalt und Eleganz und mit solchem Reichthum sind alle Charaktere in diesem Buch gezeichnet. Nur S. 186 beym Angedenken Johann Friedrichs von Sachsen erhebt sich der Vf. jenseits des, der historischen Schreibart sonst gestatteten Schwungs. Cogit enim excedere propositi formam operis erumpens animo ac pectore indignatio (Velleius II, 66); und wer dergleichen Gefühl nicht hat, wird solch einer Unregelmäßigkeit sich nie schuldig, aber auch nie weder so ein Buch machen, noch den Ruf desselben erwerben.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne Deutschland Glück zu wünschen, daß die historische Laufbahn, in der wir sonst noch zurück waren, seit einigen Jahren durch mehrere Schriftsteller mit vielem Ruhm betreten wird. Hr. Schiller ist gewiß einer der vorzüglichsten (wir könnten wohl mehr sagen, wenn die Discussion der verschiedenen Manieren hier Platz finden dürfte), und andere deutsche Geschichtsschreiber (wenn sie mehr Gelehrte und Schriftsteller als Bürger sind) haben Ursache ihn

1790. zu beneiden; wenn sie aber edle Menschen sind, so werden sie sich seiner freuen.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena, Leipzig, Wien, 1790, 14. November.

Thalia. Herausgegeben von Schiller. Zehntes Heft. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1790. 8. gr. 54 kr.

Dieses Heft zeichnet sich durch sehr interessante Aufsätze aus, welche in allem Betracht Aufmerksamkeit verdienen. I.) Die Sendung Moses. Ob man gleich dem ungenannten Verfasser weder alle seine aufgestellten Hypothesen, noch die daraus gezogenen Folgerungen gerade hier zugeben wird: so weiß er doch durch einen glücklichen Scharfsinn ihnen viele Wahrscheinlichkeit zu geben, und durch einen hinreissenden Vortrag zu gefallen. Er nimmt an, daß die ägyptischen Priester zuerst die Idee von der Einheit des göttlichen Wesens gehabt, und deswegen die Mysterien eingeführt hätten, damit diese neue für die blinde Menge gefährliche Wahrheit zum ausschliessenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft, welche die erforderliche Fassungskraft dazu zeigte, gemacht, und die Wahrheit, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand umzogen würde. Moses gelangte nun durch seine Erziehung in den Mysterien als Epopte zu diesen Kenntnissen. Während seiner Verbannung in der Wüste, ergrief seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille erhitzet, die Parthey seiner unterdrückten Nation. Aus seinen Mysterien erinnerte er sich des wirksamen Instrumentes, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte, des Vertrauens auf überirdischen Schutz, des Glaubens an übernatürliche Kräfte. Er legte aber seinem wahren Gott diejenigen Eigenschaften bey, welche die Fassungskraft der Hebräer, und ihr jetziges Bedürfniß von ihm forderten, und machte ihn zu ihrem Nationalschutzgott. Dieß sind ungefähr die Hauptideen, welche bey diesem Aufsatze zum Grunde liegen. Zu Einwürfen ist hier der Ort nicht; es kann aber nicht daran fehlen, man mag entweder auf die dabey zum Grunde liegenden Ideen

von den Mysterienkenntnissen, oder auf die Göttlichkeit der Sendung Moses, im gewöhnlichen und höhern Verstande, Rücksicht nehmen. II.) Die enthüllte Bastille ꝛc. 1790.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung auf das Jahr 1790, Nürnberg, (im Verlag der Grattenauerischen Buchhandlung 1791) 23. November.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen: Historischer Calender für Damen, für das Jahr 1791 von Friedrich Schiller, im gewöhnlichen Taschenformat. Hier liefert Herr Prof. Sch. die Geschichte des merkwürdigen 30jährigen Krieges, die allein 387 Seiten engen Drucks einnimmt, doch, wegen des Reichthums der Sachen und der pragmatischen Art der Darstellung, nur bis auf den Sieg der vereinigten Schwedischen und Sächsischen Armee bey Leipzig 1631, hat fortgeführt werden können. Wenn wir sagen, daß diese Geschichte vortreflich ausgeführt ist; so sagen wir nichts, als was jeder schon von dem Verfasser der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von Spanischer Regierung mit Recht erwartet. Meisterhaft ist gleich vorne herein die Revolution in der Religion Deutschlands als Veranlassung jenes Kriegs, und das freylich dazu gekommene Staatsinteresse des österreichischen Hauses sowohl als der katholischen und protestantischen Parthey, so wie überall der ganze Gang der Ereignisse, dargestellt. Aber so etwas muß man selbst lesen; es ist wahrhaftig keine blosse Damenlectüre, sondern wahre Nahrung für jeden Patrioten, für den Mann von Geschmack, und selbst für den Geschichtforscher, wenn ihm Aufsuchung der Triebfedern bey den auf diesen Schauplatz auftretenden Personen, und der Ursachen des so wunderbar abwechselnden Erfolgs nicht gleichgültig ist. Für das Äusserliche hat der schon sonst bekannte gute Geschmack des Verlegers auch hier gesorgt. Zwölf sehr ausdrucksvolle Chodowiekische Kupfer enthalten einige der vornehmsten Scenen des dreyßigjährigen Krieges, die zum Theil erst in die folgenden Jahre desselben gehören, nebst den Bildnissen König

1790. Gustav Adolphs, des Herzogs Bernhard von Weimar und der Königin Christine.

Hallische Neue Gelehrte Zeitungen, Halle, 1790, 2. December.

Amsterdam. Der hiesige Buchhändler de Jongh wird Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges ins Holländische übersetzen laßen.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Ausländische Literatur, Gotha, 1790, 4. December.

Leipzig.

Bey Göschen ist herausgekommen: **Historischer Kalender für Damen, für das Jahr 1791. von Friedrich Schiller.**

Wir freuen uns allemal, wenn wir einen von den vielen Kalendern, welche unser Deutschland jedes Jahr hervorbringt, einem historischen Gegenstande gewidmet, oder wenigstens mit historischen Abbildungen geziert sehen. Die letztern haben einen bleibenden Werth, und Bilder, selbst aus dem besten Roman entlehnt, müssen ihnen in Ansehung des Nutzens jederzeit nachstehen. Ist der ganze Gegenstand des Kalenders historisch, so besitzen wir, wie das bisher wenigstens meistens der Fall gewesen ist, ein im ächten Geschmacke gearbeitetes Geschichtsbuch mehr. Ein Sprengel, ein Archenholz, ein Wieland, was haben uns die nicht für unterhaltende und lehrreiche Werkchen dieser Art geliefert! zu ihnen gesellt sich jetzt Herr Hofrath Schiller mit einer Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, welche für das deutsche Publikum so sehr viel Anlockendes hat. Die Leser werden schon im voraus vermuthen, daß dies Anlockende von Hrn. Sch. treflich benutzt worden ist, und Recensent kann ihnen versichern, daß unter allen Geschichten dieses an so großen und mannichfaltigen Scenen reichen Krieges, die ihm bisher bekannt geworden sind, ihn keine beym Lesen so angezogen, ihn keine so mit fortgerissen hat. Sein dabey empfundenes Vergnügen wurde jedoch

durch den Gedanken, daß es dem Hrn. Verf. zur völligen Ausbildung und Ausfeilung seiner Arbeit an hinlänglicher Zeit gefehlt habe, manchmal unterbrochen. Mit der Einleitung glaubt er in der That am wenigsten ganz zufrieden seyn zu können. Hr. S. drängt in derselben die Begebenheiten, welche zum Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges allmälig den Weg gebahnt haben, so sehr zusammen, daß er für manche seiner Leserinnen, die gerade nicht den größten Vorrath von historischen Kenntnissen besitzt, meistens unverständlich seyn muß. Hr. Schiller hätte lieber weniger Ursachen aufsuchen, und jede derselben mit desto größerer Anschaulichkeit und Faßlichkeit vortragen sollen. Die Geschichte selbst hat er ungleich lebhafter und deutlicher erzählt. Die Begebenheiten sind meistens gut zusammengestellt, die Charaktere richtig geschildert. Doch scheint es Recens. der freylich kein Freund vom Raisonniren in der Geschichte ist, als wenn Hr. Sch. einige mal seinen Lesern im Urtheilen gar zu sehr vorgreife, als wenn er einige mal raisonnire, wo er erzählen sollte. Die Kunst des Geschichtschreibers besteht, wie ihn dünkt, hauptsächlich in der geschickten Zusammenstellung der Begebenheiten, aus welcher das richtige Urtheil, ohne daß man es erst errathen darf, von selbst heraus fließt. Wenig Worte sind alsdann vermögend, den Leser auf den rechten Weg zu leiten. Hrn. Sch. lebhafte und darstellende Gabe des Vortrags ist bekannt; Recens. ist indessen doch manchmal ein Zweifel aufgestossen, ob man diesen blühenden Vortrag überall ächt historisch nennen, ob man ihn von Nachlässigkeiten in der Sprache, die ein so vorzüglicher Schriftsteller, wie Hr. Sch. sich nicht erlauben sollte, überall frey sprechen könne. Die zu diesem Kalender gehörigen Abbildungen sind so gut gewählt und gearbeitet, daß man sie in keinem der Almanache der jetzigen Zeit besser, oder völlig eben so gut findet. Da die Gegenstände derselben bereits aus den öffentlichen Blättern bekannt sind, so erlaubt sich Recens. blos diejenigen anzuzeigen, die ihm vorzüglich Vergnügen gemacht haben. Hierunter rechnet er Nr. 2 wo der alle Bedenklichkeiten erwegende Friedrich von der Pfalz von seinem ehrgeitzigen Hofprediger, und von seiner eitlen Gemahlin, zur Annahme der Krone beredet wird. Nr. 4. oder der biedre Bürgermeister von Stralsund vor dem Herzog von Friedland. Nr. 6. Gustav Adolphs Abschied von seinen Ständen. Nr. 7. Tilly vor Magdeburg.

1790. Nr. 9. Gustav Adolph im Sarge, und Nr. 10. Herzog Bernhard und der Pater Joseph, sind eben so meisterhaft erfunden und gezeichnet, als gestochen. Der Ausdruck in Nr. 5. oder K. Ferdinand, der zur Freude der Jesuiten das Restitutionsedict unterschrieben hat, ist bewundernswürdig richtig. Schade, daß so schöner Arbeit nicht wenigstens das Format einer Großoctavseite gewidmet werden konnte. Unter den drey Portraiten hebt sich am meisten Herzog Bernhard hervor.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1790, 11. December.

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1791. von Friedrich Schiller. Leipzig, bei G. J. Göschen.
2 fl. 24 kr.

Wer hier eine bloße Damenlektüre, süsse und leichte Biscuitwaare, sucht, der betrügt sich sehr; denn dieser Kalender enthält unter seiner niedlichen und geschmackvollen äusserlichen Gestalt einen männlichen Geist, der nur geistvolle Damen an sich ziehen kann, und nicht nur jedem Mann von Geist und Geschmack, sondern auch dem Geschichtskenner schätzbar sein muß, man mag auf den darinnen bearbeiteten historischen Gegenstand, oder auf die historische Kunst, womit er bearbeitet worden ist, Rücksicht nehmen. Wir reden zuerst von dem Äusserlichen. Das Titelkupfer stellt das Bild des Friedens vor, von Lips gezeichnet und gestochen. Die 12 Monatskupfer hat Chodowieki gezeichnet und Penzel gestochen, größtentheils vortreflich, unübertreflich aber in den beyden Jesuitengestalten Num. 5. wo in jedem Gesichtszuge, sogar in der Stellung, Loyolas Geist ganz verkörpert dargestellt ist. Die Kupfer stellen folgende Scenen aus der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs vor: Graf Thurn, wie er die Kaiserl. Kommissarien auf dem Prager Schlosse zum Fenster hinauswerfen läßt; den Churfürsten Friedrich von der Pfalz mit seiner Gemahlin und dem Hofprediger Skultetus, wie er sich über die Annahme der böhmischen Krone bedenkt; Eben denselbigen, fliehend nach der Prager Schlacht; Wallenstein vor Stralsund; Kaiser Ferdinand unterschreibt zur Freude der Jesuiten das Restitutionsedikt; Gustav Adolph nimmt Abschied von den

schwedischen Ständen und empfiehlt ihnen seine Tochter; das 1790.
Ungeheuer Tilly vor dem eroberten Magdeburg; Gustav Adolph, nach der Schlacht bey Leipzig, auf den Knien Gott für den Sieg dankend; Ebenderselbige nach der Schlacht bey Lützen im Sarge; Herzog Bernhard von Weimar, Pater Joseph, Kardinal Richelieu und Ludwig XIII; Herzog Bernhard von Weimar nach der Schlacht bey Breysach, vor ihm alle kaiserliche Generale gefangen; und der kranke Torstensohn findet nach dem Siege bey Jankowitz seine Gemahlin wieder. Auf diese Monatskupfer folgen 3 Bildnisse: Gustav Adolphs nach van Dyk, Königin Christina nach Bourdon, beyde von Geyser, und Herzog Bernhard von Weimar, von Lips; schöne und vortrefliche Stücke. Und nun zum Innern! Diess ist die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller, einem unserer ersten, talentreichsten Köpfe, der zuerst als Dichter voll Gluth und Phantasie auftrat, und nun unter den besten Geschichtschreibern Platz genommen hat. Wenn irgend ein Theil der vaterländischen Geschichte für den Teutschen interessant ist, so ist es gewiß der dreißigjährige Krieg. Nicht das gerechnet, daß derselbige einen grossen, bis auf unsere Tage fortwirkenden Einfluß auf die politische Verfassung, Religion und Sitten unsers Vaterlandes gehabt hat, eröfnet er uns einen Schauplatz, der an glänzenden Thaten, an unsterblichen Männern, an überraschenden Abwechslungen des Glückes, an verworrenen Schicksalen, und wundervollen Krisen sehr reich ist. Und was man nur immer von einer Geschichtserzählung fordern kann, das findet man hier fast alles beysammen. Richtige und lebhafte Darstellung, Scharfblick in Entwicklung und Verkettung der Ursachen und Wirkungen, wohlgetroffene Charakterschilderungen, tiefeindringende Reflexionen, passend in die Erzählung hineingewebt, vortrefliche Digressionen und endlich eine edle, kraftvolle Schreibart. Er eröfnet seine Erzählung mit der allgemeinen Bemerkung, daß, seit dem Anfang des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden, in der politischen Welt kaum etwas grosses und merkwürdiges geschehen ist, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte, und leitet daraus viele andere her, die eben so neu, als gedacht sind. S. 20. Scheint ihm erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den

1790. hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle als unter diesem war es den schwächern Fürsten möglich, die ausserordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. — S. 97 und 98. findet man trefliche Bemerkungen über die Vergrösserungssucht der alten österreichischen Kaiser. Von der Art, wie Herr Schiller über einen historischen Umstand zu reflektiren pflegt, mag folgende Stelle dienen. S. 192.

(Folgt ausführliches Citat.)

Die Charakterschilderungen glücken ihm vortreflich. Wir verweisen auf den Charakter Gustav Adolphs. — Die Würgescene zu Magdeburg gibt ein fürchterliches Gemälde. — In den Reflexionen geht Hr. Schiller oft einen neuen Weg, aber der Gang wird manchmal zu gedrängt, z. B. „So lange die Weisheit bey ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andern, als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß und sie kann auf Beyfall und Bewunderung zählen, so bald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarey, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen." — Da in diesem Kalender die Geschichte nur bis auf die Schlacht bei Leipzig geht: so wird jeder Leser der künftigen Fortsetzung mit Sehnsucht entgegensehen.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung auf das Jahr 1790, Nürnberg, (im Verlag der Grattenauerischen Buchhandlung 1791) 14. December.

Ueber die Würde des Schriftstellers und über ein Gedicht von Hrn. Schiller.

Wenn man die Wichtigkeit und Würde eines Menschen nach seinen Wirkungen, nach seinem Einfluß auf andere bestimmen

wolte, so würde der Schriftsteller auf der ersten Stufe unter den Sterblichen stehen. Der Mensch, mit Sprachorganen und mit Handlungsvermögen begabt, wirkt durch beyde auf den Zirkel derer, die um ihn sind, unmittelbar; der Einfluß davon verbreitet sich dann mittelbar weiter, und verliehrt sich endlich in der ringsum wimmelnden Menge der Menschen. Der Schriftsteller aber wirkt unmittelbar auf Taüsende, die er nie gekannt, nie gesehen hat, und dieser unmittelbare Einfluß verliehrt sich oft in Jahrtausenden nicht. Er spricht mit Menschen, die hundert, vielleicht tausend Meilen von ihm sind, spricht selbst oft nach dem Tode noch: mit mehreren Personen, als er im Leben je gesehn hat, und lebt schon für künftige Generationen. 1790.

Von dieser Seite betrachtet, ist die Würde des Schriftstellers größer, als irgend eine andere Würde im Staat, sein Wirkungskreis ausgebreiteter als der des Monarchen; die Rede seines Mundes lauter und gewaltiger als die des größten Redners. Er spricht, und seine Stimme schallt über ein ganzes Land; sein Volk horcht auf und hört seine Worte oft in den fernsten Provinzen zugleich. Von seinem einsamen Zimmer aus dominirt er über die Seelen Tausender, und bestimmt zum voraus, was sie denken und empfinden sollen. Er mahlt die Wohlthätigkeit mit liebenswürdigen Zügen; nach Jahren vielleicht lesen es Tausende an tausend verschiedenen Orten. Aller Seelen werden, wenn auch von fern nur, in die Stimmung versetzt, die der Mann auf seinem einsamen Zimmer hatte. Hier erhebt sich vielleicht von den Tausenden in der Rührung seines Herzens einer, geht hin, erquickt eine leidende Familie, und verwandelt ihre Thränen in Jauchzen und Frohlocken; dort erinnert sich vielleicht ein andrer an einen unglücklichen Freund, der seines Trostes bedarf, geht hin und erquickt sein Herz; dort wird vielleicht noch eine andre gefühlvolle Seele für das ganze Leben zum Wohlthun gestimmt. Der Schriftsteller schildert im Feuer seiner Einbildungskraft Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Redlichkeit, Menschenliebe, Gerechtigkeit; alle die ihn lesen, werden zu diesen Tugenden hingerissen, werden geneigter und williger, wenn die Gelegenheit sich beut, sie zu üben. Er sucht im Drange seines Herzens Trostgründe bey einem unglücklichen Leben hervor, sucht Gründe für Unsterblichkeit der Seele, für ein künftiges glücklicheres Leben, und mahlt sie in lebendigen Farben aus.

1790. Tausender Herzen werden erquickt, fühlen die Last des Lebens leichter auf ihren Schultern, und die Hofnung einer glücklichen Zukunft wird ihre Begleiterin durch dies Leben. Seine Schilderung ist lebhaft, ist belustigend und scherzhaft; Tausende werden aufgeheitert, gehen in den Zirkel ihrer Freunde, ihrer Familie, und heitern in dieser fröhlichen Laune auch alles um sich her auf. Wie unbegrenzt ist solch eine Wirkung! Wie unendlich solch eine Herrschaft in Körper- und Geisterwelt! Und dies waren dennoch nur die nächsten unmittelbaren Wirkungen; die fernern mittelbaren verliehrt das Auge. Der Schriftsteller ist einem gesunkenen Wurfe im Wasser gleich; die Schwingungen von ihm verbreiten sich ringsum über das Erdenrund. Eine Periode von seinen Schriften kann Einfluß auf eine Welt haben, ein Blatt Wirkungen für Tausende in die Ewigkeit.

Das Gemählde braucht der Vollendung nicht. Diese wenigen hingeworfenen Züge, die der Ausmahlung auf Bogen noch fähig wären, reichen schon zu, die so wenig beherzigte Würde des Schriftstellers dem Auge etwas näher zu bringen.

Aber wenn diese Würde entweiht, wenn sie zum Nachtheil der Menschheit angewandt würde? Wer ahndet hier nicht mit Schrecken, daß sie dann eben so viel Unheil in Körper- und Geisterwelt hervorbringen, eben so viel Elend, als die unentweihte Glück, verbreiten könne? Der talentvolle übeldenkende Schriftsteller kann, wie ein mächtiger, schadenfroher Dämon in der sichtbaren und unsichtbaren Natur tausend Arten von Unheil erschaffen. Er kann das größte moralische Ungeheuer auf Erden werden. Mit hellem Colorit übertünchte Wollust, gleichgültige Darstellung des menschlichen Elends, (denn es giebt warlich Schriftsteller, die die schreklichsten Qualen eines Menschen mit henkersmäßiger Kälte, mit ruhigem Lächeln schildern können, und dadurch das menschliche Herz, das so leicht einen Callus annimmt, noch mehr härten) wie Schlangen gewundene Schlüsse wider Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele, Schonung und Bemäntelung des Lasters, alle diese Züge in dem Werk eines talentvollen Schriftstellers und tausend andere können unendlichen und nahmenlosen Jammer in der ganzen lebenden Schöpfung verbreiten, und das menschliche Geschlecht würde vielleicht nach Jahrtausenden noch ein entsetzliches Weh über einen solchen Schriftsteller ausrufen, wenn es nicht zu blödsinnig wäre, um alles das geheime Verbrechen zu

durchschauen, was von ihm über die Schöpfung ausfloß. Und 1790.
weh einem solchen Schriftsteller! Wenn die Handlungen der Menschen nach ihren Folgen beurtheilt werden; so ist der Missethäter, der unter stundenlangen Marbern auf dem Rabensteine stirbt, ein Seraph gegen ihn. Heil uns, daß es von dieser Gattung nur wenig giebt, daß sie sich unter den Edleren verliehren, wie die Giftpflanzen unter den andern tausend Heil und Leben bringenden Kräutern!

Wer solte nicht zittern nur einen Gedanken nieder zu schreiben, der mit dem Glück der Menschen nicht bestehen kann? Dieser Gedanke kann allgegenwärtig unter ein ganzes Volk umherfliegen und an ihrer Ruhe nagen. Der Monarch, der über Millionen gebeut, kann einen Befehl, der seinen Unterthanen nachtheilig war, zurück nehmen; der Schriftsteller selbst ein Wort nicht. Dies ist ein Same, aus dem Heil oder Unheil für die Ewigkeit hervorwachsen kann.

Ich gehe von diesem allgemeinen Gegenstand zu einem besondern, von den Schriftstellern im Ganzen zu einem Individuum über; zu einem Schriftsteller, dem Clio, Melpomene, Thalia, Erato und Polymnia vereint einen unverwelklichen Kranz flechten, der auf der Bühne und im einsamen Zimmer zugleich hinreißt, gleich bewundert wird, kurz einer von denen, die im Anfange dieses Blattes geschildert wurden. Dieser große Schriftsteller indessen hat in gewissen Stunden der Laune und der Begeisterung das Eigene, daß er mit dem, was dem Menschen am wichtigsten, am heiligsten ist, wie mit einem Federball spielt. Vorzüglich thut er dies in ganz vortreflichen, man möchte sagen, unnachahmlichen Gedichten. Aber um so gefährlicher ist diese sonderbare, diese ihm nur eigene Spielerey. Herr Schiller würde es keinem verdanken, der ihm im Capwein unmerklich ein Succeßionspülverchen beybrächte; eben so wenig verdanken wir es ihm, wenn er uns in einem herrlichen Gedicht eine Moral einflößt, die unserer Ruhe, unsern Sitten und unserm Glück gleich gefährlich ist. Und diese Moral liegt bey genauer Entzifferung unwidersprechlich in dem schönen Gedicht: Die Resignation. Vor des Dichters Phantasie nemlich steigt ein Sterblicher auf, der nach einem in Enthaltsamkeit und genüßlos vollbrachten Leben zur Ewigkeit kömmt, und das Glück, das er in diesem Leben nicht fand, von ihr fodert. Dann ein Götterkind, das

1790. man ihm Wahrheit nannte, hatte ihn darauf verwiesen, und er hatte ihr seine süßesten Freuden geopfert:

„Ich zahle dir (sagte sie zu ihm) in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben."
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.
Gieb mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gieb Deine Laura mir.
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen."
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie ihr.

Die Welt hohnlächelte über seine Schwachheit und sagte:

Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,
Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.

Auch die Spötter witzelten laut über seinen Glauben, und riefen ihm zu:

Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlauerdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leiht?"

Ein Gaukelspiel, ohnmächtigen Gewürmen
Dem Mächtigen gegönnt,
Schreckfeuer angesteckt auf hohen Thürmen u. s. w.

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten
Die Mumie der Zeit
Vom Balsamgeist der Hofnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn — Unsterblichkeit?"

Für Hofnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?"

So spotteten sie über seinen frommen Wahn; er aber blieb unerschütterlich fest in seiner Hofnung, kommt nun am Ende seiner Laufbahn zur Ewigkeit und spricht: 1790.

All meine Freuden hab' ich Dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor Deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

So ruft der arme Sterbliche, und nun? Nun höre man den Lohn, der ihm wird:

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius,
Zwey Blumen, rief er — hört es, Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hofnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht;
Genieße wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehoft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen,
Was man von der Minute ausgeschlagen
Giebt keine Ewigkeit zurück.

So endigt dies vortrefliche Gedicht. Aber wie schrecklich werden wir in diesem vortreflichen Gedicht überrascht! Wie heftig wird unser Gefühl auf der empfindlichsten Seite erschüttert! Wir sind in einem schönen Irrgarten herumgeführt, und finden endlich in der Mitte desselben, wo wir die größte Schönheit erwarteten, den Minotaur mit aufgesperrtem Rachen; er hat eben einen armen Sterblichen verschlungen, und die Reihe wird bald auch an uns kommen.

Und nun die Moral von diesem schönen Gedicht. Wenn man nicht ganz andre Ideen mit den Worten verbindet, wie man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch thun darf, so lautet sie

1790. offenbar folgendermaßen: Es giebt keine Zukunft; alles was wir bey unserm Daseyn genießen wollen, müssen wir in unserm jetzigen Erdenleben suchen. Genieße deshalb jeder darinn so viel er kann und darf; wer Stärke genug hat, eine Zukunft zu glauben, der begnüge sich mit dieser süßen Hofnung, sie ist das einzige, was ihm bey seinem Daseyn beschieden war.

Arme Sterbliche! ihr seyd sehr stiefmütterlich von der Natur zum Daseyn ausgestattet, wenn man auf diese Moral fußen kann! Sie hat euch einen heißen, schmachtenden Durst gegeben, und giebt euch dabey einen kleinen unmerklichen Tropfen, diesen Durst zu stillen, oder vielmehr ihn zu reizen. Weh uns, wenn dies unser beschieden Theil ist!

Und der Genius, der uns diesen schrecklichen Glauben predigt, spricht von Liebe, spricht von Blumen, die er seinen Kindern giebt? Der Grausame! Er zerknickt beide Blumen, indem er sie uns reicht. Die eine davon Hofnung. raubt er uns durch seinen eignen Ausspruch; er läugnet ja ein künftiges Glück, worauf diese Hofnung sich gründen kann. Und Genuß? Ach, auch der Genuß wird verbittert, wenn ein Tag uns bevorsteht, der uns ihn auf ewig zu rauben droht. Dem Missethäter, dessen Todestag in einem Jahre bestimmt ist, schmeckt schon heute selbst ein köstliches Mahl nicht mehr. Aber es sey; wir wollen einmal annehmen, es sey wahrer Genuß bey diesem Glauben möglich: was wird aus dem Menschen werden? Ein ungezügeltes Roß, das die Leidenschaften so gewaltig spornen, bis es ausser Athem niederstürzt. Was würde heilig seyn auf der Erde? Welches Gesetz würde der Mensch nicht mit Füßen treten, so lange ihn nur die kurzsichtige menschliche Gerechtigkeit nicht erreichen könnte? Gotter thut einen Blick in eine Welt, wo dieser Glaube herrscht, und spricht:

Ich seh' die Bande der Natur
Zerrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre
Verbannt; zertrümmert die Altäre
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.
Ich seh' den Untergang der edelsten Geschlechter,
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,
Zu frechen Künsten auferzogne Töchter,
Und Männer ohne Bart, gebohrne Haremswächter,

In denen nie der Mann zur Reife kam; 1790.
Ich seh' die Ruh' der schönsten Ehe
Durch einen Lovelace gestört;
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe
Verführter Jungfraun Angst; sie schreyen wehe! wehe!
Und zucken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verlohren,
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.
Die Tugend flieht, und seufzt noch einmahl: Ach!
Und steigt empor zu ihrer Freunde Chore.
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,
Und Elend, sein Gefolge, wimmeln nach.
Banditen, Phrynen, Räuber und Gitone
Sind nun ein freier Staat; u. s. w.

O, wahrlich, wahrlich, die Welt würde ein Zusammenfluß von Abscheulichkeit, ein unförmlicher Klumpen voll Widerspruch, und endlich ein weites Grab des armen Menschengeschlechtes seyn, wenn der schreckliche Genius, der von Liebe spricht, Recht hätte:

Ist seine Lehre wahr, daß, wenn mein Leib zerfällt,
Mein Geist, der kaum sich selbst, kaum Gottes Welt erblicket,
Mit ihm zugleich vergeht, so ist in dieser Welt,
So unaussprechlich schön sie auch ihr Antlitz schmücket,
So vielen Zauber auch ihr Wesen in sich hält,
Für mich kein wahres Glück zu finden,
So seh' ich Schlangen sich um meine Speisen winden,
So regt bey jedem Glück, bey jeder sanften Lust,
Der Schreckgedanke sich in der geengten Brust:
Du stirbst in kurzer Zeit, bald wird die Lust verschwinden,
Bald wirst du nicht mehr seyn; wie kannst du Lust empfinden?
So mischt sich Wermuth in den Wein,
So kann für keine Lust mein Geist empfänglich seyn,
So ist mein Loos dem Loos des Missethäters ähnlich,
Der keine Ruhe fühlt, den keine Freude weckt,
Weil immer ihn das Ziel des nahen Todes schreckt,
So wünscht mein Geist zur Ruhe nichts so sehnlich

1790. Als: nicht zu denken, nein, nur zu empfinden bloß,
So bin ich klagenswerth selbst in des Glückes Schooß,
So kann ich jedem Schmerz erliegen,
So hab' ich nicht den Muth, die Leiden zu besiegen,
So wird das Elend eisern mir,
So ruht bei jeder Noth Verzweiflung vor der Thür,
So ist der Leidende zu seiner Qual gebohren,
So ists sein größter Feind, der ihn zum Seyn erkohren,
So wünscht' ich nicht zu seyn, so würd' ich gern ein Thier,
So wäre jeder Wurm weit glücklicher als wir.

Manche werden vielleicht finden, daß ich über diesen Gegenstand zu ernsthaft urtheile, man verzeihet so leicht einem schönen Gedicht, wenn auch weder Verstand noch Herz damit recht zufrieden seyn will. Aber wir sind hier wirklich von einer zu empfindlichen Seite angegriffen, von einer Seite, auf der das Glück unseres Lebens beruhet. Welcher Thor würde einen Löffel voll Honig nehmen, der ihm auf der Zunge süß schmeckte, aber nachher Bauchgrimmen, oder gar ein sieches Leben verursachte. Herr Schiller sagt zwar in einer Note unter dem vorhergehenden Gedicht: „Freygeisterei der Leidenschaft," er erwarte von dem billigen Leser, daß er bey den folgenden Gedichten eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen werde. Aber zum Unglück paßt diese Anmerkung bloß auf das erste Gedicht, und schlechterdings nicht auf das zweyte. In diesem ist weder Aufwallung der Leidenschaft, noch Verzweiflung eines Liebhabers; im Gegentheil herrscht durchgängig darinn ein ruhiger, kalter und philosophischer Ton eines armen Sterblichen, der an der Ewigkeit steht, und mit vielem Nachdruck ein lang erwartetes Glück fodert. Von dieser Seite also kann man unmöglich die gefährliche Moral dieses Stückes entschuldigen. Vielleicht aber kann man dies von Seiten der Aesthetik eher; vielleicht konnte ein so hoher Grad von dichterischer Schönheit nicht erreicht werden, wenn die Moral minder gefährlich war? Warum aber nicht? Der anstößige Punct kömmt ja erst ganz zuletzt, als der Genius auftritt und uns so empfindlich überrascht. Alle Schönheiten waren vorher schon in reichem Maaß verschwendet, und

es brauchte der Ueberraschung oder der Erschütterung zu einem schönen Ausgange gar nicht. 1790.

Wir würden es Herrn Schiller sehr verdenken, wenn er uns in einem so schönen Gedicht keine gleich schöne Moral gegeben hätte. Und wie leicht war dies nicht? Nur eine andere Wendung in den letzten drey Versen, nur gerade das Gegentheil von den Worten des Genius. Aber es gefiel dem Dichter nun einmahl, uns einen schönen Leckerbissen mit einem sehr bittern Nachgeschmack zu geben; man weiß freylich nicht eigentlich warum? Oder solte es dem Herrn Schiller wirklicher Ernst mit dieser Lehre sein? Solte sein Glaube mit den Worten des Genius übereinstimmen? In diesem Fall müßten wir ihn inständigst bitten, unserer Schwachheit zu schonen; und solte er vielleicht selbst stark genug seyn, diese Lehre zu ertragen, so braucht er nur einen Blick um sich her zu thun, um tausend und aber tausend zu finden, die dabey die Ruhe ihres Lebens einbüßen würden. Herr Schiller wird also gewiß aus Menschenliebe schon diese Lehre wenigstens für sich behalten, und weder in Prosa noch in Versen Proselyten zu machen suchen.

C. F. Benkowitz.

Archenholz, Neue Litteratur und Völkerkunde, Leipzig, 1790, Dezember, pag. 577—590.

Nachrichten von der Großmannischen Gesellschaft.

Braunschweig. — Den 5. (October 1789.) Kabale und Liebe, Tr. — Diesmal war die Schillersche Originalausgabe beibehalten. Vorhin hatten wir eine Vorstellung, wo sich das Stück wie ein Schauspiel, jedoch zur Zufriedenheit der Wenigsten, endigte. Indessen muß auch hier die ewige Spannung der Sprache und die üppige Reichhaltigkeit der Perioden, wenn man das Stück in kurzer Zeit mehrmal sieht, nothwendig ermüden.

Annalen des Theaters, Berlin, 1790, 5. Heft, pag. 36—37.



1791.

Erfurt.

1791. Den 3ten Jan. d. J. machte die hiesige Akademie der Wissenschaften an dem hohen Geburtstage **Sr. Kuhrfürstl. Gnaden zu Maynz, ihres gnädigsten Herrns**, ihr Urtheil über die Beantwortungen beyder von Höchstdenenselben selbst unter andern ausgewählten Preisaufgaben in einer feyerlichen Sitzung, welche für diesmal auf höchste Anordnung und im Beyseyn des Herrn Koadjutors Erzbischöfl. Gnaden, auf der Statthalterey bey einer ansehnlichen Menge anderer Liebhaber der Wissenschaften gehalten wurde, öffentlich bekannt. —

In eben der Sitzung verlas Hr. Professor P. Joseph Hamilton, seine, „Anmerkungen über die sonderbaren Erscheinungen und deren muthmaßliche Ursachen, des heftigen und außerordentlichen Gewitters am 28ten März 1790." Auch wurde Hr. Friedr. Schiller, Herzogl. Sachsen-Weimar. und Eisenachischer Hofrath, und Professor der Geschichte auf der Universität Jena, zum Mitglied erwählt.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1791, 7. und 13. Januar.

Leipzig. 1791.

Bey G. J. Göschen: Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1791 von Friedrich Schiller. Mit 16 Kupfern. 387 S. ohne den Kalender und die Erklärung der Kupfer; in Taschenformat. (Im gewöhnlichen Bande 1 Rthl. 6 Gr.; in Seide 1 Rthlr. 12 Gr.)

Was uns vor langer Zeit Herr Leisewitz versprochen hat, ohne je Mine zu machen, diese Hofnung zu erfüllen, — das schenkt uns hier Hr. Hofrath Schiller; eine „Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, für den Theil des Publikums, der bey der Erweiterung seiner Kenntnisse immer zugleich mit auf die Art, wie sie mitgetheilt werden, Rücksicht nimmt. Daß dahin nicht nur die Damen, für welche dieser Kalender (eine Fortsetzung des vorhergehenden von den Hrn. von Archenholz und Wieland), ausdrücklich bestimmt ist, gehören, brauchen wir kaum zu erinnern; ja wir glauben sogar, daß viele Damen den Werth dieser treflichen Arbeit weniger zu schätzen, fähig seyn werden, als der Mann, der bereits mit der ganzen Geschichte dieses Krieges durchaus bekannt ist. Nur dieser wird empfinden, mit welcher Kunst Hr. Schiller sein Sujet bearbeitet habe, und sich freuen, die glänzenden Hofnungen, die der Verfasser durch andere vorhergehende histδrische Schriften für sich erregt hat, hier von neuem erfüllt zu sehen. Wirklich können wir auch das Lob, das wir diesen Arbeiten im vorhergehenden Jahrgange dieser Blätter ertheilten, hier in vollem Maaße wiederholen. Es gewinnt nun immer mehr das Ansehen, daß Hr. Schiller, sich durch seine dramatischen Arbeiten nur zum Geschichtschreiber vorbereitet habe; wenigstens ists nun erkennbar, welchen vortheilhaften Einfluß jene auf seine historischen Schriften haben. Klaßische Sprache und geschmackvoller Vortrag, vorzüglich aber Fertigkeit in der Kunst, Charaktere zu entwerfen, und beym Leser die verschiedenen Leidenschaften und Gefühle zu erregen, würde auch diese Geschichte, als das Produkt der historischen Muse Hrn. Schillers verrathen, wenn er auch nicht genannt wäre, und wir finden es daher fast allzubescheiden, wenn der Herr Verf. äußert, daß diese Geschichte keinen Schmuck dulde, als die Würde ihres Innhalts. Wenigstens zeigt die Bearbeitung, wie tief der Verfasser diese Würde fühlte: und wer nur irgend noch an der Wichtigkeit dieser Geschichte

1791. zweifeln könnte, dürfte nur des Verfassers Einleitung lesen, um seine Meynung zu ändern, und sich mit uns darüber zu freuen, daß die Geschichte hier noch nicht geendiget ist. (Sie schließt sich nemlich mit Gustav Adolphs Zuge nach Franken und nach dem Rhein; in den schönen von Chodowiecky, Geyser, Lips und Penzel herrührenden und bereits in der Ankündigung dieses Kalenders weitläufiger gedachten Kupfern, und deren Beschreibung aber, die um so weniger zu überschlagen ist, da sie zum Theil Zusätze und Anekdoten enthält, die in der Geschichte selbst nicht Platz fanden, wird der Leser schon etwas weiter geführt.) Bey einer solchen Bearbeitung konnte der Hr. Verfasser die ganze Geschichte dieses Krieges hier nicht zusammen drängen; schon die trefliche Einleitung, worin die allmählige Vorbereitung dieses schrecklichen, aber auch mit den glücklichsten Folgen begleiteten Krieges, und vorzüglich der Einfluß der Reformation auf die völlige Umänderung des deutschen, oder vielmehr europäischen Staatsinteresse, dargestellt wird, und die wir um vieles nicht entbehren möchten, wird die Geschichte selbst den Leser, nur bey geringer Aufmerksamkeit, davon überzeugen, und wir glauben daher um so mehr eines solchen Beweises entübrigt zu seyn. Auch würde diese Deduktion für eine Anzeige, wie diese, zu stark werden; wir würden uns auf Auszüge einlassen und Proben geben müssen, die unsern Aufsatz zu sehr verlängern würden und überflüßig scheinen könnten, da jeder Leser wohl so sehr als möglich eilen wird, sich des Vergnügens dieser Lektüre theilhaftig zu machen. Unmöglich können wir aber diese Anzeige schließen, ohne die beym Lesen so oft veranlaßte Bemerkung hinzuzufügen, daß der Hr. Verfasser durchgehends, selbst da, wo es fast unmöglich schiene, eine Unpartheylichkeit beweiset, die ihm eben so sehr Ehre macht, als die übrigen Eigenschaften, die ihn von so vielen seiner Mitbewerber um den Preis in der historischen Kunst auszeichnen.

Erfurtische Gelehrte Zeitung, Erfurt, 1791, 13. Januar.

Ueber die Schuchische Gesellschaft. 1791.

Königsberg in Preußen, den 3. Febr. 1791.

Den 10ten (Januar), Die Räuber, bei vollem Hause. — Daß Franz Moor, Daniel und Herrmann hier beständig in alt deutscher Tracht, die Räuber aber als moderne Leipziger Studenten gekleidet sind, ist eine unverzeihliche Absurdität der öffentlichen Rüge werth. Der wahre Künstler braucht als Franz Moor die Hamlets-Jacke nicht, um zu gefallen.

Annalen des Theaters, Berlin, 1791, 7. Heft, pag. 103—104.

Historischer Kalender für Damen. Von Friedrich Schiller. Leipzig, bey G. J. Göschen. 1791. (Pr. 1 Rthlr. 4 Gr.)

Vaterländische Geschichten müssen deutschen Damen immer in ihrer Lectüre erwünschliche Gegenstände sein. Der merkwürdigste Zeitraum dürfte darin der vom 30jährigen Kriege, sohin die Geschichte desselben keine unschickliche Wahl für einen historischen Kalender sein. Es war zu vermuthen, daß man deutsche Damen mit militärischen Operationen, mit unverständlichen Erzählungen von den Bewegungen der Armeen, und mit Planen und Ausführung der Schlachten zu amüsiren sich nicht beykommen lassen könne; sondern das liefern müsse, was die damahligen Zeiten vorzüglich charakterisirte. Schiller hat das vortrefflich geleistet. Ungemein schön ist das Gemählde der damahligen Zeit; deutlich, und unparteyisch die Lage der Dinge dargestellt, die Ursachen und Folgen genau entwickelt, Charaktere und Begebenheiten treffend geschildert, und alles verräth den großen Blick, womit das Ganze umfaßt ist, und den Scharfsinn, womit die einzelnen Theile beurtheilet und gereihet sind. Würde des Styls, historische Kunst, und ästhetische Schönheit mit den 12 von Chodowiecky herrlich gestochenen Monathskupfern empfehlen diesen Kalender noch mehr, welche die interessantesten Personen, und merkwürdigsten Begebenheiten enthalten. Gleich schön sind die 3 Köpfe von Gustav Adolph, Herzog Bernhard, und Christine (Königinn von Schweden) alle nach den treffendsten Gemählden von Lips und Geyser gestochen. Wir gestehen es gerne, daß es uns viele Freude macht, wenn große Männer es nicht unter ihrer Würde

1791. halten, solche historische Werke zu ihrer Lectüre zu wählen. Ein Kalender zirkulirt mehr und schneller, als andere Bücher — es ist also auch nicht zu zweifeln, daß dadurch, wenn die Auswahl der Stücke dazu geeignet ist, feiner Geschmack, und nützliche Kenntnisse leichter verbreitet werden könnten.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1791, 16. Februar.

Historischer Calender für Damen, für das Jahr 1791. von Friedrich Schiller. Leipzig bey G. J. Göschen.

Man erweiset diesem zweyten Jahrgang des Histor. Calenders für Damen bloße Gerechtigkeit, wenn man ihm unter allen Taschenbüchern dieser und ähnlicher Art die erste Stelle einräumt. Ich setze, wie billig, voraus, daß derjenige Theil des Publicums von beyderley Geschlechte, welchem die Stimm-Fähigkeit bey Beurtheilung solcher literarischer Unternehmungen zukommt, mit dem Verleger darin übereinstimme, daß ein Taschen-Calender, deßwegen, weil er vornehmlich zum Gebrauch des schönen Geschlechts bestimmt ist, nicht zu einem so frivolen Inhalt verurtheilt sey, wie ihn vielleicht der leichtsinnigste, am wenigsten gebildete und also der Bildung am meisten bedürftige Theil des leztern wünschen und erwarten möchte. Frivolität ist kein Ingrediens in den eigenthümlichen Charakter der Teutschen; was sich davon unter uns findet, ist von einer Nazion zu uns herüber gekommen, die seit mehr als einem Jahrhundert theils durch wahre, theils durch blendende und verführerische Vorzüge sich eine Art von despotischer Herrschaft in allem was von Geschmacke, Meynung und Mode abhängt, über ganz Europa, besonders über uns Teutsche bemächtigt hat, und von welcher mit gleichvielem Grunde gesagt werden kann, daß sie unsern Sinn für das wahre Schöne und Zierliche, Anständige und Schickliche gebildet und geschärft, aber auch von Zeit zu Zeit wieder verfälscht, verschroben und abgestumpft habe. Frivolität mag wohl unter einer von Natur sehr lebhaften und geistvollen Nazion, deren obere Classen durch übermäßige Verfeinerung und Uippigkeit entnervt und zu gleicher Zeit durch den insolentesten Despotismus

des Hofes und der Großen zusammengedrückt waren — so lange 1791.
dieser Zustand von politischer und moralischer Vernichtung dauerte — eine reizende, und, in so ferne sie sich mit Witz und Geschmack, Gefühl und Grazie in tausenderley Gestalten und Verkleidungen zu schminken und herauszuputzen wußte, beynahe eine liebenswürdige Untugend gewesen sein. Aber auf teutschen Boden versezt, verliert sie alles wodurch sie einst in ihrer Heimath blendete und verführte; sie paßt weder zu unserm Klima noch zu unsrer Lebensweise, weder zu unsrer Verfassung, noch zu unsern Sitten; sie steht vielmehr mit allem diesem und mit unserm daraus sich formierenden Nazional-Charakter in dem offenbarsten Widerspruch; und es wäre also doppelt lächerlich, wenn wir zu einer Zeit, da die Franzosen selbst aufgehört haben frivol zu seyn, noch auf eine vermeynte Artigkeit Anspruch machen wollten, die uns so übel ansteht; denn, unter uns gesagt, ein frivoles teutsches Mädchen, eine frivole teutsche Frau ist unstreitig das fadeste, platteste, widerlichste, und — wenn anders ein von den zwey Antipoden, Lavater und Bahrdt, bis zur gänzlichen Abnützung gebrauchtes Wort noch dieses einzigemahl brauchbar ist, — das ungenießbarste Ding unter der Sonne.

Doch, die Anzahl solcher mißrathenen Copien eines Originals, das selbst keinen andern Werth hat, als den ihm Thorheit, Grillenhaftigkeit und momentane Laune beylegen, ist so beträchtlich nicht unter uns, daß der Unternehmer eines dem weiblichen Geschlechte vorzüglich zugeeigneten Lesebuchs zu besorgen hätte, falsch gerechnet zu haben, wenn er auf eine große Anzahl von Leserinnen rechnete, für welche eine ernsthafte, den Geist zugleich nützlich beschäftigende und angenehm unterhaltende Lectüre nichts Abschreckendes hat. Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, daß die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichsten Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren läßt, sondern sie zu desto vollkommnerer Erfüllung derselben geschickt machen kann — und, so der Himmel will, ist es auch unter dem verständigen Männern keine Frage mehr: ob nicht, so wie wir selbst an Cultur zunehmen, auch das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engesten Verhältnisse mit uns gesezt, zu Gehülfinnen unsers Lebens, zu Müttern und Erzieherinnen unsrer Kinder, zu unsern Freundinnen, Rathgeberinnen und Gesellschaf-

1791. terinnen bestimmt hat, kurz, das Geschlecht, dessen liebenswürdige Eigenschaften und Tugenden zum Glücke unsers Lebens und zum gemeinen Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft gleich wesentlich und unentbehrlich sind, — verhältnißmäßig auch gleichen Schritt mit uns halten, und, (so weit als es der Umfang und die Grenzen ihrer allgemeinen und besondern Bestimmung zulassen) auch durch Aufklärung ihres Verstandes, Erweiterung ihrer Kenntnisse und Veredlung ihrer Gesinnungen aus dem schmählichen Zustande von Unterdrückung und Sklaverey, worin sie unter den Barbaren und Halb-Barbaren der übrigen Welttheile schmachten, herausgezogen, und in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebührt, eingesezt werden müsse?

Man verzeihe mir diese, durch die Gelegenheit veranlaßte Reflexion, weil sie eine Wahrheit sagt, welche unter jene trivialen und von jedermann anerkannten Wahrheiten gehört, die demungeachtet (besonders hier und da, wo noch große Ueberreste der alten Barbarey und Finsterniß in Teutschland wegzuräumen sind) nicht oft genug in Anerinnerung gebracht werden können. Diejenigen, die als Augenzeugen wissen, wie es mit der Nazional-Cultur (besonders in sofern sie durch das was man Lectüre nennt, bewirkt wird) vor vierzig bis funfzig Jahren unter uns stand, werden gestehen: daß die Fortschritte, die wir in dieser Zeit gemacht haben, groß genug sind, daß unsre Urahnfrauen, wenn sie (wie Lucians Wiederauflebende) auf einmal wieder unter uns erschienen, sich in eine andere Welt versezt glauben würden. Wo ehemahls kaum in den höchsten Classen hier und da einige Damen waren, die etwas Gedrucktes, ausser ihrem Gebetbuche und dem gemeinen Hauscalender, kannten, und sich in müßigen Stunden etwa mit Herkules und Herkuliskus, der römischen Octavia und Lohensteins Arminius — und in der Folge mit der Asiatischen Banise, Neukirchs Telemach und andern allgemein beliebten Büchern ihrer Zeit unterhielten, — da ist jezt das Lesen auch unter der Mittelklasse, und bis nahe an diejenige, die gar nicht lesen gelernt haben, allgemeines Bedürfniß geworden; und gegen Ein Frauenzimmer, welches vor funfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschäztes Buch laß, sind jezt (um nicht zuviel zu sagen) hundert, zumahl in kleinern Städten und auf dem Lande, wo es an den Zerstreuungen der großen Städte fehlt — die Alles lesen, was ihnen

vor die Hände kömmt und einige Unterhaltung ohne große Be- 1791.
mühung des Geistes verspricht.

Es ist hier nicht der Ort uns in eine Aufzählung und Untersuchung der mannichfaltigen guten und schlimmen Folgen, die aus dieser sich immer mehr ausbreitenden Lesesucht der weiblichen Hälfte der Nazion natürlicher Weise entspringen müssen, einzulassen: aber, daß es weder für den Kopf und das Herz unsrer Weiber und Töchter, noch für die Ruhe und den Wohlstand der Familien, und (wenn wir die Sache aus einem noch höhern Gesichtspunkt betrachten) für die Sitten überhaupt und für das allgemeine Beste der jetzigen und nachfolgenden Generazion, nichts weniger als gleichgültig sey, mit was für Lectüre unsre jungen Schönen unterhalten werden? ob durch das was sie lesen ihr Geschmack richtig oder falsch gebildet, ihr Geist wohl oder übel genährt, ihr Herz verbessert oder verschlimmert, mit Kenntniß und Liebe der Pflichten und Tugenden ihrer wahren Bestimmung, oder mit frivolen Phantasien und mit dem Zunder ausschweifender und verderblicher Leidenschaften angefüllt werde? — daß dies keine gleichgültige Sache sey, muß einem jeden in die Augen leuchten, der nur ein wenig über den Einfluß der Lectüre, zumahl auf die Jugend und auf ein Geschlecht, welches für alle Arten von Eindrücken am empfänglichsten ist, nachgedacht hat. Und daß man darüber nachdenke, wird täglich um so nöthiger, je gewisser es ist, daß, so wie die Speculazionen der Büchermacher und Verleger, den Luxus der Lectüre auf alle nur ersinnliche Weise zu vermehren, keine Gränzen haben: durch eine ganz natürliche Folge auch die Leichtigkeit, die Leselust zu befriedigen, immer zunimmt; indem überall, sogar in den kleinsten Orten, Anstalten getroffen werden, dem Publico, besonders der Jugend beyderley Geschlechts, alle Arten von guten und schlechten Lesereyen, ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, ja vielleicht mit geflissentlicher Rücksicht auf das was die Lüsternheit, den Leichtsinn und die aufkeimenden Leidenschaften der Jugend am meisten reizen kann, auf die bequemste und wohlfeilste Art in die Hände zu spielen.

Von der Zeit an, da das weibliche Geschlecht unter einer Nazion an der Geistes-Cultur, so fern sie durch Bücherlesen erhalten wird, beynahe unbeschränkten Antheil nimmt, ist es ein wirklicher Dienst, der dem gemeinen Wesen geleistet wird,

1791. wenn man diejenige Gattung von Schriften, welche besonders für Leserinnen bestimmt sind, zu immer größerer Vollkommenheit zu bringen sucht. Es ist nicht genug, daß es nicht an Büchern fehle, welche ihrem Geiste überhaupt eine zugleich gesunde und angenehme Nahrung, oder wenigstens eine dem Verstand, dem Geschmack und dem Herzen unschädliche Gemüthsergötzung verschaffen; nicht genug, daß die Lectüre das ihrige beytrage, um sie witziger, artiger, angenehmer, unterhaltender in der Gesellschaft zu machen: die Ausbildung ihrer Seele giebt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nazionalverbindung, als Glieder des politischen Körpers dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engern häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfodert, auch die höheren Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohl des Ganzen in ihrer Maaße mit uns zu theilen. Ich besorge von meinen Lesern kein unzeitiges Persifflage über das was ich jezt sage; oder ich würde mich wenigstens dadurch nicht irre machen lassen, da es hier darum zu thun ist von einer ernsthaften Sache ernsthaft zu sprechen. Wenn gleich (Dank sey dem täglich zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun!) das Heurathen immer schwerer und seltner wird: so bleibt es doch der Wunsch der Natur sowohl, als der Bürgerlichen Gesellschaft, daß jedes Mädchen Ehgattin und Mutter werde; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung ihrer Kinder das ihrige beyzutragen. Durch eine ganz natürliche Folge wächst also der Antheil, den das weibliche Geschlecht an der Erziehung des Männlichen nimmt, in eben dem Verhältniß, worin es an Aufklärung, nützlichen Kenntnissen und edeln Gesinnungen zunimmt; und eben darum wird es um so nöthiger, daß die Weiber*) vorzüglich, vor tausend andern Gegenständen der Wißbegierde, sich mit denjenigen beschäftigen, wodurch sie in dem Gefühl und Bewußtseyn ihres Verhältnisses gegen die politische Gesellschaft, welcher sie angehören, erhalten werden. Denn wie kann man erwarten, daß eine Mutter die Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die Theilnahme an dem Ruhm und Wohlstande der Nazion, die dankbare Schätzung der Vortheile, die uns durch die Verfassung derselben, durch die Verdienste unsrer Vor-

fahren, und durch die Arbeiten unserer Zeitgenossen zu statten 1791.
kommen, u. s. w. in ihrem Sohn entwicklen und unterhalten werde, wenn sie selbst von allem diesem keine oder nur verworrene und unzusammenhängende Begriffe hat? Ist es also nicht Schande, wenn — zu einer Zeit, da beynahe alle schönen Augen sich mit Lesen abnutzen, zu einer Zeit, da Lectüre ein fast allgemeines Bedürfniß unsrer Damen geworden, und man hierin schon lange bis zum Luxus gegangen ist, — doch noch so Viele, selbst in den höhern Classen, zu finden sind, denen alles andere bekannter ist, als die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, ihrer eigenen Nazion? Und welch ein Uebermaß von Schande, daß sich gerade in diesen höhern Classen noch so manche in allen Theilen Teutschlands befinden, die — eben darum, weil sie in der Geschichte des Vaterlandes von welchem sie so viele Vortheile ziehen, der Nazion welche ihnen so viele unverdiente Vorrechte zugesteht, so unwissend sind — sich Teutsche zu seyn schämen, so viel möglich zu verbergen suchen, daß sie es wenigstens der Geburt nach sind, und mit lächerlicher Verachtung (wodurch sie sich selbst sogar in den Augen vernünftiger Ausländer verächtlich machen) auf die Sprache, Literatur, Künste und Producte des Genies und des Fleisses ihres Volkes herabblinzeln!

Es ist hohe Zeit, daß es endlich hierin anders mit uns werde — und anders wird es auch werden, wenn unsre besten Köpfe fortfahren, mit immer mehr Eifer die großen gemeinsamen Nazional-Gegenstände, Sprache und Alterthümer, ältere und neuer Geschichte, Zusammenhang des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes des teutschen Reichs, und mögliche Verbesserung des leztern auf Vernunft- und Ordnungsmäßigen Wegen, zu Gegenständen ihrer literarischen Arbeiten zu machen. Man hat sich lange mit der Entschuldigung beholfen, es fehle uns an historischen Werken über unsre vaterländische Geschichte, die man mit Vergnügen lesen könne. Dieser Klage ist zum Theil schon seit geraumer Zeit Hrn. Schmidts allgemein geschätzte Geschichte der Teutschen abgeholfen; theils haben wir die angenehme Aussicht vor uns, daß Alles, was Leser, die nur durch einen hohen Grad von Vollkommenheit zu befriedigen sind, in jeder Rücksicht von einem neuen Geschichtschreiber Teutschlands fodern und erwarten können, durch einen Mann werde

1791. geleistet werden, den sein zugleich weit umfassender und tief eindringender Blick und sein scharfsichtiges Urtheil, verbunden mit der seltenen Geschicklichkeit in Composizion und Darstellung, die er in andern Fächern, wo der Imaginazion mehr erlaubt ist, bewiesen hat, ganz vorzüglich zu der rühmlichen Laufbahn zu bestimmen scheinen, in welcher sein erster Versuch (die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung) schon den künftigen Meister ankündigte, der nun mit jedem neuen Schritte dem Ideal der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt.

Da die Betrachtungen, die ich bey dieser Gelegenheit über die Nothwendigkeit, der Cultur des weiblichen Geistes die zweckmäßigste Richtung zu geben, angestellt habe, mir den besondern Gesichtspunkt angeben, aus welchem ich den Werth des historischen Calenders für Damen beurtheile: so kann ich nicht anders als unsern teutschen Frauen und Jungfrauen Glück dazu wünschen, daß ein Schriftsteller von diesem Werth und Ruhm sichs zur Ehre geschätzt hat, eines der wichtigsten Stücke unserer Vaterländischen Geschichte ausdrücklich für sie zu bearbeiten. Ich hoffe nun von Niemand, der die Sache mit mir aus eben demselben Gesichtspunct ansieht, die Frage zu hören: warum mußte gerade der Dreyßigjährige Krieg zur Unterhaltung unserer Damen in diesem Jahrgang gewählt werden? oder was für ein vorzügliches Interesse sollen diese an demselben finden? — Gleich als ob, — nächst dem siebenjährigen Kriege, dem ausserordentlichsten Schauspiel unsers und aller vergangenen Jahrhunderte — die Geschichte irgend einen andern Krieg aufzuweisen habe, der an allem, was eine Reihe ungewöhnlicher Weltbegebenheiten sowohl durch die mannichfaltigste Abwechslung der lebhaftesten Gemüthsbewegungen, in welche der Leser durch die darstellende Erzählung derselben gesezt wird, als durch den Reichthum an Welt- und Menschenkenntniß, der daraus zu schöpfen ist, und durch die Wichtigkeit der Folgen und Beziehungen auf unsern gegenwärtigen Zustand, interessant machen kann, mit dieser in Vergleichung käme? — Doch, die Begierde und der allgemeine Beyfall, womit die in gegenwärtigem Jahrgang gelieferte erste Hälfte dieser Geschichte von Leserinnen sowohl als Lesern aufgenommen worden, ist die beste und be-

schämendste Antwort für die Zweifler, die unsern teutschen Frauen 1791.
nicht Seele genug zutrauen, um eine solche Geschichte, — so erzählt, so scharfsinnig entwickelt, so unpartheyisch und doch mit soviel Wärme und Ordnung, und in einer so schönen Sprache vorgetragen — anziehender zu finden als irgend einen Roman, dem, wenn er auch (was jezt so selten ist!) in seiner Art vortreflich wäre, doch immer das Verdienst der historischen Wahrheit fehlt. Hoffentlich wird der V. sich durch eine so angenehm belohnende Aufnahme bewogen finden, uns nicht nur im künftigen Jahre mit der ungedultig erwarteten Vollendung dieses wichtigen Stücks der vaterländischen Geschichte, sondern auch, bey künftiger Fortsetzung des historischen Calenders, mit noch mehrern, einer nicht minder interessanten Bearbeitung fähigen, und als für sich bestehende Gemählde darzustellenden Stücken unsrer Geschichte zu beschenken. Ich überlasse es andern Journalen und historischen Kunstrichtern von Profession, tiefer in die mannichfaltigen Verdienste dieses schönen Products der historischen Muse meines Freundes einzugehen; oder auch ihre Unpartheylichkeit durch Bemerkung eines oder des andern Flecken (woran es auch den besten Menschenwerken nicht fehlen kann) zu bethätigen, und begnüge mich nur noch zu bemerken: Hr. S. habe in diesem Werke sich dem, was ich für die höchste Tugend des historischen Styls halte, der Vereinigung des Anschaulichen mit einer großen, wiewohl nicht unzierlichen Simplicität, bereits mit so starken Schritten genähert, daß ich mich versichert halte, er werde — zum Erstaunen derjenigen, die so etwas dem Verfasser des Don Carlos nicht zugetraut hätten — bey fortgesezter Uebung in dieser Art des Vortrags einen Grad von Vollkommenheit erreichen, der ihm auch in dieser Rücksicht einen Platz unter den Günstlingen der Muse der Geschichte verdienen werde. Der Verleger, Herr Göschen, hat weder Fleiß noch Kosten gespart, diesen zweyten Jahrgang des histor. Calenders für Damen, des Nahmens den er vor der Stirne führt, und der Augen, für die er bestimmt ist, würdig erscheinen zu lassen. Zum Lobe der 16 Kupfer, womit er geziert ist, brauche ich nichts weiter zu sagen, als daß die zwölf historischen — von Chodowiecky gezeichnet, und die drey Bildnisse, Gustav Adolph, Königin Christine, und Herzog Bernhard von

1791. Weimar, nebst dem Titelkupfer, von Lips gezeichnet und gestochen sind. W.

*) Es versteht sich von selbst, daß hier immer nur von den Classen und einzelnen Personen die Rede ist, welche vermöge ihrer Umstände und Anlagen an einer grössern Geistes-Kultur Antheil haben können und sollen.

Wieland, Der Neue Teutsche Merkur, Weimar, 1791, Februar, pag. 197—211.

Leipzig.

Bey G. J. Göschen: Thalia, herausgegeben von Schiller. Zehntes Heft. Eilftes Heft. 1790. Die meisten Aufsätze in diesen beyden Heften sind einer ernstern Muse gewidmet, als der, wovon die Schrift den Namen trägt, und historischen Inhalts. In das Gebiet der dramatischen und der schönen Litteratur überhaupt gehören nur folgende Stücke: Scenen aus der Sacontala, oder dem unglücklichen Ring, einem indischen, 2000 Jahr alten, Drama. Aus dem Indischen ins Englische, und aus diesem ins Deutsche übertragen. Es wäre zu wünschen, man wüßte, wie genau der erste Uebersetzer sich an das Original gehalten hat; indessen beweist der durchaus fremde, nicht europäische, Ton des Ganzen, daß er nicht hineingelegt hat, wenn auch vielleicht vieles unter seinen Händen verlohren gegangen ist. Die Scenen sind voll süßen kindlichen Geschwätzes, voll unschuldiger, naiver Coquetterie; es herrscht eine feine Sensibilität darinn, welche die zartesten Blüthen des Genusses mit schonender Hand zu pflücken weiß. Ueber die Humanität des Künstlers. Ein mit hinreißender Fülle geschriebener Aufsatz von Hrn. Forster, in dessen Ansichten vom Niederrhein &c. er jetzt schon wieder abgedruckt steht. Der versöhnte Menschenfeind. Einige Scenen aus einem Drama, welches nicht vollendet werden soll, weil der Verfasser für die Ausführung dieses Charaktergemäldes eine andre Form günstiger hielt. Sie enthalten einige gute Gedanken, in einer glänzenden Sprache gesagt, aber die Behandlung ist undramatisch. Unter den historischen

Aufsätzen sind die wichtigsten: Die Sendung Mosis im 1791.
zehnten, Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde, und die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon im eilften Heft. Die Ideen in den beyden ersten Abhandlungen sind nicht neu, aber hier mit Würde in einem einfachen Stil vorgetragen. Bey dem Aufsatze über die Sendung Mosis ist auch die Hauptquelle angegeben, woraus der Verfasser vorzüglich geschöpft hat: eine Abhandlung über die ältesten Hebräischen Mysterien vom Bruder Decius. Moses war in den ägyptischen eingeweiht, und machte das, was dort die Epopten erfuhren, zum Inhalte der Volksreligion, die er lehrte. Hiebey bleibt noch immer der Zweifel übrig: Da Moses die eine der beyden großen Lehren, die ihm in den ägyptischen Mysterien offenbart waren, die von der Einheit Gottes, den Hebräern so sehr einschärfte, warum verschwieg er die andre, nemlich die von der Unsterblichkeit der Seele, oder gab höchstens nur dunkle Winke davon? War etwa diese Lehre für ein so rohes und tiefgesunkenes Volk zu schwer zu begreifen? Die Geschichte der Religionen lehrt, daß die Menschen sich weit leichter wenigstens zu verworrenen Begriffen von einem Leben nach dem Tode, als zum Monotheismus erheben. Und überdies beweisen auch die häufigen Abfälle zur Abgötterey, die Moses selbst erlebte, daß er den Hebräern die Lehre von der Einheit Gottes früher gegeben hatte, als sie sie tragen konnten. Der zweyte Aufsatz enthält interessante Speculationen über die ersten Entwicklungen der menschlichen Natur, und die ersten Fortschritte des geselligen Lebens, angeknüpft an die ersten Kapitel der Genesis. Bey der Darstellung der Lykurgischen Gesetzgebung ist noch alles in dem Gesichtspuncte gelassen, in den sie gewöhnlich, dem Plutarch zufolge, der ohne Rücksicht auf den Geist der Zeiten, den Lykurg zum stoischen Philosophen macht, gestellt wird. Eine kritische Untersuchung der Sagen vom Lykurg und der Lobeserhebungen der Spartanischen Sitten, die sich meistentheils aus Zeiten herschreiben, wo diese Sitten nicht mehr existirten, würde sich wohl auf eine Erforschung der Ursachen einschränken, wodurch die Lacedämonier auf einer Stufe der Barbarey, worauf ganz Griechenland, nur mit einigen Modificationen, die von der Verschiedenheit der Stämme und Gegenden herrührten, einmal gestanden hat, mehrere Jahrhunderte länger fest-

20*

1791. gehalten wurde. — Die übrigen historischen Aufsätze sind: Die enthüllte Bastille. Eine Erzählung von der Einnahme derselben, aus dem Französischen. Verschwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig. Auflösung des Geheimnisses der eisernen Maske, aus den Memoires des Herzogs von Richelieu. Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1791, 30. April.

Jena. Der Liebling der deutschen Musen, Hofrath Schiller ist hier gestorben.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1791, 8. Juni.

Hofr. und Dichter Schiller lebte noch am 4. Jun. zu Jena; war aber sehr krank. Doch hoffet er zu genesen.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1791, 27. Juni.

Leipzig, b. Göschen: Thalia. Herausgegeben von Schiller. Zehntes Heft. 160 S. Eilftes Heft. 144 S. 1790. gr. 8.

Wenn wir uns bey der Anzeige dieser beiden Stücke einer mit Recht vorzüglich beliebten Zeitschrift etwas länger, als sonst bey periodischen Werken geschieht, verweilen, so mag dies die Erheblichkeit der darinn enthaltenen Aufsätze rechtfertigen. Im zehnten Heft findet man zuerst eine sehr lesenswürdige Abhandlung: die Sendung Moses. Der Vf. zeigt zuerst, daß der für die Israeliten bestimmte Heerführer weder bloßer Ebräer noch Aegyptier seyn konnte, und daß daher die Weisheit der Vor=

sehung einen Mann dazu ausersah, der zwar Ebräer von Geburt 1791.
war, aber ägyptisch erzogen, mit ägyptischer Weisheit ausgerüstet, und von den Priestern dieser Nation erzogen, vermuthlich auch anfangs zum priesterlichen Stande bestimmt, folglich eingeweiht in der Philosophie der Symbolen und Hieroglyphen, folglich auch in den Geheimnißen der heiligen Thiere. Der Inhalt der ältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustandes, war höchst wahrscheinlich Einheit Gottes, und Widerlegung des Paganismus und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Es gab Stufen oder Grade, durch welche die sogenannten Epopten zu diesen wichtigen Aufschlüssen gelangten. Eine vorläufige nothwendige Cerimonie vor jeder Einrichtung war die Beschneidung. Unter den Geräthen des innern Tempels befand sich eine heilige Lade, der Sarg des Serapis genannt. Sie herumzutragen war ein Vorrecht der Priester; und nur der Hierophant durfte sie aufdecken oder auch nur berühren. Dieser reine Deismus stürzte den Götzendienst von innen, und beförderte ihn von außen. Zur Erziehungszeit Mosis näherte sich dies ganze priesterliche Institut wahrscheinlich schon seinem Verfalle; aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden. Moses brachte daraus jene Lehre von der Einheit des Weltschöpfers mit, und zugleich Bekanntschaft mit den Kräften der Natur, wodurch er in Stand gesetzt wurde, Wunder zu wirken. Vielleicht hatte er zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet. Die ägyptische Erziehung hatte jedoch sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Mit seiner durch den Ausbruch desselben veranlaßten Flucht begann eine neue Epoche seines Lebens, und er trug einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation mit sich in die arabische Wüste. Hier suchte er Hülfe bey der Vergangenheit und Zukunft, und besprach sich mit seinen stillen Gedanken. Heftiger Trieb, zu handeln und sich hervorzuthun, gesellte sich zu seinem beleidigten Stolze. Er entschloß sich zur Rettung seines Volks. Vorher aber mußte er es dieser Wohlthat fähig machen. Hierzu bediente er sich seines Vertrauens auf überirdischen Schutz, seines Glaubens an übernatürliche Kräfte. Den wahren Gott konnte, und einen falschen wollte er den Ebräern nicht verkündigen; und so blieb ihm nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art bekannt zu machen. Er giebt ihm Eigenschaften,

1791 die ihrer Fassungskraft gemäß sind. Er macht ihn zum Einzigen, zum besondern, eigenthümlichen Gotte dieses Volks, und zugleich zum Gott ihrer Väter. Um ihn auch als den mächtigsten Gott darzustellen, und seine Sendung zu rechtfertigen, unterstützte er sie durch Wunderthaten. Auch hat die Erzählung, in welche Moses seine Sendung einkleidete, alle Erfodernisse um ihr Glauben zu schaffen. Dann aber mußte er auch diesem Volke Gesetze und Verfassung geben; und diesen ertheilt er eine wahre Grundlage, ob sie gleich in ein heidnisches Gewand eingehüllt werden. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien, und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis dahin nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freylich aber konnte er seinen Ebräern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen; und darinn hatten die ägyptischen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft. Die Ebräer konnten höchstens nur blind daran glauben. Den Einfluß, den das bekannte Buch: Die hebräischen Mysterien auf diese Darstellung gehabt haben, kann man nicht verkennen. II. Die enthüllte Bastille; aus dem Französischen. Diese periodisch erschienene Schrift kennt man schon aus anderweitigen Anzeigen. Hier wird die Aussage des Schweizerofficiers geliefert. III. Verschwörung des Doge Marin Falier gegen Venedig. Sie wurde durch Eifersucht veranlaßt, durch Mißvergnügen mit dem Adel, heftige Rachsucht und schlaue Kunstgriffe befördert, aber entdeckt und mit Enthauptung des Falier bestraft. Der eigentliche Zeitpunkt dieser Begebenheit ist nicht angegeben; die Erzählung aber ist lebhaft und interessant. IV. Scenen aus dem Sacontala, oder dem unglücklichen Ring, einem indischen, 2000 Jahre alten, Drama. Der Leser bleibt ununterrichtet, woher es genommen, oder ob es bloße Dichtung ist. Rec. kann indeß die Quelle nachweisen. Das ganze Schauspiel ist vor einem Jahr im Englischen herausgekommen, und angeblich aus dem Shanskritischen und Prakritischen eines gewissen Calidas übersetzt. Wirklich hat es auch viel charakteristische Spuren von Aechtheit, auf deren Erweis sich jedoch der englische Uebersetzer nicht eingelassen hat. V. Eine neue Hypothese zur Auflösung des Geheimnisses der eisernen

Maske. Aus den Memoiren des Herzogs von Richelieu. 1791.
Man weiß, daß es hier sehr wahrscheinlich gemacht werde, daß die unter jenem Namen bekannte Person ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV gewesen sey. VI. Eine Mohrin. Auch ein Geheimniß aus Ludwigs XIV Regierung; aus den Memoiren des Herzogs von St. Simon. Diese Mohrin befand sich in einem kleinen Kloster zu Moret, einer kleinen Stadt unweit Fontainebleau, und durfte sich nicht sehen lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie eine Tochter des Königs und der Königin gewesen, und wegen ihrer schwarzen Farbe verborgen gehalten sey. VI. Belagerung der Johanniter in Rhodus durch die Türken. Ungemein gut und anziehend erzählt.

Den Anfang des eilften Hefts macht ein Aufsatz mit der Ueberschrift: Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der mosaïschen Urkunde. Die darinn zum Grunde liegenden Ideen sind auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatsschrift entstanden. Zuerst vom Uebergange des Menschen zur Freyheit und Humanität. Dann über sein häusliches Leben; über die Verschiedenheit der Lebensweise. Aufgehobene Standesgleichheit. Der erste König. Dieser war ein Usurpator, den nicht ein freywilliger einstimmiger Ruf der Nation, (denn damals war noch keine Nation,) sondern Gewalt und Glück und eine schlagfertige Miliz auf den Thron setzten. Die ganze Abhandlung ist sehr lesenswürdig, und verräth einen geübten, reifen Denker. II. Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. In diesem Aufsatze herrscht ächte Philosophie der Geschichte, und beständige Hinsicht auf das damalige Zeitalter sowohl, als besonders auf die ganze politische Lage der beiden berühmtesten griechischen Staaten und ihre innern Bedürfnisse. Es wäre zu wünschen, daß der Vf. mehrere merkwürdige Vorfälle der ältern, besonders der griechischen Geschichte, auf diese Art behandeln möchte! III. Ueber die Humanität des Künstlers; vom Hrn. Geh. Rath Forster in Mainz. Einer von den Briefen, die nun schon unter dem Titel: Ansichten auf einer Reise gesammelt sind. Er ist aus Kölln geschrieben, und die Frucht eines feinen und lebhaften Kunstgefühls. IV. Im October, 1788; ein Gedicht von S. an die Göttin Natur, wie es scheint, gerichtet, und Dank für die dem Dichter von ihr geschenkte Empfänglichkeit

1791. für Lebensgenuß, Gefühl, Phantasie und Dichtergabe. V. Aus einem Briefe, Paris, im Jun. 1790. Enthält eine glückliche Allegorie über die Abschaffung des Adels und der Klöster und die Einrichtung der geistlichen Güter in Frankreich. VI. Der versöhnte Menschenfeind; einige Scenen, welche Bruchstücke eines Trauerspiels sind. Der Leser wird die von dem Vf. gemachte Hoffnung gewiß erfüllt zu sehen wünschen, die Geschichte dieses Menschenfeindes, und dies ganze Charakterleben einmal in einer andern Form zu erhalten, welche diesem Gegenstande günstiger ist, als die dramatische, obgleich der Vf. diese letztere gewiß sehr in seiner Gewalt hat. VII. Bey Frankreichs Feyer, den 14 Junius (Julius) 1790, von einem Frauenzimmer. Stellenweise doch etwas zu prosaisch. VIII. Erklärung des Herausgebers an die Einsender bisher noch nicht eingerückter dramatischer und lyrischer Producte.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1791, 16. Julius.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede, bey Eröffnung seiner Vorlesungen gehalten von Friedrich Schiller, Prof. zu Jena. Jena, in der akademischen Buchhandlung, 1789. 32 S. in 8.

Eine Rede ex genere επιδεικτικω; und in sofern läßt sich dieselbe rechtfertigen: nicht aber als ein belehrender Vortrag über den Zweck und den Plan des Studiums der Universalgeschichte auf Universitäten, der vor allen Dingen überall auf bestimmte Begriffe ausgehen müßte, damit nicht das Ohr des Zuhörers blos gekitzelt, sondern auch sein Verstand erleuchtet werde. Dem Redner kann man das Höherstellen verzeihen, weil er in Begeisterung versetzen und durch Begeisterung den Zuhörer mit sich fortreißen will; den Lehrer kleidet nur die simple Darstellung der nakten Wahrheit in der Wärme, welche sie selbst einzuflößen vermag. Der Redner darf zur Noth mit vielen Worten wenige Sachen und Ideen sagen; der Lehrer muß in wenige deutliche und allgemein verständliche Worte viele Sachen und

Ideen zusammen zu drängen suchen, und seinen Vortrag, wenn 1791.
er nützlich seyn soll, in einem fortgehenden meditirten Discours in der edeln Sprache des gesellschaftlichen Umgangs herabzustimmen suchen. Jede andere Manier ist verfehlter Ton des akademischen Vortrags.

Neue Ideen haben wir in diesen Bogen nirgends gefunden; und man ist auch nicht befugt, in so einer Rede etwas Neues zu erwarten. Die ausgeführten Hauptsätze sind ohngefähr folgende, welch ein Unterschied zwischen dem Brodgelehrten und dem sey, der die Wissenschaften mit philosophischem Geist studire, zur Empfehlung der Geschichte, die über die Brodstudien hinausgeht; vom Nutzen der Universalgeschichte, und was sie hauptsächlich von der Masse des historischen Vorraths auszuheben habe.

Cd.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1791, 101. Band, 2. Stück, pag. 470—471.



1792.

1792. **Historischer Calender für Damen für das Jahr 1792 von Friedrich Schiller. Leipzig bey G. J. Göschen 2 fl. 24 kr.**

Gerade an der Spitze eines neuen Jahrlaufs steht ein solches Werk an seiner rechten Stelle. Dazu berechtiget dasselbige nicht bloß sein bescheidener Kalendername, sondern vornemlich die mannichfaltigen innerlichen und äußerlichen Vorzüge, womit ihn der Verfasser, Künstler und Verleger zur Ehre des deutschen Geschmacks ausgestattet haben. Herr Schiller, der in diesem Kalender eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges darstellt, wie wir noch keine haben, — lebhaft in der Darstellung der Handlung, pragmatisch in der Verknüpfung der Ursachen und Folgen, eindringend in den Geist der Menschen und der Zeit, und von klassischer Schönheit im Ausdruck — wurde von einer heftigen Krankheit befallen, welche ihn nöthigte, die Fortsetzung dieser Geschichte auf einige Zeit aufzugeben. Daher finden wir hier nur einen kürzern Theil dieser Geschichte, vor derselben aber eine Vorrede vom Hrn. H. R. Wieland, 32 Seiten stark, worinnen sein Geist lebt und webt. Wie schön, neu und wahr ist nicht dasjenige, was er von den besondern Vortheilen, sowohl unserer allgemeinen deutschen Verfassung, als unserer dermaligen Lage sagt! Wie gut

weiß er dem Vorwurf, wegen der Zerstückelung des deutschen 1792.
Reichs in so viele hundert größere und kleinere Stände, zu begegnen! Ein Hauptvorzug unsers deutschen Vaterlandes ist: In den meisten andern Ländern giebt es zwischen übermäßigem Reichthum und drückender Armuth, äußerstem Luxus und äußerster Dürftigkeit, höchster, üppigster Verfeinerung und thierischer Roheit, wenig Mittelgrade: in Deutschland hingegen ist die Anzahl dieser Stufen, die Menge einzelner Personen und Familien, die sich verhältnißmäßig wohl befinden, die Menge der Aussichten, Wege und Hülfsmittel, die den Bürgern des deutschen Reiches allenthalben offen stehen, sich durch Talente, Wissenschaft, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit empor zu helfen, oder wenigstens eine Existenz, womit ein jeder in seiner Klasse und Art bey mässigen Wünschen zufrieden seyn kann, zu verschaffen, unläugbar größer, als in irgend einem andern Lande. — Freilich fehlt bey dieser Zerstückelung jener Gemeinsinn und Nationalgeist, der sich mehr oder weniger bei allen Völkern äußert; freilich entsteht daraus Gleichgültigkeit und Kälte gegen allgemeines Nationalinteresse, gegen alles, was den Glanz der deutschen Nation, was den allgemeinen Wohlstand befördert, oder befördern könnte — aber auch dieser Fehler könnte verbessert werden, und zwar durch — den Einfluß der Schriftsteller — derjenigen nemlich, die durch Genie, Energie der Seele, Imagination, Beredsamkeit und Darstellungskunst auf die Gemüther der Menschen lebhafte Eindrücke zu machen geschickt sind. Und zu diesem Zwecke ist fast nichts wirksamer, als das unermeßliche Feld unserer vaterländischen Geschichte, wenn sie so bearbeitet wird, wie es Schillers historische Muse thut. Diese fängt hier mit den Folgen der glorreichen Schlacht Gustav Adolphs bey Leipzig an, und schließt schon mit dem im Winter 1631 geendigten Feldzuge. Ein kleiner Zeitraum, aber interessant durch neue und tiefgeschöpfte Bemerkungen; z. B. über die große Veränderung, welche die Leipziger Schlacht in dem Betragen Gustavs, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde gewirkt hat; über das, was Gustav, außer seinem Genie, auch dem Glück und der Lage der Umstände zu verdanken hatte. Sehr schön sagt der V. S. 410 von Gustav: „Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu

1792. verlernen. Meisterhaft und pragmatisch ist die kurze Uebersicht des siegreichen Marsches Gustav Adolphs entworfen. — Auch für das kurze Bruchstück, welches wir hier erhalten, wird jeder Kenner Hrn. Schiller dankbar seyn. — Die 12 Monatskupfer sind von unserm Landsmanne Penzel, der sich hier auch als einen geistreichen Zeichner und Erfinder gezeigt hat. Sie stellen Scenen vor, welche in die hier noch nicht beschriebenen Zeiten des dreißigjährigen Krieges fallen, daher sind ihnen sehr passende, und vortreflich geschriebene historische Erklärungen beygefügt, welchen der Name des Verlegers untergesetzt ist. Sie machen seinem Geschmack und Kenntnissen Ehre. Das letzte stellt die Friedensfeyer in Nürnberg vor, und zwar den Aufzug der Knaben auf Stekkenpferden vor dem hiesigen Rathhause. — Auf das Bruchstück aus der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges folgen 4 Bildnisse von Personen, die sich in dem gedachten Kriege ausgezeichnet haben, nemlich der heßischen Landgräfin Amalia Elisabeth, des Cardinals Richelieu, des schwedischen Kanzlers Oxenstierna und des Kurfürsten von Baiern Maximilians. Sie sind von Lips, Gluc und Geyser vortreflich gestochen. Einem jeden Bildniß ist eine Biographie oder vielmehr Charakterzeichnung beygefügt, die unter die besten, die wir haben, gehören. Man findet darinnen so treffende und wahre Züge, als man sie bey den besten alten und neuern Historikern antrifft. Wenn es z. B. von Ludwig XIII. heißt: „er war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel über ihn und durch ihn alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bey allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt, ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reizen" so wird jeder Kenner der Geschichte und der Menschen das Treffende mit Vergnügen bemerken, und auch weiter anzuwenden wissen. — Eben so neu und richtig ist auch die Bemerkung: daß der Priesterstand den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit einhüllt, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. In dem Leben des Kurfürsten Maximilians ist bei Gelegenheit des bekannten Schicksals der gewesenen Reichsstadt Donauwörth S. XI. eine Stelle, welche jeder Leser stark und auffallend

finden wird. — Das Aeusserliche dieses Kalenders ist dießmal 1792.
von einer so geschmackvollen Eleganz, daß es alles, was wir bisher von dieser Art in Deutschland gesehen haben, übertrift. In der Fortsetzung wird dieser Kalender nach und nach die vornehmsten Gegenstände der deutschen Geschichte enthalten, und zwar soll auf den dreissigjährigen Krieg die Geschichte der Reformation folgen.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1792, 3. Januar.

Leipzig.

Bey Göschen: Historischer Calender für Damen für das Jahr 1792. von Fr. Schiller. Auf die erste Hälfte des dreyßigjährigen Krieges, bis auf das Treffen bei Leipzig 1631, welche dem Kalender von 1791. einen so großen Beyfall verschaffte, sollte in dem gegenwärtigen die zweyte folgen. Allein eine schwere Krankheit unterbrach die Arbeiten des Verfassers. Indessen erhalten die Leser doch immer etwas, was ihre Erwartung nicht ganz getäuscht läßt, ein Bruchstück der Geschichte, von jener Schlacht an bis auf die Kriegshandlungen Gustav Adolphs am Rhein nach der Einnahme von Mainz. Die Erzählung hat eben das Blühende und Hinreißende der Darstellung, wenn gleich der Stil nicht rein, wenn er mehr dichterisch, als historisch, ist. Noch sind vier Bildnisse und Schilderungen angehängt: von der Landgräfin von Hessen-Cassel, Amalia Elisabeth; vom Cardinal Richelieu; vom Herzog Maximilian in Bayern, und vom grossen Oxenstierna. Die zwölf Monatskupfer von Hrn. Penzel sind aus der Geschichte, die im künftigen Kalender folgen wird, entlehnt; das Titelkupfer, von Hrn. Ramberg, ist allegorisch; gut ist's, daß man die Erklärung beygefügt hat. Eine empfehlende Vorrede von Hrn. Hofr. Wieland ist vorgesetzt, worinn mit Anpreisung des Guten, das die deutsche Reichsverfassung hat, die Meynung geäußert wird, der den Deutschen fehlende Gemeinsinn und Nationalgeist könne durch den Einfluß der Schriftsteller, insonderheit durch Anbau der vaterländischen Geschichte, und insonderheit durch die

1792. dramatische Behandlungsart, durch historische Gemälde, bewirkt werden.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1792, 7. Januar.

Leipzig.

Bey Göschen ist erschienen: **Historischer Calender für Damen für das Jahr 1792. von Friedrich Schiller. 12. (1 rthlr. 8 gl.)**

Gewiß wird diese Fortsetzung des Schillerschen Meisterwerks von allen, denen die Ehre und der Reichthum der vaterländischen Litteratur nicht minder, als ihr eigener geistiger Genuß am Herzen liegt, mit desto lebhafterer Begierde aufgenommen werden, je wahrscheinlicher die traurige Besorgniß war, durch den frühzeitigen Tod des vortreflichen Verf. zugleich eines der ersten dichterischen Genies Deutschlands, und den größten deutschen Geschichtschreiber zu verlieren. Glücklicher Weise ist nun aller Anschein da, daß Hr. Hofr. Sch. sich von seiner Krankheit, die er sich fast allein durch die Anstrengung zugezogen, mit der er alle Geisteskräfte zur Vervollkommnung seiner Arbeit angewendet, gänzlich erholen, und nicht allein dieses angefangene Werk vollenden, sondern auch zu mehr ähnlichen Unternehmungen Zeit und körperliche Kräfte finden werde. Dieser Jahrgang enthält das dritte Buch, und führt die Geschichte bis zum Schlusse des Feldzugs 1631. fort. So gering der äussere Umfang desselben ist, so sehr wird sich der Leser, der den wahren Werth von Geisteswerken zu schätzen versteht, durch den innern Gehalt dieser Blätter entschädigt halten. Paßte das non multa sed multum irgendwo, so paßt es hier. Der Verleger macht Hoffnung, schon in dem Laufe dieses Jahres das Ende des dreißigjährigen Krieges, und zugleich die Geschichte der Reformation zu liefern: denn es ist sein Plan, daß in diesem Kalender nach und nach die vornehmsten Gegenstände der deutschen Geschichte behandelt werden sollen. Wer wird nicht die Erfüllung dieser glücklichen Idee wünschen, deren große Vortheile und möglichen Einfluß Hr. Hofrath Wieland in einer Vorrede zu diesem J. mit der ihm

eigenen Fülle von Beredtsamkeit ins Licht gesetzt hat. Hr. W. hält, und gewiß nicht ohne Grund, solche historische Gemählde für eins der würksamsten Mittel, der deutschen Nation etwas zu geben, ohne welches kein Volk diesen Namen verdient, und wovon sie doch noch so wenig besitzt — Gemeingeist. — Das Titelkupfer von Lips nach Ramberg, ist wieder allegorisch. Mars bricht den Oehlzweig, und die Grazien als Kinder nehmen ihm seine kriegerische Kleidung ab. Da die Geschichte nicht vollendet erscheinen konnte, so mußten die 12 Monatskupfer aus einem Zeitraum genommen werden, dessen Bearbeitung wir noch von Schillers Hand erwarten. Dieser Umstand machte folglich für den mit der Geschichte noch nicht vertrauten Leser ausführliche Erläuterungen nöthig. Diese hat diesmal Hr. Göschen selbst geliefert, und sich dadurch dem Publikum als einen der Buchhändler von Geist und Kenntnissen gezeigt, deren Deutschland sich nun mehrere zu besitzen rühmen kann. Die Kupfer selbst hat Hr. Penzel erfunden und gestochen, ein Mann, der vielleicht Chodowiecky in dieser Gattung am nächsten kömmt, und der hier bey fast gleichem Genie mehr Fleiß gezeigt hat, als die meisten neuern Arbeiten jenes großen Künstlers verrathen. Nur bey dem 9ten Kupfer finden wir eine kleine Erinnerung nöthig. So vortrefflich dieses Blatt, als Kunstwerk ist, so würden wir doch, mehrere andere Gründe ungerechnet, schon deshalb dieses Süjet nicht gewählt haben, weil diese vorgebliche Vergiftung nichtsweniger, als vollständig erwiesenes historisches Factum ist, sondern unter die Vermuthungen dieser Art gehört, wovon man in der neuern Geschichte zumal so unzählige hat, und deren Ungrund immer je länger je mehr bestätigt wird. — Eine nicht geringere Zierde dieses Taschenbuchs sind die Bildnisse der Landgräfin von Hessenkassel Amalia Elisabeth, des Cardinals von Richelieu, des Herzogs von Bayern Maximilian, und des Grafen Oxenstierna. Das erste und vierte Geyser, und das zweyte von Lips, sind vortreflich gearbeitet. Der Verf. der ausführlichen biographischen Nachrichten von diesen merkwürdigen Personen hat sich nicht genannt: allein schwerlich ist er in der gelehrten Welt ein unbekannter Name, und auf alle Fälle kein Neuling in der Kunst zu schreiben.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 15. Februar.

1792. **Jena, b. Mauke: Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten, durch mehrere Verfasser übersetzt, herausgegeben von Friedrich Schiller. Erste Abtheilung; 1ster, 2ter und 3ter Band. 1790. 8. zusammen 3 Alph. 3 Bog.**

Die Absicht dieser Sammlung ist, ein ähnliches Werk im Deutschen zu unternehmen, als die Collection universelle des Memoires particuliers relatifs à l'histoire de France, im Französischen sind, aber mit Ausdehnung dieses Plans auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt seyn mögen. Der Herausgeber begleitet die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden, und wo die Memoirenschreiber ihn verlassen, füllet er die leeren Strecken durch eine fortgesetzte Erzählung zu einem historischen Ganzen aus. Die Sammlung soll besonders denen Unterhaltung und Lectüre gewähren, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eignes Studium zu machen, und die sich nur zur Erholung damit beschäftigen; aber auch dem eigentlichen Historiker Gelegenheit geben, diese schätzbaren Denkmäler, die ihm nicht immer gleich bei der Hand sind, gebrauchen zu können. Rec. hat gegen diesen Entwurf des Plans gar nichts; nur fürchtet er, er werde aus Mangel des Absatzes nicht weit ausgeführt werden. Die Sammlung muß nothwendig sehr stark werden, und also zu theuer für die Dilettanten der Geschichte, wie wir sie in Deutschland haben. Derjenige, der dieses Fach als Gelehrter behandelt, hat entweder die ältern Sammlungen schon, in welchen diese Memoiren enthalten sind, oder kann diejenigen, welche ihm fehlen, doch wohl auffinden, ohne ihrentwegen ein so theures Werk zu kaufen, als das gegenwärtige werden muß. Wir würden indessen diese Sorge, die eigentlich für den Verleger gehört, hier gar nicht äußern, wenn es nicht in der Absicht geschähe, den Herausgeber aufmerksam zu machen, seinen Plan gleich anfangs nicht zu weit auszudehnen, und nur solche Memoiren zu wählen, die durchaus nicht überschlagen werden können, oder die seltner sind. Hr. S. macht mit der Epoche der Kreuzzüge den Anfang, und giebt seinen Lesern einen vortreflichen, seiner Feder völlig würdigen, Abriß der Entstehung und Geschichte der Kreuzzüge, in welchem die Wahrheit und

Stärke der Gedanken, die Richtigkeit der Betrachtungen, die festen 1792.
Striche des Contours, die Schönheiten der flüchtigen Ausmahlung, unsre ganze Zufriedenheit erhielten. Hn. S. historischer Styl verläugnet den Dichter nicht ganz; aber er ist nichts weniger als schwülstig, und nur hin und wieder scheint es, als wenn die Wahrheit des Gedankens dem Verlangen, ihn schön zu sagen, aufgeopfert sey. Vielleicht ist indessen auch die Fassungskraft des Recensenten Schuld daran, wenn er nicht versteht, was z. B. S. XVII die Worte: „Ein Auge, das die Gegenwart begränzt," in dieser Stelle sagen wollen. Eben so dünkt ihm, daß die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft des Schriftstellers zuweilen Gegenstände zusammengestellt hat, die ihrer Natur nach nicht in diese Verbindung gebracht werden können. Dahin gehört die sonst schöne Beschreibung der Trennung des damaligen Europens von den übrigen Welttheilen S. XXIII. „Eine Wüste von Gewässern, von Bergen und wilden Sitten, wälzt sich vor den Eingang Europens hin." Wir zweifeln, ob man auch poetisch wahr, eine Wüste von wilden Sitten sagen könne. Besonders hat es uns aber gefreut, daß bey dem Schmucke, den Hr. S. seinem Stile gegeben hat, und bey seiner Bemühung, die Stärke seiner Gedanken durch eine kraftvolle Darstellung zu erhöhen, keine Spur der fehlerhaften Wortfügung, verrenkten Perioden, beständigen Inversionen, (ungeachtet diese da, wo sie eine richtige Wirkung thun, vorkommen,) kurz, des ganzen Kraftstils zu finden ist, der die Lesung der Werke einiger übrigens sehr schätzenswürdigen Schriftsteller höchst unangenehm macht, und nach welchen sich doch oft unbefugte Nachahmer zu bilden suchen. Diese erste historische Einleitung schließt sich mit einer kurzen lichtvollen Beschreibung der damaligen Beschaffenheit von Europa, der mancherley Arten des Besitzes, und der allmähligen Entstehung des Lehnssystems. Wir haben hier ungern die Erwähnung der Ministerialen vermißt, die einen größern Einfluß in die Bildung der innern Beschaffenheit der deutschen Staaten haben, als man gewöhnlich glaubt; zu dieser universalhistorischen Uebersicht ist in den folgenden beiden Bänden nichts hinzugethan. Der Vf. verspricht aber in einem Supplementbande ihre Fortsetzung und eine Geschichte der Kreuzzüge. Um indessen nicht zu weit hinter dem Inhalte der Memoiren zurück zu bleiben, hat er dem dritten Bande, die mit Barbarossa und Salaheddin gleichzeitige Geschichte vorgesetzt,

1792. welche theils eine Skizze der deutschen Geschichte enthält, theils den Ursprung und Fortgang des normännischen Reichs in Italien erzählt. Die Auswahl der Memoiren in diesen drey Bänden hat Recensentens völligen Beyfall. Sie sind: die Alexias der Prinzessin Anna Commena, die Denkwürdigkeiten aus Kaiser Friedrich I Leben von dem Bischof Otto von Freisingen; der Fortsetzer desselben, Radewich, in den ersten beiden Bänden, und im dritten Bohadins Leben des Sultans Saladin. Weit weniger als mit dieser Auswahl, oder vielmehr ganz und gar nicht sind wir mit der Ausführung in diesen ersten drey Theilen zufrieden. Der Herausgeber wünscht diese Sammlung für zweyerley Art von Lesern nützlich zu machen; für solche, welche zu ihrem Vergnügen die Geschichte lesen, und für wirkliche Historiker. Für die ersten mußte der Uebersetzung ein gewisser Grad der Annehmlichkeit und Schönheit, so weit sie der Schriftsteller, ohne dem Materiellen Schaden zu thun, erhalten konnte, gegeben werden; für den zweyten war die größte Treue nöthig, die besonders keine Auslassung, selbst von anscheinend unbedeutenden Dingen, noch weniger aber von wichtigen zuließ. In Absicht des ersten bescheiden wir uns gern, daß Hr. S. nicht die Uebersetzungen selbst verfertigen könne, daß also ihr Werth verschieden ausfallen müsse, daß die Natur und Beschaffenheit dieser Schriftsteller der Schönheit der Uebersetzung oft unüberwindliche Hindernisse entgegen setze, daß diese Schwierigkeiten besonders dadurch ungemein steigen, wenn man eine gewissenhafte Treue von dem Uebersetzer fodre, und daß es endlich Hn. S. oft sauer werden möge, jemanden zu finden, der die gehörige Geschicklichkeit zu diesem Geschäfte besitzt, und sich damit abzugeben geneigt ist. Aber der Uebersetzer der Alexias ist von dieser Seite der Erhaltung des Zwecks dieses Werks zu wenig zu Hülfe gekommen. Niemand, dessen Gaumen durch die Lesung gut geschriebener französischer Memoiren, oder auch verschiedener deutscher historischer Werke, unter welchen die Schillerschen oben an stehen, verwöhnt ist, wird Geschmack an einer Schrift finden, wo man alle Augenblicke schleppende Perioden, gemeine Ausdrücke, lateinische Wendungen, und hin und wieder auch wohl Sprachfehler antrift, die mit einer ängstlichen Bemühung, nicht in einer gewöhnlichen Sprache zu reden, sonderbar contrastiren. Hier sind einige Beweise dieses Tadels, die sämmtlich aus den ersten Bogen genommen sind. S. 16.: „Ohne die

türkischen Hülfstruppen noch erst abzuwarten, verließ Alexius, 1792.
so bald er mit seiner Anrüstung fertig war, die Hauptstadt, und gieng dem Feind, den er schon auf dem Anmarsch wußte, bis nach Thrazien entgegen, wo er bey dem Strom Almyrus sein Lager schlug, jedoch ohne sich darinn zu verschanzen. Weil ihm hinterbracht wurde, daß sich Briennius bey Pedoctum gelagert hatte, so hielt er es für rathsam, in einer gehörigen Entfernung von ihm zu campiren, damit dem Feinde die Schwäche seines Heeres nicht so sichtbar, und dieser dadurch versucht werden möchte, sich mit seinen geübten und an Zahl überlegenen Truppen mit einer dünnen Schaar von Anfängern zu messen." Ein solcher Periodenbau reizt schwerlich, ein Buch weiter fort zu lesen, das an und für sich nicht unterhaltend ist. S. 16. Bevor ich aber diese beiden Helden — im Kampfe vermenge, will ich 2c. S. 39. Der römische Pabst hatte seine Rache so ausgesonnen, daß der deutsche König es nothwendig fühlen mußte, wen sie eigentlich angienge. Auf allen Seiten kommen Ausdrücke vor, die tief unter der Würde des historischen Stils sind, besonders dann, wenn man es so deutlich merket, wie gern der Schriftsteller edel schreiben möchte; z. B. S. 4. u. a. vielen a. O.: Handgemein werden; S. 8.: Truppen, die er auf seine eigne Hand angeworben hatte, anst.: für sein Geld. S. 14. Wo sich Briennius als Kaiser aufführte, anst.: den kaiserlichen Titel angenommen hatte. S. 32. Das Unglück, welches sie anrichteten. S. 36.: zu Paaren treiben. S. 37.: nach einer andern Sage verhält sich die Sache wieder so. Hingegen sind Otto von Freisingen und sein Fortsetzer gut, ja selbst hin und wieder fast zu verschönert, übersetzt, so daß man den Schriftsteller des Mittelalters erkennt. Allein in diesen Uebersetzungen herrscht Mangel an Treue, und die Schönheit der Uebersetzung ist selbst zuweilen durch Auslassungen bewirkt; ja wir haben selbst wesentliche Auslassungen gefunden, von Sachen, auf die ein Theil der Historiker allerdings Rücksicht nimmt, so daß ihm diese Auslassungen die Uebersetzung unbrauchbar machen. So ist z. B. die freylich schwer oder vielleicht gar nicht zu verstehende Ueberschrift der Prophezeyung, deren Otto in der Vorrede gedenkt, und die sich mit den Worten anfängt: „Tibi dico L." ganz weggelassen. Wollte und konnte man sie nicht übersetzen; so wäre es wenigstens Ersatz gewesen, sie in einer Note

1792. beyzufügen. Auch ist in den Worten: sed quisquis fuit ille Propheta seu Trotannus, S. das Wort Trotannus weggelassen, welches doch Aufmerksamkeit und Untersuchung verdient. Die kurz vorhergehende Stelle: stylum vertere cogitaram etc. ist zwar undeutlich, aber so, wie sie hier übersetzt ist, kann ihr Sinn nicht seyn. Denn da steht nicht, wie in der Uebersetzung: ich ergriff die Feder von neuem, um die Vorarbeiten zu diesem Werk zu vollenden; coeptum projeci opus, kann nach dem Zusammenhange das letzte schwerlich sagen wollen, wenn man auch beweisen könnte, daß projicere jemals in dem Sinn gebraucht wird, daß es einen Entwurf machen bedeute. Otto sagt vielmehr das Gegentheil: ich warf damals das ganze Werk weg; das Herz sagte mir: es würden besre Zeiten kommen, für die ich meinen Fleiß aufsparen möchte. Nach dem Worte: imputetur, sind abermals verschiedene Perioden ausgelassen. Sie konnten auch wohl wegbleiben; aber Hr. S. verspricht in der Vorrede zum ersten Theil eine treue Uebersetzung, zu der dergleichen Auslassungen nicht gehören. In den folgenden Worten läßt der Uebers. den Bischof seinem Kaiser mit Beleidigung und auf Unkosten aller seiner Vorfahren auf dem Throne eine Schmeicheley sagen, von der der Text nichts weiß. „Ihr fast allein habt unter den römischen Kaisern diesen wichtigen Vorzug, daß das Schicksal, obgleich es euch von Jugend an zu den beschwerlichen Geschäften des Kriegs gewöhnt hat, euch dennoch nie zu einem unanständigen Betragen hat verleiten können." Sind denn die Trojane, die Mark Aurele, die Ottonen, die Heinriche, die Conrade dazu verleitet? Otto fällt es nicht ein, eine so grobe Schmeicheley zu sagen; so lauten seine Worte: Inter omnes enim Romanorum principes tibi pene soli hoc reservatum est privilegium ut, quamvis a prima adolescentia bellicis desudasse cognoscaris officiis, „obscoenum tibi nondum vultum fortuna verterit." Dir hat von Jugend auf in deinen Kriegen das Glück nie eine scheele Mine gemacht. Mit dem Werke selbst ist nicht getreuer verfahren. Das halbe 4te und das ganze lange 5te Kapitel sind ganz und gar ausgelassen. Es ist wahr, die darinn enthaltene philosophische Ausschweifung giebt weder Unterhaltung noch Unterricht. Aber es wird mehrere Dilettanten der Geschichte geben, die wissen, wie finster es in den Köpfen der Gelehrten dieser Jahrhunderte aussahe, und die daher wohl

einmal von einem damaligen Bischofe die Ausführung eines philosophischen Themas lesen möchten. Von dem eigentlichen Historiker wird aber der Uebersetzer doch nicht glauben, daß er die Quellen allein aus einem Grunde nachlieset, und daß es auch demjenigen, der sich nicht vorzüglich mit der gelehrten Geschichte beschäftigt, nicht gleichgültig seyn kann, ein Kapitel zu vermissen, aus welchem er den Grad der Einsicht und Aufklärung seines Schriftstellers beurtheilen kann. Hiezu kommt noch, daß der Leser auch nicht mit einem Worte von der Verstümmlung benachrichtigt wird, und ehrlicher Weise glaubt, den Schriftsteller ganz zu lesen. Mit Radewich ist es nicht besser gegangen. Und doch wünscht Rec. wohl, und mit ihm werden es alle wünschen, die auf die Geschichte der Manufacten der mittlern Zeiten aufmerksam sind, wie ein geschickter Uebersetzer die Worte der Vorrede: „quam a texente tela succiditur" verstanden hätte. Unser Uebersetzer hat sich die Mühe, darüber nachzudenken, erspart, und sie lieber ganz weggelassen. — Den nach Schultens Uebersetzung gelieferten Bohadin haben wir nicht verglichen. 1792.

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 22. Februar.

Thalia. Herausgegeben von Fr. Schiller. Erstes Stück des Jahrgangs 1792. Leipzig bei G. J. Göschen. 8. 8 Bog. brochirt. 54 kr.

In einer neuen und reizenden Gestalt erscheint mit diesem Jahre Thalia, durch welche bisher die besten Köpfe unsers Vaterlandes ihre geschätztesten Geistesprodukte auf den öffentlichen Altar des guten Geschmackes legen ließen, und auch in Zukunft werden legen lassen. An der Spitze dieses ersten Stückes steht: Die Zerstörung von Troja, im zweiten Buche der Aeneide, und zwar in achtzeiligen Stanzen von dem — Herausgeber selbst. In einer vorausgeschickten Vorerinnerung vertheidigt derselbige die gewählte Versart mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, obgleich nicht jedermann mit ihm ganz einstimmig seyn möchte. Wenn Virgil wirklich metrisch übersetzt werden soll; dann ist

1792. der Hexameter, er sey im Deutschen auch noch so unbiegsam und unharmonisch, unentbehrlich. Will man aber auf keine strenge Uebersetzung desselbigen Anspruch machen, nur den Geist und den poetischen Kontour dargestellt haben: dann möchte die hier gewählte Versart, zumal wenn sie von einem Meister gebildet ist, ihre eigenthümlichen Vorzüge haben. Wie vortreflich einem Schiller auch eine Arbeit von dieser Art gerathen sey, und zugleich in was für einem Verhältniß diese Uebersetzung gegen ihr Original stehe, mögen die hier vorgelegten ersten Strophen beweisen:

Der ganze Saal war Ohr; jedweder Mund verschlossen,
und Fürst Aeneas, hingegossen
auf hohen Polstersitz, begann:
Dein Wille, Königin, macht Wunden wieder bluten,
die keine Sprache schildern kann,
wie Trojas Stadt vergieng in Feuerfluten,
den Jammer willst du wissen, die Gefahr,
wovon ich Zeuge, ach, und meistens Opfer war.

Wer, selbst aus der Dolopen rauhem Schwarme,
gibt thränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umschattet schon die Nacht mit feuchtem Arme,
Zum Schlummer winkt der Sterne sinkend Licht.
Doch du hast Lust, mein Schicksal zu betrauern,
der Teucrer Noth und Trojas letzten Tag.
Sey's denn! Wie sehr mir auch vor der Erinnrung schauern,
Der Geist davor zurücke fliehen mag.

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
erbauen endlich durch Minervens Kunst
ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der tapfersten birgt sich in dem Gebäude
und eisern ist sein Eingeweide.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
von Priams Königsstadt getrennt durch wen'ge Meilen,

an Gütern reich, so lange Troja stand, 1792.
jetzt ein verrätherischer Strand
wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlaßnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen,
und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Conticuere omnes, intentique ora tenebant:
Inde toro pater Aeneas sic orsus ab alto:
Infandum, Regina, jubes renovare dolorem;
Trojanas ut opes, et lamentabile regnum
Eruerint Danai: quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui. Quis talia fando
Myrmidonum, Dolopumve aut duri miles Vlixi
Temperet a lacrimis! et jam nox humida coelo
Praecipitat, suadentque cadentia sidera somnos.
Sed, si tantus amor casus cognoscere nostros,
Et breviter Trojae supremum audire laborem,
Quanquam animus meminisse horret, luctuque refugit;
Incipiam. Fracti bello, satisque repulsi
Ductores Danaum, tot iam labentibus annis,
Instar montis equum divina Palladis arte
Aedificant, sectaque intexunt abiete costas.
Votum pro reditu simulant. Ea fama vagatur
Huc delecta virum fortiti corpora furtim
Includunt coeco lateri, penitusque cavernas
Ingentis utrumque armato milite complent.
Est in conspectu Tenedos, notissima fama
Insula, dives opum, Priami dum regna manebant;
Nunc tantum sinus, et statio male fide carinis.
Huc se provecti deserto in littore condunt:
Nos abiisse rati, et vento petiisse Mycenas.

Der zweite Aufsatz ist: Ogier von Dännemark, ein dramatisches Denkmal von Hinze. Gut getroffene Darstellung des Kampfes zwischen väterlicher Rache auf der einen, und edler, verzeihender Großmuth auf der andern Seite. Der dritte Aufsatz enthält neue und scharfsinnige ästhetische Betrachtungen über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Den Beschluß

1792. macht ein Gedicht: Erinnerung an die Schweiz von einem jungen Mahler.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1792, 2. Merz.

Leipzig, b. Göschen: Historischer Calender für Damen, für das Jahr 1792, von Friedrich Schiller. Außer dem Calender, und der Erklärung der Monatskupfer, die von Hn. Göschen selbst ist, 32 S. Vorr. 389—472 S. Geschichte. CVI S. Erklärung der Bildnisse, mit einem trefflich erfundenen Titelkupfer von Ramberg, zwölf Monatskupfern und vier Bildnissen. Taschenformat.

Sehr erfreulich allerdings mußte es jedem patriotischen Deutschen seyn, als die Erscheinung dieser Fortsetzung der Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, und Hrn. Hofr. Wielands vorangesetzte Vorrede, ihm die Gewißheit gab, daß die Muse eines Schillers nicht erloschen, sondern er von überstandenen Leiden sich hoffnungsvoll zu erholen beginne. Seine Herstellung ist für jeden Gewinn, der für das gemeine Vaterland fühlt.

Hr. Hofr. Wieland, nachdem er in obenerwähnter Vorrede dieser frohen Zeitung uns vergewissert, geht natürlich zu der Betrachtung über, wie wichtig, zu Pflanzung des in Deutschland noch seltenen Gemeinsinnes die überhaupt gute, populäre, und auch zumal die dramatische Behandlung der vornehmsten Scenen der vaterländischen Geschichte seyn würde. Indem wir hierin ihm vollkommen beytreten, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß, nach neu gesammelten Kräften, Hn. Schiller gerade eben diese Manier vorzüglich gefallen möchte, als wozu gar kein anderer deutscher Schriftsteller die verschiedenartigen Talente in so hohem Grade vereiniget. Was Hr. Hofr. Wieland weiter zum Lobe der deutschen Verfassung sagt, hat unleugbar viel wahres, und insofern mehrere Gesichtspuncte gleich richtig, die vollkommen wahre Schätzung aber nur das Resultat aller seyn kann, geben auch wir seinen Bemerkungen Beyfall. Nur zwey Dinge dürfen jedoch nie vergessen werden, a) daß, zumal in dem eigentlich sogenannten Reich die Ausübung belobter Verfassung

von dem Buchstaben derselben (der oft Bewunderung verdient) 1792.
sehr verschieden ist; wovon im Puncte des sogenannten Reichsjustizwesens, wenn Kleine gegen die Großen reclamiren, die Beyspiele allzu häufig sind; b) daß wir das Alte mit Recht loben, darüber aber dessen Vervollkommnung und Entwicklung nicht versäumen, und über Preisgesängen nicht einschlummern dürfen, da uns zu wachen und zu wirken obliegt. Ueberhaupt geht das Lob nur insofern auf die vaterländische Verfaßung, als sie in der That gehalten wird (in praxi ist, nicht bloß in den Büchern steht.)

Hn. Schillers Geschichte, welche (wem brauchen wir es zu sagen?) mit Gustav Adolphs erstem Sieg bei Leipzig aufhörte, fängt hier mit einer Uebersicht desjenigen an, was von demselben Zeitpuncte bis an seinen Tod geschah. Diese Darstellung (S. 389—411) ist mit dichterischem Feuer entworfen, und voll scharfsinniger, politischer und psychologischer Bemerkungen. Einige (unserm Gefühle nach, das wir zur allgemeinen Regel nicht machen wollten) etwas zu poetische Bilder (S. 402, 409) würden die großen Alten vielleicht in eine der Reden, womit sie ihre Geschichtbücher belebten, in den historischen Styl aber vielleicht nicht aufgenommen haben. Sie sind übrigens ein neuer Beweis, welche herrliche Früchte Schillers Genie in der dramatischen Geschichtbehandlung hervorbringen wird, wo freyerer und höherer Schwung erlaubt ist. Er wird der Shakespear Germaniens seyn.

Die Geschichte selbst (411—472) detaillirt hierauf die ersten Eroberungen; sie begleitet Gustav Adolphen von dem siegreichen Schlachtfelde bey Leipzig bis zu der Schwedensäule, welche unweit Oppenheim die dortige Grenze seiner Fortschritte bezeichnet, und bis in die Winterruhe zu Mainz, dessen Kurfürst „weniger wahren Muth, als ohnmächtigen Trotz verrieth 451)." Diese interessanten Scenen werden mit beständiger Hinsicht auf des Königs Charakter und den verschiedenen Eindruck, welchen sie auf die Gemüther machten, geschildert. Es würde unnöthig seyn, sie zu extrahiren; unmöglich kann dieses Fragment einem cultivirten Deutschen unbekannt bleiben. Was man aber am Ende fühlt, ist die nemliche Empfindung, wie im fünften Buch der Annalen des Tacitus, wo in dem wichtigsten Augenblick der Faden des Geschichtschreibers reißt. Glücklich, daß wir wissen, er werde von Schiller bald wieder aufgenommen werden!

1792. Ueber die drückende Lage, die damals zwischen dem König und dem Pfalzgraf war, wird ihre merkwürdige Correspondenz in Mosers patriot. Archiv seiner psychologischen Betrachtung nicht entgehen.

Noch verdienen die Erklärungen der Monatskupfer und Bildnisse besondere Meldung: sie sind überhaupt voll Empfindung für der Menschen moralischen Werth, mit Feuer, und mit Genauigkeit geschrieben; einige der letztern aber, z. B. über des Cardinals Richelieu Bild, enthalten ganz vorzügliche Bemerkungen über den Menschen, besonders bey Hofe. Das Resultat über den Charakter der Hauptperson ist, was kein wahrer Kenner der nothwendigen Verbindung der Moral und Staatskunst bezweifeln wird: Richelieu würde **mehr** (wir würden sagen, noch mehr; denn viel war er gewiß) gewesen sein, wenn er **besser** gewesen wäre. Maximilian von Baiern ist vorzüglich gut bearbeitet, insofern die vorgeschriebene Kürze solches gestattete. Aber die Krone dieser Schilderungen, wie der erste der beschriebenen Männer, bleibt der Reichskanzler Oxenstierna. Es ist schwer, nichts auszuschreiben, und schwer zu wählen; aber wozu Extrakte von dem, was jeder ganz lesen muß!

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 8. März.

Leipzig.

Thalia: herausgegeben von F. Schiller. Erstes Stück des Jahrgangs 1792. Bey Göschen. 128 Seiten in 8. Die innere Einrichtung und der Plan dieses periodischen Werks, das von seinem Anfang an unter die beliebtesten und gelesensten gezählt werden mußte, wird auch in dieser Fortsetzung unverrückt bleiben. Blos das Aeussere hat verschiedene Aenderungen erhalten, die aber ohne Ausnahme zu seinem Vortheil sind. Die wesentlichern sind schönes weißes Papier und lateinische Lettern. Auch scheint die Ausgabe der einzelnen Stücke künftig schneller und regelmäßiger erfolgen zu wollen. Das gegenwärtige enthält: 1) Die Zerstörung von Troja, im zweyten Buch, neu übersetzt. In Stanzen. In der Einleitung hat der Verfasser

ein paar Zankäpfel für die derben Kämpen hingeworfen, die die 1792.
unbefleckten, untadelichen Reitze der deutschen Sprache mit Knüppeln und Fäusten verfechten. Vor einiger Zeit hatte Wieland ein paar Worte über ihre Rauhigkeit und Ungeschmeidigkeit fallen lassen, darüber ward er dann von dem kleinen Commentator des großen Klopstock, der freylich das Ding besser versteht, mit der diesem Kleinen eigenen Rusticität zurechtgewiesen. Wird es Hrn. Schiller besser gehen, da er sich hier erkühnte, unsere „liebe Muttersprache eine schwankende, unbiegsame, breite, gothische, rauhklingende Sprache" zu nennen? Doch das wird ihn hoffentlich wenig kümmern. Die Uebersetzung selbst ist freylich noch nicht, was sie seyn könnte, und werden wird, wenn der Dichter ihr eine zweyte, feinere Feile gönnen will, übertrift aber doch schon alle bisher gewagten Versuche der Art, die meistens in Hexametern sind. Diese Versart schien ihm nicht geschickt, das von der einen Seite einigermaßen zu ersetzen, was schon der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Sylbenmaaß selbst nicht unter Klopstockischen und Voßischen Händen diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannichfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Uebersetzer zur ersten Pflicht macht. Es freut uns sehr, dieses Urtheil aus dem Munde eines Mannes, wie Hr. S. ist, zu hören. In Deutschland entscheidet das Publikum im Großen doch nur nach Autoritäten, und da wäre denn vor der Hand wenigstens Eine Stimme von Gewicht, gegen die schreyende Bewunderung dieser und jener, die kühn und keck versicherten, in der Welt seyen keine musikalischere, wohlklingendere Verse zu finden, als in der Voßischen Uebersetzung der Virgilschen Bücher vom Landbau. Das sagte man, und das glaubte, wer kein oder zu viel Ohr hatte. — II) Ogier von Dännemark dramatisches Denkmal. Wir möchten wohl wissen, warum unsere dramatischen Dichter nichts lieber thun, als Charaktere, Sitten, Situationen zu schildern, wie sie in unsern Tagen weder vorkommen, noch vorkommen können? Warum sie ihre Helden so gern aus entfernten Jahrhunderten holen, und ihnen dann doch Empfindungen beylegen, und eine Sprache führen lassen, wie sie nur sentimentale Beleſprits unsrer Zeit haben und sprechen? III) Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen. Diese interessante Materie wird hier aus

1792. einem fast ganz neuen Gesichtspunct betrachtet. Nur möchten sich unter die sehr wichtigen Bemerkungen auch ein paar Spiele mit den so unbestimmten Worten Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit eingeschlichen haben. IV) Erinnerung an die Schweiz, von einem jungen Maler. Ein schönes Gedicht, von dem uns vorzüglich der Schluß gefallen hat.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 21. April.

Winterthur, b. Steiner u. Comp.: Briefe litterärischen, moralischen und religiösen Inhalts, die, gelesen zu werden bitten. Erste Hälfte. Von Johann Jakob Stolz. 1789. 232 S. — Zweite Hälfte. 1790. 299 S. 8.

Die religiöse Klasse von Briefen ist vielleicht für viele Leser dadurch die interessanteste, daß sie die immer noch nicht allgemein genug bekannte Grundlage des Lavaterischen Religionssystems entdeckt, durch welche dasselbe erst Zusammenhang und Consistenz erhält. Der wichtigste Brief in dieser Hinsicht ist der 20ste, der Schillers berüchtigtes Gedicht, die Götter Griechenlands, zum Gegenstand hat, welches die Verdrängung der Griechischen Gottheiten durch den Einzigen beklagt, der nichts menschliches an sich hat, dessen Idee die Menschen beugt und niederschlägt. Dieses Gedicht, dessen Inhalt — sein poetischer Werth ist entschieden — von dem Grafen Fr. L. von Stolberg im deutschen Museum (Aug. 1788.) so heftig angegriffen wurde, findet hier, welches vielen sehr unerwartet seyn wird, an unserm Vf. einen wahren Vertheidiger; und eben diese Vertheidigung ist es, welche zu erkennen giebt, was das wesentliche seines und des Lavaterischen Christenthums sey. Er versteht nemlich Hn. Schiller so, daß er unter dem Einzigen nicht den Gott des Christenthums, auch nicht den Gott aller Naturalisten meyne, sondern die Idee, die sich die Vernunft durch Abstraction von einem vollkommensten Wesen macht, das nichts mit der Menschheit gemein hat, das für das menschliche Herz ein völlig uninteressantes Wesen ist. (Uns dünkt, Schiller denke sich, ohne es deutlich auseinander zu setzen, unter seinem Einzigen den Gott, den man entweder als ein uns fremdes, keinen Antheil an unserem

Schicksal nehmendes Wesen, nicht liebt, oder den man gar, wie 1792.
viele Christen thun, als den unerbittlichen Richter, von dem man für menschliche Schwachheiten unaufhörliche Pein zu gewarten hat, fürchtet. So läßt sich der Ausdruck: heiliger Barbar, der unserm so billigen Vf. noch anstößig bleibt, so gut als die übrigen, entschuldigen. Es ist bey dem allen zu verwundern, wie man bey den Urtheilen über dies Gedicht den Gesichtspunkt, aus dem der Dichter seinen Gegenstand faßte, der oft um desto einseitiger seyn muß, je heißer die Empfindung, die das Gedicht erzeugte, war, mit der Ueberzeugung desselben als Mensch auch nur zusammenstellen, geschweige denn verwechseln konnte.) Der Vf. gesteht nun, daß das Bedürfniß, einen menschlichen Gott zu haben, auch das seinige sey; er rückt ein Gedicht von Lavater ein, dessen Inhalt eben dieses Bedürfniß ist; er giebt Schillern zu, daß in dieser Rücksicht die Gottesverehrung der Griechen der Verehrung eines solchen Einzigen allerdings vorzuziehen sey. Wir können hiebey nicht bergen, daß uns die Antwort sehr aufgefallen sey, die Stolberg dem Vf. gab, als dieser ihm den gegenwärtigen Brief vorgelesen hatte: „Ob ich gleich Schillern nicht zu viel gethan zu haben glaube, so freue ich mich doch, wenn nur Christus auf allerley Weise verkündigt wird." S. 198. —

Allgemeine Literatur-Zeitung, Jena und Leipzig, 1792, 20. April.

Jena.

Bey Cunos Erben ist erschienen: **Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. bearbeitet, und mit einer Vorrede versehen, von Schiller. Erster Band. 1792. XVI u. 433 Seit. 8. mit einem Titelkupfer. (1 rthlr. 6 gl.)** Der jetzt fast zum politischen Nichts herabgesunkene Maltheserorden, spielte einst einen langen Zeitraum hindurch eine wichtige Rolle in der Geschichte. Merkwürdig waren die Schicksale, die ihn trafen, und von Einfluß auf den Gang der Begebenheiten in einem großen Theile der christlichen Welt. Mehrere große und ausgezeichnete Männer traten aus diesem sonderbaren Institute,

1792. dieser Pflanzschule mönchischer Krieger, oder kriegerischer Mönche hervor. Die Annalen des Ordens sind nicht arm an Scenen, die neben den größten und erhabensten Vorfällen aus der griechischen und römischen Geschichte gestellt zu werden verdienen. Unter den zahlreichen Historikern, die sich mit der Beschreibung seiner Schicksale und Thaten beschäftigt haben, nimmt Vertot einen der ersten Plätze ein. So wenig er auf philosophischen Geist Anspruch machen darf, und so sehr er durch religiöse und politische Vorurtheile mißleitet, einzelne Facta aus einem mehr oder weniger falschen Gesichtspunkte betrachtet hat, so bleibt sein Buch doch im Ganzen dasjenige, das den richtigsten Begriff von dem Orden verschaffen kann. Der deutsche Bearbeiter, der bey seiner Umschaffung nicht den Gelehrten von Profeßion, sondern mehr das größere Lesepublikum vor Augen hatte, hat alles geleistet, was man in dieser Rücksicht fordern kann. Manchen entstellten Umstand hat er stillschweigend berichtigt, und was die Hauptsache war, den ziemlich einförmigen und weitschweifigen Vortrag des Originals mit vieler Genauigkeit concentrirt, und Leben und Feuer in denselben gebracht. Durch nichts wird man erinnert, daß man das Produkt eines Ausländers liest, so ganz hat die Schreibart die Ungezwungenheit und das frische Ansehn einer Originalcomposition. Gegenwärtiger erster Theil umfaßt den ganzen 1sten Band des Vertotschen Werks, und den Anfang des 2ten; obgleich nur noch Ein Theil folgen soll, so werden sich doch die drey übrigen Quartbände der Urschrift sehr füglich in den Umfang eines mäßigen Octavbandes zusammenpressen lassen, da der Deutsche bey seinem Zweck alle Beweisstücke hinweglassen kann, und das mit der Annäherung an unsre Tage immer abnehmende Interesse der Geschichte auch immer mehr Zusammendrängung verstattet. Die vorgesetzte Einleitung ist ein kurzer, aber treflicher Aufsatz voll guter Bemerkungen und triftiger Wahrheiten. Die Vorrede von Hrn. Schiller ist wie jeder auch flüchtige Aufsatz, der seiner Feder entschlüpft, lesenswerth und ideenreich. Wir erkennen dies mit Vergnügen an, so wenig wir auch jede einzelne Behauptung unbedingt unterschreiben möchten, z. B. wenn Hr. Sch. versichert, die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegten den der christlichen Religion gemachten Vorwurf, daß sie den kriegerischen Muth erstickt, und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Wahrer kriege-

rischer Geist verträgt sich mit der ächten, reinen Christusreligion 1792.
gewiß nicht. Auch war es wahrlich nicht diese, die jene Enthusiasten zu ihren Thaten und Abscheulichkeiten begeisterte, sondern Vorurtheile und ein Wahn, den Priesterschlauheit und Layeneinfalt mit dem Wesen der christlichen Religion vermengten. Der Glaube, Sünden durch Abschlachtung von Ungläubigen abbüssen zu können, durch gewaltsame Verbreitung der ganz mißverstandnen Lehre Jesu sich einen Lohn im Himmel, und wenn es hier am schlimmsten ging, dort eine Märtyrerkrone für alle Ewigkeit zu verdienen, dies waren freylich nicht irdische, aber doch fürwahr weder edlere noch uneigennützigere Bewegungsgründe, als Nachruhm, Lorbeerkränze, Triumphe und das Verlangen digito monstrari &c. was die Griechen und Römer zu Helden machte, und sie alles Ungemach, und den Tod selbst mit Gleichmuth ertragen, ja sogar aufsuchen ließ. — Das bei diesem Bande befindliche Kupfer, scheint erst zum folgenden zu gehören, wenigstens finden wir die unter demselben stehenden Worte nicht im gegenwärtigen ersten Theile. —

Mit der Anzeige dieses Werks verbinden wir die

Ebendaselbst

in demselben Verlage erschienen: **Merkwürdigen Rechtsfälle, als ein Beytrag zur Geschichte der Menschheit. Nach dem französischen Werk des Pitaval durch mehrere Verfasser ausgearbeitet, und mit einer Vorrede begleitet, herausgegeben von Schiller. Erster Theil. 1792. 446 Seit. 8. (1 rthlr. 4 gl.)** Der Werth von Pitavals Causes célébres für Rechtsgelehrte, Philosophen, ja für jeden denkenden Beobachter menschlicher Dinge, und den Freund äusserst anziehender und verwickelter Begebenheiten, ist entschieden. Man hat zwar schon eine Uebersetzung, die bis zum 4ten Bande des Originals gerückt ist, aber demselben mit so ängstlicher Treue folgt, und mit so weniger Sorgfalt für den Vortrag gemacht ist, daß sie jetzt wohl nur noch für wenige lesbar seyn dürfte. Auch die Urschrift, so lehrreich und schätzbar sie ist, ist von Seiten des Styls ein sehr fehlerhaftes Buch. Eine Menge entbehrlicher Details, viele zum Theil geschmackwidrige Verzierungen und Schnörkel, faux brillants

1792. französischer Barreaueloquenz u. s. w. die es entstellen, haben die Verf. gegenwärtigen Auszugs mit dem größten Rechte vertilgt, und der Erzählung dadurch Leichtigkeit und ein verstärktes Interesse gegeben. Aber diese und alle übrigen zum Besten geschmackvoller Leser vorgenommenen Veränderungen benehmen dem Werke nicht das mindeste von seiner Brauchbarkeit für den eigentlichen Juristen. Da ferner nicht alle von P. aufgenommenen Fälle für deutsche Leser hinlängliches Interesse haben können, so werden die Verf. die 6 Bände des Originals in ihrer Bearbeitung auf 3, höchstens 4 reduciren, dagegen aber in die folgenden Bände auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es seyn kann, aus unserm Vaterlande) wichtige Rechtsfälle aufnehmen, und dadurch diese Sammlung allmählich zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben suchen. Dieser erste Theil enthält drey allgemein interessante Fälle: Die Besessenen zu Loudün, oder die Geschichte des Urban Grandier: den merkwürdigen Rechtshandel des Grafen von St. Geran, oder den Streit zweyer Mütter um ein Kind, und die Geschichte der Marquise von Gange. Damit derjenige Theil des Publikums, für den die Verf. zunächst gearbeitet haben, sich nicht durch den Titel Rechtsfälle abschrecken lassen möge, so wollen wir ihm mit Schillers Worten sagen, was er hier zu suchen habe: „Man findet in diesem Buche eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände, bis zum Roman erheben, und dabey noch den Vorzug historischer Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als des weltlichen Betrugs, wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bey solchen Anlässen, wo Leben, Freyheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbarer hervor, und so ist der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menschenherz zu thun. Dazu kömmt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr

ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und wenn 1792.
die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalproceß das Innerste der Gedanken, und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbehandlung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntniße erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten." — Die Bearbeitung dieses ersten Bandes, so wie der Bertotschen Geschichte, rührt, wie wir hören, von Herrn M. Niethammer, Adjunct der philosophischen Facultät in Jena her, woselbst er seit einem halben Jahre mit vielem Beyfalle öffentliche Vorlesungen hält.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 27. October.

Frankfurt, den 22. August 1792.

— Gestern gab man Cabale und Liebe. Ich könnte Ihnen manches über den Eindruck des Stücks selbst sagen, leicht die Frage aufwerfen, warum man es noch so oft aufführe; da es nur bey der großen Menge fruchtlose Erschütterungen hervorbringt; allein ich übergehe mit Fleiß alles was jeder nothwendig bemerken muß, und was Ihnen also lange Weile verursachen müßte.

Wenn der gute Schiller in einer finstern Laune seine Teufel zeichnete, so war es gewiß seine Absicht nicht, böses damit zu stiften, oder Menschenhaß zu erzeugen. Daß aber solche tolle Scenen der Liebe, die ohnehin schwindelnde Köpfe junger Mädchen noch mehr erhitzen, daß jedes Bürgermädchen eine Luise seyn und einen Ferdinand haben will, ihre arme Phantasie martert, um Schillerische Bilder zu erzeugen, ihr ganzes Glück, ihre ganze Zufriedenheit in Liebe sucht, daß alle Ferdinande nicht Schillerische Ferdinande sind, sondern viele die Schwärmerey dieser unerfahrnen Mädchen zu benutzen wissen, sind lauter bekannte Dinge,

1792. deren nähere Erörterung überflüßig wäre. Ich bewundere Schillers reiche Phantasie, ohne den moralischen Werth seines Trauerspiels zu untersuchen und unterdrücke alle Bemerkungen, die sich über diesen Gegenstand meiner Seele aufdringen. Weit entfernt mich auf die lächerlichen Leipziger Knabenscenen, welche den Carl Moor und seine Räuber nachahmen wolten, zu berufen, bin ich Augenzeuge gewesen, daß die Nachahmung einer Amalia, einer Luise, häusliche Glückseligkeiten zernichtete, die die Verehrung des Menschenfreunds verdienten. Wüßte der edle Schiller, welche Wirkung solche Trauerspiele auf die mitlere Classe der Zuschauer, hervorbringen, wie gefährlich diese Schwärmerey der Liebe, von warmen Blut angefeuert, bey Mädchen ist, welche nicht Geisteskräfte genug besitzen, um die wirkliche von der chimärischen Welt zu trennen; er würde Mitleiden mit den Opfern seiner Talente haben. Ich selbst bin ein Weib, und weiß wie schwer es hält, die kalte Wahrheit von der süßen Schwärmerey zu unterscheiden. —

Wenn Schiller Vorurtheile des Adels rügt, wenn er öfters den Menschen in seiner Größe zeigt, den Leser einen Blick in die bessere Zukunft werfen läßt; o so glauben schwache Menschen, vom Schimmer seiner glänzenden Bilder getäuscht, diese Zukunft gegenwärtig, so glaubt das arme Mädchen alle Hindernisse der Verbindung mit einem Ferdinand durch Standhaftigkeit wegräumen zu können, und faßt den Vorsatz ihrem Liebhaber keine Limonade zu machen. Reißt nun die Wirklichkeit, mit grausamer Hand, der Phantasie die Binde von den Augen, stößt die traurige Erfahrung das betrogene Mädchen in die wirkliche Welt zurück, dann fühlt sie erst das Unglück in seiner ganzen Größe. Doch genug über diesen Gegenstand. Ich eile Ihnen meine kunstlose Bemerkungen über die Schauspieler mitzutheilen.

Herr Brückl machte den Präsidenten so gut, wie man es nur von dem geübtesten Schauspieler erwarten kann; er hat Anstand und Gefühl, nur wünschte ich, daß sein Dialekt besser wäre, und er den Kopf nicht zu sehr auf eine Seite hängen liese, weil ein Präsident auf dem Theater durchaus keine üble Gewohnheit haben darf — von welcher der Dichter nichts weiß.

Den Ferdinand spielte Herr Brand. Niemand wird an diesem Manne die Schauspieler-Anlage verkennen, aber niemand, außer ihm, ist auch von seiner Vollkommenheit überzeugt. — Seine Figur ist schön, sein Anstand gut, er spielt mit Gefühl und

Feuer, aber seine unbescheidene Zuversicht zu sich selbst, sein 1792. schleppender Ton bey bedeutungsvollen Fragen und Bemerkungen, sein zuversichtliches Hinwegeilen vom Theater, machen dem Zuschauer seine Fehler nur bemerklicher, erinnern ihn, daß man ein eben so großer Schauspieler als Fleck seyn muß, um dieses vergessen zu machen. Den Geist des Stücks hat Hr. B. auch noch nicht durchdrungen, denn bey dem Vorsatze der Vergiftung, lief er nicht mit der Hastigkeit eines gemarterten Gehirns, sondern mit der Lebhaftigkeit eines brutalen Offiziers, den seine Gläubiger quälen, auf und nieder, und bey der letzten Erzählung seiner theuern Luise, schneuzte er sich etlichemal! Herr Brand wird ein guter Schauspieler werden, wenn er sich überzeigen wird, daß er es noch nicht ist.

Den Hofmarschall machte Hr. von Cronstein. Dieser gute Schauspieler übertreibt zwar vieles, allein sein herrlicher Anstand und das fleißige Studium seiner Rolle, entschädigen den Zuschauer reichlich. Bey ihm könnten viele Schauspieler Hände und Füße gebrauchen lernen. —

Madame Bulla ärndete als Lady Milfort, den verdientesten Beyfall ein. Wenn ausgezeichneter Anstand, Gefühl, Feuer, eine reine Sprache und Kenntniß der Rolle, Kennzeichen einer guten Schauspielerin sind, so hat Md. B. auf diesen Nahmen die gerechtesten Ansprüche. Sie kennt die Absicht des Dichters, den Geist ihrer Rolle und entzückte durch ihr herrliches Spiel alle Anwesende.

Hr. Heinemann spielte den Secretair Wurm erbärmlich. Dem Hrn. Schmidt fehlt das edle Feuer ganz, welches der Dichter dem Stadtmusikant Müller beylegt. Bedenkliche Alte spielt er besser. Madame Albrecht hatte als Luise Müller zwar Gefühl, allein ihr weniger Anstand und schnarchende Sprache machen einen widrigen Eindruck. Sie hat viel Lebhaftigkeit und wird gewiß in andern Rollen mit Beyfall spielen. Madame Schmidt spielte die Mutter noch um einige Octaven tiefer, als es der Dichter verlangte.

Journal des Luxus und der Moden, Weimar, 1792, October, pag. 517—520.

1792. **Leipzig.**

Bey Göschen: Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammlet und verbessert. Erster Theil, 1792 in Octav.

Es ist würklich Dank werth, daß der Herr Verfasser diese hie und da zerstreute lesenswürdige Aufsätze sammlete und sie in einer neuen Form dem literarischen Publikum aufs neue schenkte. — In diesem ersten Theile findet man: 1) Die Sendung Mosis, aus der Thalia. 2) Die Antrittsrede des Verfassers in Jena: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? 3) Philosophische Briefe, aus der Thalia. 4) Briefe über Don Karlos, aus dem Merkur. 5) Spiel des Schicksals, aus dem Merkur. 6) Verbrechen aus verlohrner Ehre, aus der Thalia. 7) Etwas über die erste Menschengesellschaft, aus der Thalia. 8) Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, aus den historischen Memoires. — Die Aufsätze sind unverändert geblieben, und obgleich Herr Schiller anfangs Willens war, manches seiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemässer zu machen, so unterließ er es doch, um ihnen dadurch nicht etwa das Charakteristische zu nehmen, was ihnen sonst Beyfall verschafft hatte: wir wissen daher nicht, warum verbessert auf dem Titel steht.

Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1792, 5. November.

Thalia. Herausgegeben von F. Schiller. II. und III. Heft. Leipzig 1792. bey G. J. Göschen.

In diesen beiden Heften setzt Herr Schiller die Uebersetzung der Aeneide in ottave Rime fort, und liefert hier das vierte Buch derselbigen. Wenn er gleich sein Original nicht wie ein wörtlicher Dollmetscher behandelt, welches auch bey der gewählten Form eine Unmöglichkeit ist, so lebt in seiner Uebersetzung desto mehr dichterischer Geist. Wir geben auch hier eine Probe, welche von der Beschaffenheit dieser Uebersetzung die richtigste Idee geben kann:

Indessen kracht des Himmels ganzer Plan 1792.
von fürchterlichen Donnerschlägen.
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender
Orkan
geborstner Wolkenflut, des Hagels finstern Regen.
Erschrocken fliehen auf zerstreuten Wegen
die Punier, die Teucrer mit Askan,
in Klüften sich, in Hölen einzuschliessen,
indem von Bergen schon sich Wetterbäche giessen.
In einer Felsenkluft, Elisa, findest du
mit dem Trojaner Fürsten dich zusammen,
dem Bräutigam führt Juno selbst dich zu,
und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen
bezeigt den unglückseelgen Liebesbund,
statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
und heulend stimmt der Oreaden Mund
dein Brautlied an auf hoher Felsenspitze.

Virgil sagt:

Interea magno misceri murmure coelum
Incipit. Insequitur commixta grandine nimbus.
Et Tyrii comites passim, et Trojana juventus,
Dardaniusque nepos Veneris, diversa per agros
Tecta metu petiere. Ruunt de montibus amnes.
Speluncam Dido dux et Trojanus eamdem
Deveniunt. Prima et Tellus et pronuba Juno
Dant signum: fulsere ignes, et conscius aether
Connubiis; summoque ulularunt vertice Nymphae.

Eine Abhandlung über die tragische Kunst, die aber in diesen Heften noch nicht vollendet erscheint, ist keines Auszuges fähig. So viel auch Philosophen und Aesthetiker, vom Aristoteles an bis auf unsere Tage, über diesen Gegenstand gesagt haben, so wird man doch hier neue und scharfsinnige Winke finden. Ein historischer Aufsatz: Gustav Adolph von Schweden vor seiner Theilnehmung an dem deutschen Kriege, ist sehr anziehend und schön dargestellt. Die wichtige Rolle, mit der Gustav Adolph seine glänzende Laufbahn beschloß, muß bey jedem deutschen Patrioten den Wunsch erregen, ihn

1792. auch in seinem frühern Leben genauer zu kennen, wo er zum Herrn des Schicksals von halb Europa gebildet wurde. Einige Züge, die den Charakter dieses vortreflichen Königs in seinen verschiedenen Verhältnissen, als Sohn, als Jüngling und als Mann schildern, werden den Lesern gewiß willkommen seyn. Folgende Anekdote verdient eben so gut als das Wiegenabentheuer des Herkules mit den Schlangen erzählt zu werden. Einst da Gustavs Vater einen Spatziergang auf den Wiesen Nykioping machte, tändelte der Knabe um ihn herum, verlief sich aber, da ihm der ernsthafte Schritt seines Vaters zu langweilig wurde, in den Gesträuchen. Seine Aufseher wollten ihn durch die Vorstellung zurückhalten, daß das Gebüsch voll großer Schlangen wäre. „So gebt mir einen Stock, rief Gustav unerschrocken, damit ich mich gegen sie wehren kan!“ — Des jungen Königs Liebeshandel mit der schönen Gräfin von Brahe ist sehr gut erzählt. Eben so auch das historische Gemälde: Kaiser Otto der Dritte, der Verfasser hat sich Woltmann unterschrieben.— Unter den kleinen Gedichten zeichnet sich der Ritter von Bayonne an Emma, eine Heroide, aus. Der Verfasser unterschreibt sich R. von Lackner. Der Rheinfall von einem jungen Mahler hat auch sehr schöne und gewiß malerische Stellen. —

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1792, 13. November.

Halle.

Bey Franke, 1792: Museum für das weibliche Geschlecht. Herausgegeben von August Lafontaine. Erster Band, oder erstes bis sechstes Heft. Unerachtet der nicht geringen Anzahl von Schriften, denen ihre Verfasser das Schild „für Damen“ vorhängen, wird Recensent doch jedesmal etwas verlegen, wenn er über die zweckmäßigsten Lehr- und Lesebücher für das weibliche Geschlecht um Rath gefragt wird. — — Es wird zu einem würdigen Schriftsteller fürs weibliche Geschlecht ein Mann erfordert, der die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens in sich vereinigt. Will er auf seine Leserinnen

wirken, einen ihrer Veredlung und Bildung günstigen Eindruck 1792.
auf sie machen, so muß er sich in seiner Schrift als einen achtungs- und liebenswürdigen Mann zeigen, und das heißt nach Sokrates sehr wahrer Maxime ein achtungs- und liebenswürdiger Mann seyn. Er muß überdies mit einem hell, bestimmt und richtig denkenden Kopf, ein fein, zart und richtig fühlendes Herz verbinden, einen gereinigten Geschmack und eine gefällige Darstellungsgabe besitzen. Nur der edle Mann kann auf das Weib wirken, nur der geschmackvolle Mann dem Weibe gefallen. Einem Schiller würde es gelingen, der geachtete und geliebte Lehrer des weiblichen Geschlechts zu werden, und die edelsten Früchte seiner Arbeit zu sehen. — — Auch hat dieser Heft noch einen Appendix, in welchem ein Buch empfohlen wird, welches Rec. nicht kennt, das aber wohl sehr gut seyn muß, da es das einzige ist, welches dies Museum empfiehlt, da es von zwey oder mehr Damen sehr schön gefunden ist, da es endlich mit eben so viel, wo nicht mit noch mehr Vergnügen gelesen werden wird, als — Schillers vortreffliche Geschichte des dreyßigjährigen Krieges.

Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1792, 19. November.

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1793. von Friedrich Schiller. Leipzig bey G. J. Göschen. 12. 2 fl. 24 kr.

Das meisterhafte Gemälde des blutigsten und folgereichsten Krieges ist in diesem Kalender geendigt, und wird, wenn es auch nicht nach der methodischen historischen Kunst ausgeführt ist, durch Lebhaftigkeit der Schilderungen, durch eine glückliche Komposition, durch scharfe Charakterzeichnungen und philosophische Blicke und endlich durch das passende Kleid der Sprache dem Leser, auf länger als ein Jahr, schätzbar seyn. Hier fängt die Geschichte von dem Zeitpunkt an, da Gustav Adolph Kreuzenach erobert hatte und mit dem Hauptheere nach Franken zog, und endiget sich, in Ansehung der ausführlicheren Darstellung, mit Wallensteins Ermordung. Die Vollendung derselben behält Hr. Schiller

1792. einem schicklicheren Platz und einer freyeren Muße vor. Doch giebt er von S. 739—860 eine kürzere Uebersicht der zweiten, noch übrigen Hälfte dieses Krieges, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was er der Wißbegierde schuldig bleiben mußte. Daß die eigentliche historische Kritik hie und da erinnern könnte, ist nicht zu verkennen. So scheint zum Beyspiel Hr. Schiller verschiedene Schriften, welche Nürnbergs Schicksale im dreyßigjährigen Kriege betreffen, nicht benutzt zu haben, sonst würde die Stellung der schwedischen und friedländischen Armee bey Nürnberg richtiger angegeben seyn, sonst würde er die noch bestehenden 24 hiesigen Bürgerkompagnien nicht Nürnberg's bewafnete Jugend nennen, auch nicht sagen, daß Nürnberg, im Nothfalle, 3000 richtige Bürger ins Feld stellen konnte. Jedoch ubi plura nitent. — Kann wohl ein anderer als ein Meister, Wallensteins Lage nach seiner Absetzung, so schildern, wie es hier geschehen ist?

(Folgt ausführliches Citat.)

Der Anfang der Beschreibung des Treffens ist fast poetisch schön. — Sehr schön und scharfsinnig ist S. 624 ff. der Schein der Schuld und die Unschuld des Herzogs von Sachsen-Naumburg untersucht und an das Licht gestellt. Neu und originell ist folgende Reflexion über Gustav Adolph's Tod.

(Folgt ausführliches Citat.)

Hierauf will Hr. Schiller behaupten, daß der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besitzung im Mittelpunkte dieses Reiches strebte. Das Äusserliche dieses Kalenders ist wieder sehr niedlich und geschmackvoll. Außer einem von Lips gezeichneten und von Mayr gestochenen Titelkupfer, findet man 12 von Penzel verfertigte Monatskupfer: Sperrung der protestantischen Kirche zu Braunau; Todesurtheil über die Anführer der böhmischen Unruhen; Herzog Christian von Braunschweig verspricht der Königin Elisabeth für Gott und sie Alles zu wagen; Peter Ernst von Mansfeld stirbt in den Armen seiner Officiere; Gustav Adolphs Ankunft in Nürnberg; (das Lokale in Kleidern und Gebäuden ist nicht beobachtet) der verwundete Tilly wird in einem Gehölz verbunden; Gustav

Adolph in München; edle Gefühle Ferdinand II. über den Tod 1792.
Gustav Adolphs; Senni und Wallenstein eine Stunde vor seinem Tode; Wallensteins Ermordung; Ferdinand III. Dankfest nach der Schlacht bei Duttlingen; Conde und Turenne ehren das Andenken des tapfern Mercy auf dem Kirchhofe zu Allersheim. Noch enthält dieser Kalender 3 Bildniße: des Herzogs Christian von Braunschweig, Wallensteins und Bethlen Gabors.

Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung, Nürnberg, 1792, 30. November.

Leipzig.

Von **Schillers Neuer Thalia** ist nun auch das zweyte und dritte Heft (S. 131—420.) 1792. also der erste Band ganz fertig geworden. Die wichtigsten Aufsätze sind, wie gewöhnlich, von dem Herausgeber. Zuerst eine Uebersetzung des vierten, wie bekannt, des schönsten Buchs der Aeneide in Stanzen. Ueber die Idee einer solchen Uebersetzung haben wir bey der Anzeige des ersten Stücks unsre Meinung gesagt. Hier werden die Verse schon ungleich fliessender, der Ausdruck ungleich leichter und zwangloser, wenn gleich, auch in dieser Rücksicht, einer spätern Feile noch manches vorbehalten bleibt. Dahin rechnen wir gleich in der 1. Stanze „die trunkenen Gedanken, die mit immer wachsender Begier des theuren Gastes Bild umranken — die goldnen Sterne, die des Olympus Zelt sticken — und mehrere ähnliche Stellen, quos aut incuria — Ueber die tragische Kunst, gleichfalls von dem Herausgeber. Ein vortreflicher, lehrreicher Aufsatz, der zwar nicht zu neuen Resultaten, aber doch auf einem noch unbetretenen Pfade zu dem bekannten Ziele führt, und schon dadurch, so wie durch eine Menge gelegentlich angebrachter Bemerkungen und heller Blicke in die Gegend, durch die der Weg führt, äusserst merkwürdig ist. — Gustav Adolph von Schweden vor seiner Theilnehmung an dem deutschen Krieg von v. F. Als eine Art von Einleitung zu Schillers meisterhaftem Gemälde des 30jährigen Kriegs, (dessen Vollendung wir unsern Lesern in den nächsten Wochen anzeigen zu können Hoffnung haben) muß diese gut gerathene historische Skizze dem

1792. größern Publikum, das mit der schwedischen Geschichte jenes Zeitraums nicht vertraut ist, sehr willkommen seyn. — Kaiser Otto der dritte. Von Woltmann. Ein kleiner historischer Versuch in einem kräftigen und blühenden Styl. Der Verf. erregt Erwartung für die Zukunft, noch aber hat sein Geschmack nicht Reife genug. Wenn er diese erhalten hat, so wird sicher Hr. W. „die abgeschiedenen Geister der alten Römer nicht mehr unter ihren Enkeln spucken“ lassen. — Zwölf Sonnette von F. Werthing; theils nach Petrarch, theils Original. Seit Hr. Bürger diese zu lange ganz vernachläßigte Gattung aus dem Staube hervor suchte, reimt nun, nach alter deutscher Sitte, was reimen kann, Sonnette. Was ein Sonnett nothwendig für Eigenschaften haben muß, um diesen Namen zu verdienen, ahndet der zehnte nicht. Zweymal 4, und dreymal 2 Reime; das ist den meisten genug. Der Inhalt ein Gedanken= oder Empfindungsfäserchen über diese 14 Reime gereckt! Mühselig gemacht, mühselig zu lesen; man schläft ein und erwacht über dem Ausruf einer neuen Mode. Hr. Ws. Versuche schwimmen zwischen dem Guten und Mittelmäßigen. Der durchgängige Gebrauch des weiblichen Reims, und die zu weit von einander entfernten Reime in den beyden Terzetts, thun eine üble Würkung. Das 2te Sonnett schließt sich:

Weß Augen um ein solches Mädchen weinen,
Der hat des Erdenglückes Ziel errungen.

Dieß hyperbolische Sentiment hat Hr. W. dem Italiener untergeschoben, wie mehreres. Dem Recens. läuft es bey solchem poetischen Nordschein immer eiskalt über die Haut. — Des Ritters von Bayonne Fehdebrief an Emma (von K. v. Lackner) ist ein rohes Probestück, das jedoch Spuren von Talent trägt. Nur ersuchen wir den Verf. um sein selbst willen, die Reime nicht bis auf den letzten Athemzug par force zu jagen, und es überhaupt nicht gar zu schön zu machen. Z. B.

Ach wie leicht verschwinden
Die Gebilde süsser Phantasie
Die mit reitzender Magie
Unsre Sinnen sanft umwinden — —
Daß der größten That Unsterblichkeit

Nur in langsamrer Vergänglichkeit 1792.
Modre, wie die Helden in den Krüften —

Damit hat es gute Wege. Es gibt nur Eine Art von Unsterblichkeiten, die vermodern; sie bestehn aber nicht aus Thaten, sondern aus Papier. — Unter den übrigen kleinen Gedichten zeichnet sich am vortheilhaftesten aus: das Bildniß von dem S...t. Nicht viele Frauenzimmer machen so runde volle Verse: und ein Gedicht mit einem Plan ist vollends ein halbes Wunder. Aber freylich: aus zehn Reimereyen die elfte zusammen zu reimen, erfordert nichts als Gedächtniß und ein paar Handgriffe, das Planmachen Kopf.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 1. December.

Leipzig.

Bey Crusius: Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehrern Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. 1792. 410 Seiten in Octav.

Dieser Theil enthält: I. Die Sendung Moses. Aus der Thalia. II. Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Eine academische Antrittsrede. Aus dem deutschen Merkur. III. Philosophische Briefe. Aus der Thalia. IIII. Briefe über Don Carlos. Aus dem deutschen Merkur. V. Spiel des Schicksals. Bruchstück einer wahren Geschichte. Aus dem Merkur. VI. Verbrecher aus verlorener Ehre. Eine wahre Geschichte. Aus der Thalia. VII. Etwas über die erste Menschengesellschaft. Aus der Thalia. VIII. Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Aus der Sammlung historischer Memoires. — Da dieß lauter schon gedruckte und bekannte Aufsätze sind, so braucht es keiner Beurtheilung derselben; den Freunden des Hrn. Verf. wird es indessen lieb seyn, sie hier beysammenzufinden. Nach dem eignen Geständnisse des Hrn. Schiller's in der Vorrede will der Beysatz auf dem Titel „verbessert" dießmal nicht viel bedeuten. „Sie tragen also, sagt er, auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten

1792. zufälligen Entstehung, und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers." Wenn diese erste Sammlung Leser und Käufer findet, so verspricht der Verf. ihr eine zweyte und dritte folgen zu lassen, die auch verschiedne noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, Göttingen, 1792, 3. December.

Leipzig.

Historischer Calender für Damen für das Jahr 1793. von Friedrich Schiller. Bey Göschen. (18 gl.) Wir eilen, unsern Lesern die Vollendung der vortreflichen Schillerschen Geschichte des dreyßigjährigen Krieges anzukündigen. Diejenigen, die voriges Jahr über den geringen Umfang der eigentlichen Geschichtserzählung klagten, werden gestehen müssen, daß sie diesmal vollkommen entschädiget werden. Dieser Jahrgang ist 388 enggedruckte Seiten stark. Für Kritik, Prüfung einzelner Facta, Darstellungen, Vermuthungen u. s. w. ist hier der Ort nicht. Wir bemerken nur, daß auch dieser Abschnitt mehrere vollendete historische Gemälde und meisterhafte Charakterzeichnungen enthält. Man lese die Beschreibung des schwedischen Lagers von Nürnberg, der Schlachten bey Lützen, Nördlingen ꝛc. die Charakteristik Gustav Adolphs, Wallensteins, Maximilians von Bayern u. s. w. Der Styl hat kaum ein paar von den poetischen Auswüchsen, die im vorjährigen Fragmente etwas häufig waren. Aus allem leuchtet hervor, daß Hr. Schiller diesmal mit ungleich weniger Anstrengung und viel freyerm Geist gearbeitet hat. Daß diese Geschichte auch von Seiten der Unpartheylichkeit als Muster aufgestellet werden darf, haben wir, wenn wir nicht irren, schon erinnert. Vernünftige Katholiken werden das ganze Buch in diesem Betracht ohne den mindesten Anstoß lesen. Der Verf. zeigt mit gleicher Freymüthigkeit die Fehler, die Irrthümer und Verbrechen beyder Partheyen. Kein Blatt verräth, daß er ein Protestant, jedes aber, daß er ein helldenkender, menschenfreundlicher Philosoph ist. Bis zu dem Tode Wallensteins geht die ausführliche Erzählung, von da bis zu

Ende des Kriegs ist sie kürzer, rascher, doch ohne Uebergehung 1792.
irgend eines Vorfalls, oder einer Person von Wichtigkeit und Einfluß auf das Ganze. Hr. Sch. erklärt sich hierüber folgendergestalt: Mit Gustav Adolph und Wallenstein, den Hauptheldenn dieses kriegerischen Dramas, verschwindet die Einheit der Handlung, die die Uebersicht der Begebenheiten erleichterte. Die Handlung vertheilt sich unter mehrere Spieler; die Geschichte wird fruchtbarer an Schlachten, Negotiationen u. dgl. aber desto ärmer an Interesse und Reitz für die Leser, denen diese Bearbeitung zunächst bestimmt ist. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttinn ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Die Vollendung der umständlichen Erzählung behält Hr. Sch. einem schicklichern Platz und einer freyern Muße vor. Dann wird er hoffentlich auch von dem Geschäfte und Inhalt des westphälischen Friedens, der großen Frucht des fürchterlichen 30jährigen Krieges, wenigstens das Allgemeinverständliche und Interessante, als einen wesentlichen Theil des Ganzen, seiner Darstellung einverleiben. — Der äussere Schmuck des Kalenders ist so reitzend und gefällig, wie immer. Das allegorische Titelkupfer von Lips stellet einen Amor vor, der ein paar Tauben, die in einen Helm genistet haben, mit Aehren aus dem Schooße der Ceres, an welchem er ruht, füttert. Die drey Portraits in der Geschichte des Zeitraums merkwürdiger Personen (von demselben) stellen vor den Herzog Christian von Braunschweig, Wallenstein und den Siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor. Die zwölf Monatskupfer, von Penzel gezeichnet und gestochen, sind meistens gut gewählt, und zum Theil, wie Nr. 1. Sperrung der protestantischen Kirche zu Braunau; Nr. 4. Mannsfeld, der in den Armen seiner Officiere stirbt; Nr. 6. Tilly tödtlich verwundet; Nr. 7. Gustav Adolph in München; Nr. 9. Senni und Wallenstein eine Stunde vor seinem Tode, — mit Geist und Fleiß ausgeführt.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1792, 19. December.

1792. **Thalia. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Leipzig bey Göschen 1792. Erstes und zweytes Stück, 208 S. 8. (Mit lateinischen Lettern.)**

Unsre Leser werden hoffentlich die rheinische Thalia, die Herr H. R. Schiller vor ungefähr vier Jahren herauszugeben anfing, noch nicht vergessen haben. Ihnen dürfen wir also, um sie im allgemeinen über die Einrichtung und den Zweck des vor uns liegenden Journals zu belehren, nur mit wenigen Worten sagen, daß es nichts anders ist, als eine Fortsetzung des ältern, daß gleich bey seiner Erscheinung ein so günstiges Vorurtheil erweckte und sich mit Ruhm neben seinen übrigen Schwestern zu erhalten wußte. Thalia hat blos das ohnehin nicht charakteristische Epithet weggeworfen und ihre äußere Gestalt geändert. Uebrigens machen philosophische und poetische Aufsätze, wie Sokrates und die Grazien auf dem Umschlage anzudeuten scheinen, den Inhalt dieser Zeitschrift aus und wechseln bis jetzt mit einander ab. Doch ohne weitere Vorrede zur Sache.

Die erste Stelle unter den Poesien nimmt, ohne Widerrede, eine Uebersetzung des zweyten und der größten Hälfte des vierten Buches der Aeneide in Stanzen, und wie das Intelligenzblatt der A. L. Z. sagt, von dem Herausgeber selbst, ein. Wir sind ganz der Meynung, daß es Virgils Aeneas längst schon verdiente, dem unlateinischen Publikum noch von einer andern Seite bekannt zu werden, als er es durch Blumauers leider! mehr als muthwillige Muse geworden ist. Was auch immer der kritische Scharfsinn unsrer und der vorigen Zeiten gegen die Originalität des Dichters und den Plan seines Werkes erinnert hat — es verhält sich in diesem Betracht mit der Aeneide grade so, wie mit dem Oberon. Mag man uns doch unwiderleglich darthun, daß in dem letztern Gedicht eine doppelte Handlung sey — der Mann von Gefühl wird deßhalb nimmer müde werden, es zu lesen und zu bewundern; mag doch das Falkenauge des Kunstrichters an dem erstern noch mehr Mängel und Unvollkommenheiten erspähen, — auch für den eigensinnigsten Geschmack bleiben noch genug Schönheiten übrig, die ihn, selbst bey einer wiederholten Lectüre, entzücken. Aber freilich, eben diese Schönheiten sind es, die sich so schwer wiedergeben lassen, weil sie größtentheils Schönheiten der Diction sind, und oft, ohne diesen

Ausdruck, diese Wortfügung, diesen Sylbenfall aufhören, solche 1792.
zu seyn. Welche Form, welche Einkleidung ist ihnen am wenigsten nachtheilig? bey welcher Darstellung und Versart ist der geringste Verlust zu fürchten?

Wir glauben es dem Verfasser sehr gern, daß er hierüber lange unentschlossen mit sich gewesen ist. Aber gerade diese Ungewißheit erweckt für ihn im voraus ein günstiges Urtheil. Sie beweiset, daß er die ganze Schwierigkeit seines Unternehmens empfand, sie beweis't, daß er über die Manier des Schriftstellers, den er uns liefern wollte, reiflich gedacht und den Geschmack seines Publikums gehörig erwogen hatte. Leider kömmt der letzte Punkt bey unsern Uebersetzern immer noch zu wenig in Anschlag. Seitdem Ramler zur Verdeutschung seiner Oden aus dem Horaz das römische Metrum wählte, glauben alle, kein alter Autor könne gut übersetzt heißen, wofern man ihn nicht, selbst bis auf seine Versart, kopire, und doch ist diejenige Klasse von Lesern, für die dergleichen Arbeiten zunächst bestimmt sind, wenig oder nicht für die Reize der griechischen Harmonie empfänglich und die Zeit der Hexameter überdieß auf unserm Parnasse ziemlich vorüber. Man hat einsehen lernen, daß dieser Vers in unserer Sprache nie diejenige Richtigkeit und Bestimmtheit erlangen wird, deren ihn die griechische und römische fähig machte; man hat bemerkt, daß wir ihn nichts weniger, als zum Ausdruck so vieler und so verschiedener Empfindungen brauchen können, wie die Alten, oder mit andern Worten, daß er unmöglich für uns ein so allgemeiner Vers, wie für sie, werden kann, endlich, daß, wenn er ins Gehör fallen soll, die Ueberwindung der prosodischen Schwierigkeiten nicht geringer ist, als die Mühe, welche der Reim verursacht. Noch mehr hat sein Credit in den letztern Jahren durch die Einführung und den glücklichen Gebrauch der achtzeiligen freyern Stanze verloren. Ehe Wieland sie ausbildete, blieb dem Sänger eines längern Gedichts freilich zwischen keiner andern Versart zu wählen übrig, als zwischen dem Alexandriner und Hexameter. Kein Wunder, daß man den letztern, als den mannigfaltigern, lebhaftern und geschmeidigern, dem einförmigen, schleppenden Jambus vorzog; kein Wunder, daß man eine Vorliebe für ihn faßte, da kein Vers dem feyerlichen Tone der heiligen Epopöe, für die ihn Klopstock zuerst benutzte, angemessener schien, als er. Aber was bedurfte es anders, als eines

1792. glücklichen Gedichtes in Stanzen, um ihn seines vorigen unumschränkten Ansehns zu entsetzen? Ein einziger Versuch war hinlänglich, uns zu belehren, daß die gereimte Poesie mit der Natur unsrer ungelenken Sprache doch mehr übereinkomme, und dem Ohre schmeichelnder töne, als die reimlose, daß das Große und Erhabene sich nicht allein im Hexameter ausdrücken lasse, sondern daß die Stanze hierzu ebenfalls geschickt sey, und, wenn sie es nicht in demselben Grade erreiche, diese Einbuße durch andere ihr wesentliche Vorzüge, durch Grazie, Lieblichkeit und Wohlklang, ersetze, endlich, daß unsre Sprache sich doch leichter in dieser, als in der hexametrischen Versart fortbewege, und unser Periodenbau doch mehr für das italiänische, als für das griechische Sylbenmaaß gemacht sey.

Wir brauchen es wohl, nach diesen Aeußerungen nicht erst ausdrücklich zu sagen, daß die Wahl des Uebersetzers, die für die achtzeilige freyere Stanze entschied, unsern vollkommnen Beyfall hat. Freylich wird er sich hiedurch nicht allen Lesern verpflichtet haben, freylich wird Herr Voß laut klagen, daß das langsame, dröhnende Illi inter sese und das mahlerische Quadrupedante putrem, daß so mancher bedeutende Spondeus und Daktylus, so manches schwere einsylbige Wort am Ausgange des Hexameters, und, wer kann sie berechnen, diese Menge prosodischer Schönheiten, nothwendig in diesem Sylbenmaaße zu Grunde gehen müsse; freylich wird, die Wahrheit zu gestehen, nicht bloß Herr Voß, nein, Jeder, dem das Original vorschwebt, viel, sehr viel, vermissen, und zuweilen ganz ein anderes Gedicht, als die Aeneide, zu lesen glauben. Aber, wie dem auch sey — unsres Bedünkens ist die Rede hier nicht von dem, was der Kenner und Philolog durch diese Uebersetzung verlieren, sondern, was der Mann von Geschmack, der Freund und die Freundinn des Schönen durch sie gewinnen, und ob beyde auf einem andern Wege besser befriedigt werden konnten. Herr Voß hat durch eine sehr ausführliche Induction gezeigt, wie schwer es ist, einen Virgil zu liefern, der die Stelle des Originals vertrete. Er hat sich bemüht, es mit allen seinen Eigenheiten in unsre Sprache überzutragen; er hat alles angewendet, um nichts verloren gehen zu lassen; er hat jede prosodische Schönheit, wir möchten sagen, jeden Fuß, seiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt — und was hat er hervorgebracht? ein unlesbares deutsch-lateinisches Werk, ein

Gedicht, das weder der Gelehrte noch der Dilettant genießen kann, eine Copie, die bey aller ihrer Genauigkeit und Treue, unaufhörlich zu dem Original zurückzukehren zwingt. Vielleicht ist es einem größern Künstler, als ihm, vorbehalten, uns einen Virgil zu schenken, der den Layen verständlich ist und dem Kenner alles, was er in der Urschrift bewundert, wiedergiebt; vielleicht ist es einem aus unserm Volke vergönnt, eine Aeneide hervorzubringen, nach deren Erscheinung der Verlust des Lateinischen nur noch für die Philologie, nicht für die Poesie, ein Verlust heißen darf; vielleicht glückt es irgend einem Deutschen, eine Arbeit zu liefern, welche jede Forderung an Gewissenhaftigkeit und Treue, es sey von Seiten des Sinns, oder von Seiten der Diction und Harmonie, befriedigt. Aber wir gestehen es aufrichtig, dieß Vielleicht hat für uns keinen allzu hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Was man auch immer über die Aehnlichkeit zwischen unsrer und den alten Sprachen, in Absicht auf Verbindung und Constructionsfreyheit, sagen mag — wer sieht es nicht ein, daß diese Aehnlichkeit doch nur eine entfernte, und bey weitem keine so große ist, wie die zwischen der griechischen und lateinischen, und daß gleichwohl eine solche durchaus statt finden müßte, wenn eine Uebersetzung im Vossischen Sinne möglich seyn sollte? Warum streben wir also nach einem höchst wahrscheinlich unerreichbaren Ideal, und vernachlässigen das, was allein nutzen und allein geleistet werden kann, und worin uns die Franzosen, trotz unsres Fleißes, immer noch übertreffen — lesbare und geschmackvolle, wenn auch nicht gerade jedes Jota wiedergebende Uebersetzungen für ungriechische und unlateinische Leser? warum jagen unsre kleinlichen Kritiker noch immer mit lautem Triumphgeschrey jede Abweichung, und jedes veränderte oder übergangene Beywort, in poetischen Uebersetzungen auf, und sprechen ihr Verdammungsurtheil, gesetzt auch, daß der Geist des Originals noch so lauter und warm in dem Ganzen wehte? warum fragen sich endlich unsre Uebersetzer selbst noch so wenig, für wen sie eigentlich arbeiten? 1792.

Die Manier der gegenwärtigen Uebersetzung und die in einem kleinen Vorberichte geäußerten Grundsätze des Verfassers, geben deutlich genug zu erkennen, daß er über seine Kunst nicht anders dachte, als wir. Er unterwirft seine Arbeit jeder kaltblütigen kritischen Prüfung, aber nur, was Gewissenhaftigkeit und Treue

1792. betrifft, und verbittet sich hingegen jede Vergleichung mit der unerreichbaren Diction des römischen Dichters: denn er glaubt, daß diese unausbleiblich, und ohne seine Schuld, gegen ihn ausfallen müsse, weil weder ein gegenwärtiger noch ein kommender Dichter in einer so rauhen, unbiegsamen und breiten Sprache, wie die deutsche sey, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Flusse der lateinischen, ohne Nachtheil wetteifern könne. Je abgeneigter wir ohnehin waren, ihm einen so gefährlichen Kampf anzusinnen, je weniger kann uns, nach einer so ausdrücklichen Verwahrung, eine Vergleichung der Art in den Sinn kommen. Ohne Rücksicht auf das Original, haben wir seine Uebersetzung gelesen und, ohne diese Rücksicht, wollen wir ihm anzeigen, was wir an ihr zu loben und zu tadeln finden.

Bey einem Werke des Geschmacks unterscheidet man gewöhnlich zweyerley Eindrücke. Der eine entwickelt sich bey der ersten Betrachtung des Kunstwerkes, und ist mehr dunkles Gefühl, als Resultat der Urtheilskraft; der zweyte folgt dem ersten Genusse und geht aus der Vergleichung der einzelnen Theile und Verhältnisse und der genauen Prüfung aller hervor. Nicht selten trifft sichs, daß der letztere den erstern unterstützt und erhöht, und dieß beweiset unstreitig für die Güte des zur Beurtheilung ausgestellten Werkes nicht wenig; oft besticht ein Gemählde, eine Statüe, ein Gedicht bey dem ersten Anblick am meisten und verliert bey einer genauern Ansicht. Wir können es nicht bergen, daß es uns bey dieser deutschen Aeneis so ergangen ist. Die erste Bekanntschaft nimmt allerdings zu ihrem Vortheile ein. Die Sprache ist, überhaupt genommen, gut und edel, die Reime größtentheils rein und richtig, die Auflösung des so innig zusammenhängenden, und gleichsam in einem Strome sich fortbewegenden Ganzen in mehrere kleine Abschnitte, oder Strophen — eine gewiß sehr kritische Operation! — fast überall der Natur der Sache gemäß, die Stanzen selbst wohl gebaut. Aber dieser vortheilhafte Eindruck verändert sich bey einer zweyten Lectüre, und erhält sich bey weitem nicht so, wie man wünscht. Eine sorgfältigere Prüfung lehrt bald, daß die Melodie des Verses einem feinen Ohre doch nicht immer Genüge thue, daß die Diction zwar keinesweges lateinisch ist, wie bey Voß, aber dem ungeachtet hie und da, wider die deutsche Grammatik und den Sprachgebrauch verstößt, endlich daß der Verfasser insbesondere in der

Wahl seiner Ausdrücke sich nicht selten vergreift und der Kunst, 1792. das rechte Wort an die rechte Stelle zu setzen, dieser Kunst, die Wieland so vollkommen in seiner Gewalt hat, nichts weniger als Meister ist. Wir wollen, gerade als ob wir von einem lateinischen Virgil nichts wüßten — ganz ohne die gewöhnlichen Ausrufungen: wie viel leichter und schöner in der Urschrift! und, wie sich von selbst versteht, mit aller der Achtung, die wir dem Talente des Verf. und einem so schweren Unternehmen schuldig sind, was uns in den ersten zwölf Stanzen tadelnswerth schien, niederschreiben.

1.

Der ganze Saal war Ohr, jedweder Mund verschlossen,
und Fürst Aeneas, hingegossen
auf hohen Polstersitz, begann:
Dein Wille, Königinn, macht Wunden wieder bluten,
die keine Sprache schildern kann;
wie Trojas Stadt vergieng in Feuerfluten,
den Jammer willst du wissen, die Gefahr,
wovon ich Zeuge, ach und meistens Opfer war.

Gleich in der ersten Zeile will uns das Hingegossen auf hohen Polstersitz nicht ganz gefallen. Hingießen dünkt uns für das simple „Aeneas hub von seinem hohen Sitz also an" schon ein wenig zu weit hergeholt; überdieß ist der Umstand so geringfügig, daß man nicht gern einen Augenblick länger, als es nöthig ist, bey ihm verweilt. Wunden wieder bluten machen ist eine französische Wendung, die selbst die Prose nicht für vollkommen gültig erkennt, und in Feuerfluten vergehn ein Ausdruck, den mehr der Reim entschuldigt, als die Simplicität der Erzählung rechtfertigt. Auch sagt man Troja's Stadt wohl so wenig, als man Londons Stadt, oder Madrids Stadt sagt. Endlich kann man wohl beynah ein Opfer der Gefahr werden, nicht aber meistens ihr Opfer seyn.

2.

Wer, selbst aus der Dolopen rauhem Schwarme,
gibt thränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umschattet schon die Nacht mit feuchtem Arme,
zum Schlummer winkt der Sterne sinkend Licht.

1792. Doch du hast Lust, mein Schicksal zu betrauern,
der Teukrer Noth und Trojas letzten Tag.
Sey's denn! Wie sehr mir auch vor der Erinnrung schauern,
der Geist davor zurücke fliehen mag.

Wir wetten, daß der Dichter ohne von schauern geleitet zu werden sicher nicht betrauern, sondern, wie die Natur der Sache es wollte, hören gereimt haben würde. Ob man vom Arme das Prädikat der Umschattung brauchen kann, bezweifeln wir gleichfalls. Dieses abgerechnet, halten wir die Stanze für ungleich vollkommner, als die erste.

3.

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
erbauen endlich durch Minervens Kunst
ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
und eisern ist sein Eingeweide.

Vom Glück zurückgetrieben ist gegen das Vorhergehende etwas zu schwach und zum Berge aufgerichtet für „groß, wie ein Berg", sehr unverständlich, wenigstens höchst gezwungen ausgedrückt. Die folgende Zeile beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet, ist, um mehrerer Ursachen willen, fehlerhaft. Einmahl beleidigt die viermahlige Wiederholung ein und eben desselben Vokals, und der Hiat in wie und ihre das Ohr; zweytens ist der Zusatz nicht deutlich genug und klingt daher wie eine Cheville; drittens ist die ganze Wortfolge beglückte Wiederkehr dadurch zu flehn von der Gunst, weder so leicht, noch so natürlich, wie sie in einer Erzählung seyn sollte. Am tadelnswürdigsten ist jedoch unstreitig das eiserne Eingeweide der letzten Zeile. Nur eine alte Erinnerung an das armato milite complent, leitete uns auf den Sinn.

4.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
von Priams Königsstadt getrennt durch wen'ge Meilen,

an Gütern reich, so lange Troja stand, 1792.
jetzt ein verrätherischer Strand,
wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlaßnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen.
und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

In dieser Stanze mißfällt uns der verrätherische Strand, bei dem man schwerlich an einen, für die Schiffe unsichern, Ankerplatz denken wird. Auch der verlassne Sand erweckt die Idee des einsamen oder öden Ufers nur halb. Doch das letztere ließe sich wohl noch rechtfertigen und das erstere, ohne große Mühe, durch ein schicklicheres Epithet verbessern.

5.

Alsbald spannt von dem langen Harme
die ganze Stadt der Teukrier sich los,
heraus stürzt alles Volk in frohem Jubelschwarme,
das Lager zu besehn, aus dem sein Leiden floß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
hier schwang Achill das schreckliche Geschoß,
dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
hier donnerte das Handgemenge.

Der Anfang dieser Stanze ist dem Uebersetzer, unsers Bedünkens, gelungen; aber wie kömmt die vierte Zeile zu dem unkräftigen Ausgange, aus dem sein Leiden floß. Schwerlich würde dieß Hemistichium, ohne den vorhergehenden und nachfolgenden Reim, seine Stelle behauptet haben. Auch die, als Poesie betrachtet, schwachen Arme der Myrmidonen hätten, ohne dieß Bedürfniß, dem stärkern Schwerte nachgestanden. Endlich was bedeutet das Donnern eines Handgemenges, zumahl in Zeiten, die unsre donnernden Kriegsmaschinen nicht kannten. Wir glauben kaum, daß sich das Ueberspannte dieses figürlichen Ausdrucks auf irgend eine Weise rechtfertigen läßt.

6.

Mit Staunen weilt der überraschte Blick
beym wunderbaren Bau des ungeheuren Rosses.

1792. Thimät, seys böser Wille, seys Geschick,
wünscht es im innern Raum des Schlosses.
Doch bang vor dem versteckten Feind
räth Capys an, und wer es redlich meynt,
den schlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
wo nicht, doch erst sein Innres zu beschauen.

7.

Die Stimmen schwankten noch in ungewissem Streite,
als ihn der Priester des Neptun vernahm,
Laokoon mit mächtigem Geleite
von Pergams Thurm erhitzt herunter kam.
Ras't ihr Dardanier? ruft er voll banger Sorgen.
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde seyn geflohn?
Ein griechisches Geschenk und kein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Beyde Strophen, hauptsächlich die vier letzten Zeilen der zweyten, gehören in jeder Rücksicht unter die glücklichern. Wünschten wir etwas hinweg, so wäre es der *schlimme Fund* und das *mächtige Geleite*, jenes, weil *Fund*, für gefundene Sache, wie auch Adelung bemerkt, mehr in der gemeinen Sprechart üblich, und für das, was er hier bezeichnen soll, schwerlich edel genug ist, dieses, weil es zu viel sagt, und folglich auf eine falsche Nebenidee leitet. Eigentlich will doch der Dichter keinen andern Gedanken ausdrücken, als: Laokoon und viele andere.

8.

Wenn in dem Rosse nicht versteckte Feinde lauern,
so droht es sonst Verderben unsern Mauern,
so ist es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
so sollen sich die Mauern bücken
vor seinem stürzenden Gewicht,
so ist's ein anderer von ihren tausend Ränken,
der hier sich birgt. Trojaner trauet nicht,
die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn sie schenken.

9.

Dieß sagend, treibt er den gewaltgen Speer,
mit starken Kräften in des Rosses Hüfte,

es schüttert durch und durch, und weit umher 1792.
antworten dumpf die vollgestopften Grüfte.
Und hätte nicht das Schicksal ihm gewehrt,
nicht eines Gottes Macht umnebelt seine Sinne,
jetzt hätte den Betrug sein Eisen aufgestört,
noch stünde Ilium und Pergams feste Zinne.

Wir haben uns dießmal einen Blick in das Original erlaubt. Auch hier, (man kann es, ohne partheyisch zu seyn, nicht läugnen,) ist die Idee, welche sich Laokoon von dem Pferde und dem durch selbiges zu bewirkenden Unglück macht, nicht deutlich ausgedrückt. Beydes inspectura domos und ventura desuper urbi sind vage Bilder und H. Heynens Erklärung nicht bestimmter. Laokoon will unstreitig sagen: Entweder verbirgt das Pferd Krieger, die uns bey Nacht zu überfallen gedenken, oder es soll uns verleiten, was auch wirklich in der Folge geschah, die Mauern niederzureißen und es in die Stadt aufzunehmen. Irren wir nicht, so hat auch der Uebersetzer die Idee dieser Verse so gefaßt, und er würde folglich die Urschrift selber verbessert haben, wenn es ihm geglückt wäre, das, was er dachte eben so genau in Worte zu kleiden. Daß dieß aber der Fall nicht ist, liegt am Tage. Die neunte Stanze wäre tadellos, wofern sich die vollgestopften Grüfte nicht eingeschlichen hätten. Warum gerade dieser zweydeutige Ausdruck?

10.

Indessen wird durch eine Schaar von Hirten,
die Hände auf dem Rücken zugeschnürt,
mit lermendem Geschrey ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling spielte den Verirrten,
und bot freywillig sich den Banden dar,
durch falsche Botschaft Troja zu verderben.
Mit dreister Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

11.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
die wilde Jugend sich aus Ilium;
wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
den eingebrachten Fang die rachbegierge Rotte,

1792. und, wehrlos bloßgestellt so vieler Feinde Grimm,
fliegt er mit ängstlich scheuem Blicke
die Reihen durch. Jetzt Königinn vernimm
aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

12.

Weh! ruft er aus, wo öfnet sich ein Port,
wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwerdt der Griechen kaum entgangen,
seh ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgestimmt von diesem Wort
legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
und man ermahnt ihn fortzufahren.

Auch von diesen Stanzen gilt dasselbe Urtheil, das wir über die neun fällten. Sie könnten vollkommen heißen, wenn den Verirrten spielen nicht doppelsinnig, der eingebrachte Fang nicht, (gerade, wie oben der schlimme Fund,) zu gemein und aus einer Frevelthat alle Tücke vernehmen nicht undeutsch wäre. Erkennen, kennen lernen ist, was man hier erwartet, nicht vernehmen.

Genug um über die Manier des Verf. zu urtheilen. Es wäre leicht eine Menge schönerer und vollkommnerer Stanzen aus den noch übrigen auszuheben, aber es wäre eben so leicht, unsern allgemeinen Tadel mit noch mehrern und einleuchtendern Beyspielen zu belegen. Unstreitig gewährt dieser Versuch, wie er itzt ist, dem Kenner keinen reinen Genuß: allein es ist kein Zweifel, daß es nur auf den Uebersetzer ankömmt, auch die strengen Forderungen eigensinniger Leser zu befriedigen. Es fehlt ihm weder an Geschmack, das Natürliche von dem Unnatürlichen, das Gemeine von dem Gewählten und das Edle von dem Gesuchten zu unterscheiden, noch die Kraft, um den Kampf mit unserer ungeschmeidigen Sprache zu bestehen: aber er muß sich zu diesem Kampfe, von Zeit zu Zeit, durch das Studium unsrer poetischen Muster und durch die Belohnung, die jede überwundene Schwierigkeit mit sich führt, stärken. Was uns betrifft, so würden wir gern noch etwas von den Ansprüchen auf Treue und Genauigkeit nachlassen. Was schadet es, wenn auch hie und da eine Nüance verloren geht, ein Zug verwischt und ein Bild, oder ein Ausdruck

dem leichten und ungezwungenen Flusse des Verses aufgeopfert wird. Abgerechnet, daß der Ungelehrte diese Einbuße nicht bemerkt, und der Gelehrte, bey einer Arbeit in Reimen, schon im voraus auf sie gefaßt ist, so läßt sich auch von einem poetischen Uebersetzer mit Recht erwarten, daß der Leser bey ihm nicht blos verlieren, sondern eben so oft gewinnen, daß er nicht blos beraubt, sondern auch beschenkt werden werde. Vielleicht machen wir uns, durch diesen ausdrücklichen Rath, bey gewissen Kritikern verdächtiger, als der Uebersetzer sich gemacht haben würde, wenn er nach diesen Grundsätzen zu Werke gegangen wäre; vielleicht hätte man die Abweichungen selbst verzeihlicher gefunden, als die laute Empfehlung derselben, und ihm als Irrthum nachgesehen, was man an uns als falsche Theorie rügen wird. Man erlaube uns indeß so lange auf unsrer Meinung zu beharren, bis man entweder auch in der Poesie, das Wahre dem Schönen vorziehen, oder uns durch eine eben so treue, als geschmeidige Uebersetzung Virgils von der Möglichkeit, beyde Tugenden zu vereinigen, überzeugt haben wird. 1792.

Außer diesen Versuchen aus der Aeneide, finden wir noch drey versificirte Stücke, den ersten May nach Buchananus von Heydenreich und Erinnerung an die Schweiz und der Rheinfall von einem jungen Mahler. Die Sprache und Versification ist in allen dreyen recht gut: durch Darstellung und neue Ideen aber zeichnet sich keine vorzüglich aus. — In dieser Rücksicht ist Ogier, ein dramatisches Denkmahl, von einem gewissen Hinze, ohne Widerrede, bedeutender. So wenig wir uns von der tropenreichen Einleitung versprachen, so angenehm fanden wir uns getäuscht. Der Augenblick der Scene ist gut gewählt, der Kampf der Leidenschaften trefflich geschildert und der Dialog wahr und kräftig. — Der historische Aufsatz Gustav Adolph von Schweden, vor seiner Theilnehmung an dem deutschen Krieg, enthält viele merkwürdige Anekdoten aus dem Knaben- und Jünglingsalter dieses unvergeßlichen Helden und unter andern auch die Geschichte seiner ersten Liebe für die schöne Gräfinn von Brahe. Wenn wir ihn übergehen, so geschieht es, nicht, weil wir ihn zu unwichtig finden, sondern, weil er seinem Inhalte nach, für unsere Bibliothek nicht gehört, wenigstens die philosophischen Abhandlungen einen gerechtern Anspruch auf unsre Aufmerksamkeit haben.

1792. Es sind ihrer zwey und beyde ästhetischen Inhalts. Diese erste beschäftigt sich mit der so oft aufgeworfenen und so verschiedentlich beantworteten Frage: Woher entspringt das Vergnügen an tragischen Gegenständen? Nach einer kurzen Untersuchung über den Zweck der schönen Künste, der, nach dem Verf., kein anderer seyn kann, als freyes Vergnügen, oder ein solches, wobey die Gemüthskraft nach ihren eigenen Gesetzen afficirt und die Empfindungen durch Vorstellungen erzeugt werden, sucht er die Quellen desselben auf. Es sind dies alle Vorstellungen, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren und erschöpfen sich in den Begriffen Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend und Erhaben. Das erste beschäftigt unsre Vernunft, das zweyte und dritte den Verstand, das vierte den Verstand mit der Einbildungskraft, die beyden letzten die Vernunft mit der Einbildungskraft. In der Dichtkunst behaupten unter der rührenden Gattung die Epopöe und das Trauerspiel unstreitig den vorzüglichsten Rang. In der ersten ist das Rührende dem Erhabenen, in dem letzten das Erhabene dem Rührenden beygesellt; beyde aber, das Rührende und Erhabene, kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen und uns also, (da die Lust aus Zweckmäßigkeit und der Schmerz aus dem Gegentheil entspringt,) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt; denn das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unsrer Ohnmacht und Begränzung einen Gegenstand zu umfaßen, und andrerseits aus dem Gefühl einer Uebermacht, welche vor keinen Gränzen erschrickt, und dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte unterliegen, das Gefühl der Rührung aber, in seiner strengen Bedeutung, aus der gemischten Empfindung des Leidens und der Lust an Leiden, folglich, wie das Erhabene, aus zwey Bestandtheilen, aus Schmerz und Vergnügen, oder aus einer Zweckmäßigkeit, der eine Zweckwidrigkeit zum Grunde liegt. (Es scheint eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethun ist Zweck für unsre vernünftige Natur überhaupt und, insofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust

zweckmäßig ist.) Suchen wir das Verhältniß zur Lust und Unlust in Rührung zu bestimmen, so finden wir, daß keine Zweckmäßigkeit uns so nahe angehe, als die moralische, und nichts das Vergnügen übertreffe, welches wir über diese moralische Zweckmäßigkeit empfinden. Diese wird aber am lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit andern die Oberhand behält und, selbst im Streite mit allen übrigen Naturkräften, ihre Gewalt über das menschliche Herz behauptet. Es folgt also hieraus, „daß das höchste Bewußtseyn unsrer moralischen Natur nur, in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit vom Schmerz begleitet seyn wird;" eine Empfindung, welche keine Dichtungsart in einem vorzüglichern Grade gewährt, als die Tragödie, weil ihr Gebieth alle möglichen Fälle umfaßt, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder eine moralische einer andern höhern aufgeopfert wird. — Den Beschluß machen folgende einzelne Sätze, welche die vorangeschickte Theorie theils erläutern, theils bestätigen, theils vor Einwürfen sichern sollen. Erstlich, die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit wird in unserm Gemüthe der Naturzweckmäßigkeit vorgezogen; hiebey ein feiner Commentar über Huon und Amanda am Marterpfahl und den großmüthigen Entschluß Coriolans. Zweytens, auch das Leiden eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergötzend, als das Leiden eines Tugendhaften: denn nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz giebt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit; auch der Schmerz über die Verletzung desselben thut es. (Ob der Tugendhafte sein Leben freywillig hingiebt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln, oder ob der Verbrecher, unter dem Zwange des Gewissens, sein Leben mit eigener Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen — beyde erkennen ja das Sittengesetz für die höchste Instanz. Ein solcher Gemüthszustand aber ist moralisch zweckmäßig, folglich eine Quelle moralischer Lust.) Drittens, es giebt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird, und dieß geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und gemeinern desto gemäßer zu handeln. (Wir sehen anfangs, nicht ohne Abscheu, den Corinther Timoleon seinen geliebten aber ehrsüchtigen Bruder, der dem Staate Gefahr drohte, umbringen: aber unser Abscheu löst sich

1792. hinterher in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf.) Viertens, so entschieden es ist, daß moralische Zweckmäßigkeit das ist, was unsrer Lust am Leiden zum Grunde liegt, so giebt es demungeachtet Fälle genug, wo uns die Naturzweckmäßigkeit (z. B. die höchste Anordnung eines Bösewichts in seinen Maschinen), selbst auf Kosten der moralischen zu ergötzen scheint. Allein diese Wahrnehmung hebt jene Bemerkung nicht auf. Die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäftes an sich selbst erweckt Vergnügen, in so fern wir dabey ein Verhältniß zwischen Mittel und Zweck beobachten. Wir rechnen dem consequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen muß, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seiner Handlungsweise irre machen zu lassen. Indeß bleibt es dennoch unwidersprechlich, daß, wenn wir den Zweck des Bösewichts, nebst seinen Mitteln, auf ein sittliches Prinzip beziehen, eine tiefe Indignation an die Stelle des ersten Vergnügens tritt und zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommnen Wohlgefallens werden kann, wenn sie, wie in der Clarisse, vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu schanden wird. Fünftens, in so fern sich der tragische Dichter vornimmt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu bringen, und also die Mittel zu diesem Zwecke verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner, auf eine zwiefache Art, durch die moralische und durch die Natur-Zweckmäßigkeit, und zwar durch die erste sein Herz, und durch die zweyte seinen Verstand, ergötzen. Nur dann, wenn die Cultur des Geschmacks überfeinert ist, wenn der Kenner im Rührenden und Erhabenen nur das Schöne sucht und, gleichgültig gegen den Inhalt, allein durch die Form befriedigt wird, nur dann trifft sich's, daß der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verfehlt und den Geschmack hingegen, durch die angewandten Mittel, gewinnt, ein Extrem, dem, unter den europäischen Nationen, die Franzosen sich am meisten genähert haben.

Da die zweyte Abhandlung über die tragische Kunst mit der ersten genau zusammenhängt, oder vielmehr auf selbige gegründet ist, so glauben wir, uns unsre Leser zu verpflichten, wenn wir ihnen das Resultat der Untersuchung, ohne die Ideen-

reihe durch Betrachtungen zu unterbrechen, in der Kürze mit- 1792.
theilen. Der Zweck des Verf. ist, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen das Mitleid, als der Gegenstand der tragischen Kunst, am meisten befördert und die Lust der Rührung am stärksten und unfehlbarsten erweckt werde, oder, mit andern Worten, den Begriff und das Wesen der Tragödie näher und richtiger zu bestimmen. Zu dem Ende untersucht er zuförderst, wie der Gegenstand unsres Mitleids beschaffen seyn müße. Er muß zu unsrer Gattung in dem ganzen Sinne des Wortes gehören und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. h. eine unter dem Begriff der Freyheit enthaltene seyn: denn diejenige Kraft des Gemüths, deren Thätigkeit das Vergnügen an sympathetischen Gegenständen erzeugt, ist keine andre, als die Vernunft, und nur im Zustande seiner vollkommnen Freyheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur, äußert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstande überlegen ist. Derjenige Zustand des Gemüths also, der, vorzugsweise, diese Kraft, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmäßigste für ein vernünftiges Wesen und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste. Er muß folglich mit einem vorzüglichen Grade von Lust verbunden seyn, und in einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grade übertreffen, als das sittliche Vergnügen in uns über das sinnliche erhaben ist. Diejenige Kunst nun, welche das Vergnügen des Mitleids insbesondre beabsichtigt, heißt die tragische Kunst und erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur in solchen Handlungen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu beleben vermögen. Da es nun, eben um dieser Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, durchaus nöthig ist, die Bedingungen zu kennen, unter welchen das Vergnügen der Rührung am gewissesten und stärksten erzeugt zu werden pflegt, so sucht der Verf. zuvor diejenigen Ursachen auf, welche es einschränken oder gar zerstören. — Die Erfahrung giebt deren zwey an. Die erste — wenn das Mitleid durch Einmischung widriger Vorfälle und Gefühle geschwächt wird; die zweyte — wenn der mitgetheilte Affekt in einen ursprünglichen übergeht. Das letztere geschieht, sobald sich die Vorstellungen des Leidens zu einem so hohen Grade der Lebhaftigkeit erheben, daß wir unser eigenes

1792. Ich von dem leidenden Subjekte, oder Wahrheit und Dichtung nicht mehr unterscheiden; das erstere, wenn der Unglückliche, den wir bemitleiden sollten, sich entweder, wie Lear und Olint, aus unverzeihlicher Schuld ins Verderben gestürzt hat, und, falls er sich retten könnte, es aus Schwäche und Kleinmuth unterläßt, oder wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bedauern sollen, unsre Seele mit Abscheu erfüllt, wie Shakespears Jago und Lady Macbeth. — Auf diese einzelnen Bestimmungen folgen die positiven, d. i. diejenigen, die das Mitleid erhöhen und die Rührung stärken, und als solche werden folgende aufgestellt. Erstlich Lebhaftigkeit. (Je lebhafter die Vorstellungen sind, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, seine Sinnlichkeit gereizt und sein sinnliches Vermögen zum Widerstande aufgefordert. Der dramatische Dichter dränge sich daher, als Erzähler, so selten hervor, als möglich, und lege seinen Personen nie Betrachtungen in den Mund, die nur ein kalter Zuschauer anstellen kann.) Zweytens Wahrheit. (Die Möglichkeit des Mitleids beruht auf der Wahrnehmung, oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem Leidenden. Je größer diese, je stärker jenes. Um einem andern nachzuempfinden müssen wir, ohne Zwang, die Person mit ihm zu wechseln und unser eigenes Ich dem seinigen unterzuschieben fähig sein.) Drittens Vollständigkeit. (Soll der Seelenzustand des Leidenden unser eigener werden, so muß uns seine äußre sowohl, als innere Lage in ihrem ganzen Zusammenhange und Umfange vor Augen liegen, so darf, indem selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar wäre, auch kein einziges Glied aus der Kette der Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß desselben anschließt. Es gehört folglich zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung eine Reihe einzelner versinnlichter Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.) Viertens Fortdauer. (Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist ein Zustand des Zwangs, aus welchem wir uns zu befreyen eilen. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt und die erschöpfte Sinnlichkeit durch den Wechsel der Empfindungen und durch die Gradation der Eindrücke zum verhältnißmäßigen Widerstande geweckt werden, eine Forderung, die ebenfalls eine Reihe von Vorstellungen und eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer Handlungen voraus-

setzt.) Aus allen diesen leitet der Verfasser folgenden Begriff für die Tragödie her: sie ist dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (eine vollständige Handlung,) welche uns Menschen in einem Zustande des Leidens zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen. Den Beschluß macht die Rechtfertigung dieser einzelnen Merkmale und einige für den Dichter aus ihnen fließende Vorschriften, die wir aber, da sie größtentheils aus dem schon Gesagten, ohne Mühe, gefolgert werden können, dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen. 1792.

Es ist stets ein Vergnügen, einem denkenden Kopfe nachzudenken, auch wenn uns seine Resultate weder so neu, noch seine Deductionen so natürlich und überzeugend scheinen, wie ihm. Stimmt man auch, im Ganzen genommen, nicht mit ihm überein, so kann es doch nicht fehlen, daß uns nicht entweder die Ansicht, die er gewährt, vergnügen, oder die Art seiner Darstellung unterhalten, oder die Nebenbetrachtungen und einzelnen Bemerkungen, die er einstreut, belohnen sollten. Wir gestehen es gerne, daß auch uns mehr dieser zufällige Genuß, als der Gegenstand dieser Abhandlungen und die Ausführung derselben gefesselt hat. Manche Erklärungen des Verf. dünken uns unrichtig, wenigstens nicht erwiesen genug, andere nur von Seiten der Form neu, noch andere für die Kunst nicht fruchtbarer, als die bisherigen. Aber bey dem allen reut uns diese Lectüre so wenig, daß wir ihr vielmehr einige recht angenehme Stunden verdanken. Wir wollen uns, ehe wir von dem, was uns gefallen hat, sprechen, zuvor einige allgemeine Bemerkungen über das erlauben, was wir für unausgemacht, oder unbefriedigend halten.

In Absicht auf das Vergnügen an tragischen Gegenständen, scheint uns die Erklärung des Verf. theils zu gekünstelt, (ein Fehler, der diesen Abhandlungen ohnehin eigen ist) theils auch nichts weniger, als überall anwendbar. Wir mögen seine moralische Zweckmäßigkeit, aus deren Wahrnehmung und Empfindung er das Wohlgefallen am Trauerspiele herleitet, betrachten, von welcher Seite wir wollen, so ist sie zuletzt nichts anders, als was mehrere einfacher und natürlicher ausgedrückt haben, — die wahrgenommene moralische Vollkommenheit des Leidenden, die uns anzieht, weil er unverschuldet leidet, und dem ungeachtet der Tugend und der inneren Stimme seines Herzens nicht un-

1792. gehorsam wird. Alles, was der Verf. auf seinem etwas mühsamen Wege, vermittelst dem zwischen Zweckwidrigkeit und Zweckmäßigkeit entdeckten Verhältnisse, gefunden hat, läßt sich, unsers Bedünkens, mit geringerm Wortaufwande und auf eine simplere Weise auch aus dieser Idee herleiten. Auch so liegt es z. B. am Tage, daß wir, um des Anblicks der Tugend in seiner höchsten Vollkommenheit zu genießen, uns ebenfalls den Weg zur Lust durch Unlust bahnen müssen; auch so leuchtet es ein, daß uns das verzweifelnde und sich selbst bestrafende Laster vergnügen könne: denn im Grunde genommen ändert sich nicht die Sache, sondern nur die Ansicht derselben. Der leidende Bösewicht leidet zwar nicht unverschuldet, aber, indem er sich selbst bestraft, ehrt er die Tugend und rechtfertigt ihre unbedingten Ansprüche auf unsre Achtung für sie, oder das Vergnügen an dem Werthe der moralischen Vollkommenheit. Wollte man sagen, daß der Begriff der moralischen Zweckmäßigkeit weiter reiche, als der Begriff der moralischen Vollkommenheit, und die erstere die Allgemeinheit des Antheils an tragischen Gegenständen leichter erkläre, als die letztere, so müssen wir bekennen, daß wir ihr diesen Vorzug ebenfalls nicht wohl einräumen können. Das Vergnügen an tragischen Gegenständen scheint uns aus gar mannichfaltigen Quellen zu entspringen. Wenn die aus Zweckwidrigkeit hervorgehende Zweckmäßigkeit den gebildeten Geist fesselt, so entzieht sie sich, im Gegentheil, dem Auge des gemeinen Beobachters eben so gut, wie die moralische Vollkommenheit des Leidenden, oder die Achtung, die ihr der Lasterhafte durch seine Bestrafung erweiset. Zuschauer von gewöhnlicher Art ergötzt die Tragödie gewöhnlich durch ganz andre Mittel. Einige, und wir möchten behaupten, die Meisten, weiden sich an dem Ungewöhnlichen der tragischen Auftritte, dergleichen im gemeinen Leben nur selten erscheinen; andere an dem Kampfe, den die Neugierde mehr, als irgend ein Kampf, spannt und die Thätigkeit der Seele belebt; die von der bessern Art an der vereinigten Kunst des Dichters und Schauspielers, einen so ungewöhnlichen Kampf getreu nachzubilden.

Das eigenthümliche der zweyten Abhandlung besteht unstreitig in der Aufsuchung der Bedingungen des tragischen Mitleids, oder in der Entwickelung der Eigenschaften des Trauerspiels. Auch hier darf der Verf. nicht behaupten, daß er neue Aussichten eröffnet habe, oder tiefer in das Wesen der Tragödie eingedrungen

sey. Das Horazische Segnius irritant drückt die erste Regel, die 1792.
Lebhaftigkeit der tragischen Vorstellung betreffend, sehr richtig und scharf aus und die übrigen Tugenden des Trauerspiels, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer, haben Aristoteles und seine Nachfolger ebenfalls erkannt und empfohlen. Aber angenehm ist es nichts desto weniger, auch dem neuen Kunstrichter auf seinem Wege zu folgen und zu sehen, wie er philosophischer, als seine Vorgänger, aus der Natur des Mitleids herleitet, was sie, theils aus dem Wesen der Poesie überhaupt, theils aus dem Begriffe einer Handlung, theils aus der Täuschung, oder Illusion des Zuschauers, als dem Zwecke jedes zur Vorstellung bestimmten Schauspieles, ableiten. Indeß können wir abermahls nicht umhin zu bekennen, daß uns manche Ideen noch zu wenig entwickelt, andere zu künstlich herbeygeführt, vorzüglich aber die abstracten Sätze nicht immer mit der nöthigen Klarheit ausgedrückt zu seyn scheinen. Nur mit Mühe erräth man z. B. was es heißen solle: „Alles was von aussen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn;" und hat man es errathen, so wundert man sich noch mehr, daß ein Satz, der so tiefsinnig aussah, nur eine sehr gemeine Wahrheit enthält. Insbesondere trifft dieser Vorwurf der vernachlässigten Deutlichkeit die ganze Einleitung der zweyten Abhandlung. Selbst nach einer wiederhohlten Lectüre ist uns manches in der Verbindung und Schlußfolge dunkel geblieben. Aber leider kranken unsre meisten neuern ästhetischen Schriften, wir können selbst nicht bestimmt sagen, warum, an diesem Fehler der Dunkelheit. Ist es, weil die psychologischen Begriffe, wenn man sie in ihre ersten Bestandtheile auflösen will, sich der Sprache leicht entziehn; oder bedarf es zuweilen dieser Verhüllung, um einem vielleicht zu oft gesagten und verlegenen Gedanken das Ansehen der Neuheit zu geben?

Um desto zuversichtlicher dürfen wir unsre Leser auf die einzelnen Winke und Betrachtungen, die der Verf. eingestreut hat und die in unserm Auszuge nothwendig verloren gehen mußten, als auf einen wahren Genuß, aufmerksam machen. Die Gradation des Mitleids nach Maaßgabe der Quellen, aus denen es entspringt, (S. 194—99) ist unstreitig sehr richtig angegeben und die Zahl der, bey dieser Gelegenheit eingestreuten, fruchtbaren Bemerkungen nicht klein. Wie wahr ist es, wenn es heißt, daß

1792. das Mitleid zu einem weit höherm Grade steige, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als der, welcher Leiden verursache, Gegenstände desselben würden, und daß dies nur dann geschehe, wenn der letzte weder unsern Haß noch unsre Verachtung errege, sondern, wider seine Neigung, Urheber des Unglücks werden müsse; und wie einleuchtend ist hievon die Anwendung auf die deutsche Iphigenia! Der Taurische König, der einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester entgegensteht, verliert nie unsre Achtung, und nöthigt uns zuletzt noch zur Liebe. Eben so viele nützliche Betrachtungen, stecken in den Folgerungen, die der Verf. aus dem Begriffe der Tragödie herleitet; eben so viele schöne Bemerkungen hat er in der Untersuchung über moralische und Naturzweckmäßigkeit (S. 109) verwebt. Diese, wir möchten sagen, beyläufige Philosophie ist es, die uns am meisten in diesen beyden Aufsätzen angezogen hat, und von der wir uns versprechen, daß sie ihre Wirkung auch auf andere Leser nicht verfehlen werde.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1792, 47. Band, 1. Stück, pag. 238—270.

Paris. Die Zeit über haben die hiesigen Theaterdichter häufiger als sonst den Stoff zu ihren Neuigkeiten aus den Produkten der deutschen Litteratur gewählt. Ein gewisser de la Marteliere hat Schillers Räuber unter dem Titel Robert Chef des Brigands drame en 5 A. auf das Théatre du Marais gebracht, dessen Eigenthümer Beaumarchais ist, der auch vielen Antheil an dieser Bearbeitung haben soll, die aber, nach dem eigenen Geständniß der franz. Kunstrichter, dem deutschen Original an Wirkung bey weitem nachsteht. Die Veränderungen verrathen nicht viel Einsicht, auch hat das Stück eben kein sonderliches Glück gemacht.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1792, 47. Band, 2. Stück, pag. 296.

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten durch mehrere Verf. übersetzt, mit den nöthigen Anmerkungen versehen und jedesmal mit einer universalhistorischen Übersicht begleitet, herausgegeben von Fr. Schiller, Prof. der Philosophie in Jena. Erste Abtheilung dritter Band mit Saladins Bildniß gezieret, 1790. gr. 8. außer 4 B. der universalhistorischen Übersicht 318 Seiten. Zweyte Abtheilung erster Band mit Sülly Bildniß geziert. Jena bey Mauken. 1791. gr. 8. außer 4 Bogen historische Einleitung 336 S. 1792.

Es freuet Rec. daß dies Werk, welches für den Liebhaber und Kenner der Geschichte zumal wegen der universalhistorischen Übersicht, Einleitungen und Anmerkungen sehr brauchbar ist, einen guten Fortgang nimmt. In dem dritten Bande folgt auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und den Lateiner Otto Bischoff von Freysingen, ein arabischer Schriftsteller, den der Herausgeber gewählt hat, damit aus jeder dieser 3 Nationen, die in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, ein Zeuge abgehört und über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen 3 verschiedene Stimmen eingesammelt werden. Es ist die Lebensbeschreibung des Saladins für dessen Verf. der Herausg. mit Albert Schultens den Kadi Bohadin Sjeddes Sohn hält. Der Herausg. hat diesem Bande nur die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der allgemeinen Übersicht vorausgeschickt. Der vierte Band dieser ersten Abtheilung ist als ein Supplementband zur Fortsetzung dieser universalhistorischen Übersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt. Zuletzt folgen die Anmerkungen zu den Denkwürdigkeiten der Anna Komnena, Otto's von Freysingen und Radewichs Denkwürdigkeiten vom Kaiser Friedr. I. und den Denkwürdigkeiten des Bohadin von Saladin.

Der erste Band der zweyten Abtheilung enthält den Anfang der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully, welche aber nicht nach dem alten Original (oeconomies royales et servitudes loyales) sondern nach den modernen Umarbeitungen eines neuern französischen Schriftstellers geliefert sind. Der neuere französische Herausgeber hat sich sowohl um die Anordnung der Materie,

1792. als um den Ausdruck ein großes Verdienst erworben, auch historische Erläuterungen, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Personen betreffen, hinzugefügt. Das ganze Werk wird in 6 Bänden erscheinen, und die Einleitung, welche die ganze Geschichte der Ligue in einer kurzen Übersicht umfaßt, wird jeden Band des Werks begleiten und bis zum Untergange dieser Verbindung fortgeführt werden. Rb.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1792, 108. Band, 1. Stück, pag. 221—222.

Der Geisterseher. Eine Geschichte aus den Memoiren des Grafen von O... von Friedrich Schiller. Leipzig, bey Göschen. 1789. 338 Seiten in 8v.

Wir haben die Anzeige dieses Buchs von einer Zeit zur andern verschoben, weil wir die Fortsetzung und das Ende desselben abwarten wollten; da aber aus einem bekannten traurigen Grunde vor der Hand nicht das erste, geschweige das letzte zu hoffen ist, so laßen wir es nicht länger anstehen, die Erscheinung des ersten Bandes kurz anzuzeigen. Der Plan des Verf. läßt sich als unausgeführt weder übersehen noch beurtheilen: der Zweck der Erdichtung sich nur errathen; allein einzelne Parthieen und Scenen, von denen verschiedene gewißermaaßen ein ganzes ausmachen, zeigen fast ohne Ausnahme die Meisterhand ihres Schöpfers, und erregen die höchste Erwartung von dem dereinst vollendeten Kunstwerk. Wir kennen im Deutschen kaum etwas, und selbst in fremden Sprachen nur wenig, was an lebhafter, hinreißender Darstellung mit den meisten Scenen des Geistersehers verglichen werden könnte, das die Theilnahme der Leser aller Art in solcher Stärke erregte und fesselte. Man würde sich aber sehr irren, wenn man den Eindruck, den die Erzählung macht, blos von der Erweckung der Neugierde, blos von der gespannten Erwartung herleiten wollte. Kaum hatte Hr. Schiller einige Proben in seiner Thalia bekannt gemacht, als das immer geschäfftige Nachahmerheer sogleich die Federn schärfte. Einige Versuche der bessern Köpfe unter ihnen sind zwar nicht ganz mißlungen: man hat sie mit Vergnügen gelesen, weil sie die

Erwartung zu erregen und bis an das Ende zu erhalten wußten: 1792.
damit war es aber auch gethan. Schwerlich hat irgend jemand Versuchung bekommen, sie zum zweytenmal in die Hand zu nehmen. Ganz anders ist es mit dem Schillerschen Vorbild dieser Nachahmungen. Wenngleich noch Fragment, hat Rec. das Buch drey und vier und fünfmal gelesen, und noch liest er verschiedene Stücke immer wieder, und fast mit gleichem Vergnügen, als das erstemal. So entdeckt man immer von neuem in den kleinsten Zügen Spuren des Genies und der feinsten Menschenkenntniß, so bezaubert die Darstellungskunst, die klassische Schreibart, die eben so lebendig und kräftig, als in irgend einer frühern Schrift des Verf. und doch dabey unendlich einfacher, ungeschminkter, und frey von den poetischen Schnörkeln im Ausdruck und der Bildersprache ist, die der Prosa eine so steife ängstliche Miene giebt. Dieser erste Theil schließt sich mit der Nachricht von dem förmlichen Übertritt des Prinzen ** zur katholischen Religion: der folgende wird das innere Spiel der Triebfedern aufdecken, von denen man bisher nur die äußern Wirkungen sah. Möchte doch der Genius Deutschlands über das unschätzbare Leben und die Gesundheit des vortrefflichen Verf. wachen, und in ihm einen Mann erhalten, der seinem Vaterland schon so viel Vergnügen und Ehre gemacht, und von dem es sich noch so viel, und so viel mehr verspricht. Welch ein unersetzlicher Verlust, wenn wir Schillern verlieren, wenn seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und gegenwärtiger philosophisch-politischer Roman, gewiß nicht das geringste seiner Werke, unvollendet bleiben sollten. Pk.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1792, 109. Band, 1. Stück, pag. 147—149.



1793.

1793. **Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Aus mehreren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Erster Theil. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1792. S. 410 in 8.**

„Um dem Nachdrucke zuvorzukommen, und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleineren prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweyter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden.“ So beginnt Hr. Schiller den Vorbericht zu diesen kleinen prosaischen Schriften, auf deren Fortsetzung, wenn sie lediglich von der erwähnten Bedingung abhängt, man um so sicherer wird zählen dürfen; je allgemeiner und fester das Zutrauen ist, das Herr Schiller sich durch die gefälligen und kraftvollen Producte seines Geistes bey dem lesenden Publikum bereits erworben hat. Ist auch nicht allen seinen Werken der Stempel der Originalität in gleichem Grade aufgedrückt; so ist doch sein tief dringender philosophischer Blick, seine lebhafte, feuerige Darstellungsgabe, seine anziehende, starke Manier an allen

so unverkennbar, daß wir gewiß nicht falsch calculiren, wenn 1793.
wir auch die Dauer dieser kleineren prosaischen Schriften nach Jahrhunderten berechnen. Der Hr. Verf. übergibt sie dem Publikum mit einer rühmlichen Bescheidenheit, indem er sagt: Eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorne Unterhaltung sey alles, was er dem Leser davon versprechen könne. Wir können hingegen versichern, daß uns das Lesen dieser Aufsätze weit mehr, als eine bloß flüchtige Unterhaltung verschafft habe, und daß wir darin abwechselnd bald den Geschichtforscher, bald den Philosophen, bald den Kritiker, und bald den schönen Geist bewundern mußten.

Der I. Aufsatz: Die Sendung Moses, ist aus der Thalia genommen. Die Gründung des jüdischen Staates durch Moses ist allerdings eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahret hat; wichtig, wie sich der Hr. Verfasser ausdrückt, durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden ist; wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwey Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrschen, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beyde auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemahls weder ein Christenthum, noch einen Koran gegeben haben. Die Nation der Hebräer erscheint in der Geschichte als ein wichtiges universalhistorisches Volk. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen, und eben so wenig den Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Der Hr. Verfasser schildert anfänglich den betrübten Zustand dieses Volkes unter der ägyptischen Regierung; beweiset dann, daß der zur Rettung dieser Nation bestimmte Heerführer weder ein gebohrner Aegyptier (dem fehlte es an der nöthigen Aufforderung, und an dem Nationalinteresse für die Hebräer, um sich zu ihrem Erretter aufzuwerfen), noch ein bloßer Hebräer (dem mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrechen) seyn konnte. Was für einen Ausweg wählte also die Vorsehung? Sie nahm einen Ebräer; entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volke, und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit, und so wurde ein Ebräer ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam. Hier

1793. die Geschichte Moses und seiner Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfieng. Zwischen den ägyptischen Mysterien, und was Moses nachher gethan und verordnet hat, ergibt sich eine merkwürdige Aehnlichkeit. Da Aegypten der erste cultivirte Staat war, den die Geschichte kennt, so wäre es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirne vorgestellt wurde. Der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis während ihres unverdorbenen Zustandes war Einheit Gottes, Widerlegung des Paganismus, und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüße theilhaftig wurden, nannten sich Anschauer oder Epopten. Sie konnten nur stufenweise dazu gelangen. Eine vorläufige nothwendige Cerimonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. In dem Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe dar, worunter sich eine heilige Lade befand, die man den Sarg des Serapis nannte. Sie herumzutragen war ein Vorrecht der Priester; und nur der Hierophant durfte es wagen, sie aufzudecken, oder auch nur zu berühren. Durch diesen reinen Deismus wurde der Götzendienst von Innen gestürzt, und von Außen befördert. Moses ward in diesem Institute mit der Lehre von der Einheit des Weltschöpfers bekannt, zugleich empfieng er Einsichten in die Kräfte der Natur, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, Wunder zu wirken ꝛc. Weiter können wir dem Hrn. Verf. in der Entwickelung dieser Geschichte nicht folgen, weil noch andere wichtige Aufsätze unsre Aufmerksamkeit fordern. Unterdessen mag der gelieferte Auszug schon hinreichen, die Begierde, diesen Aufsatz ganz zu lesen, rege zu machen.

II. Was heißt, und zu welchem Ende studiert man Universalhistorie? Ein schöner Aufsatz, aus dem man das wahre Interesse der Geschichte kennen lernet! Treffend ist das Bild des Brodgelehrten S. 57 gezeichnet: „Anders ist der Studienplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bey seinem Fleiße einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig, und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte

seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen 1798.
Zustand zu verbessern, und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen; ein solcher wird beym Eintritte in seine academische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudium nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, aufs sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letzteren widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Cursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinn — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhiget ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf; denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte; sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrien, als der Hause der Brodgelehrten? (Eine richtige Bemerkung!) Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reiche des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in was immer für einer Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bey dem Schulsysteme, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte? (Wie wahr!) Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bey seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn; er erwartet ihn von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er

1793. hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt. Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freyheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich-schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird; der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag; sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles, was er thut; er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Müheselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäfften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegensetzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahndete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhange der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Cultur ihre Blößen ihm beleuchtet; anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu seyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweyet sich mit seinem Berufe, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverläßigkeit seiner Systeme zeigen. Der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt. Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf!" Doch wir müssen abbrechen, nicht um die Geduld unsrer Leser nicht zu ermüden (weil wir dieses bey einem so vortrefflichen Schillerschen Gemählde nicht befürchten dürfen); sondern weil wir sonst die ganze Abhandlung hier abschreiben müßten, wenn wir jede schöne Stelle daraus auszeichnen wollten. Diese akademische Antrittsrede ist auch in dem deutschen Merkur enthalten.

III. Philosophische Briefe aus der Thalia. Weil wir bey dem Inhalte dieser Briefe nicht lange verweilen können,

nur einige Worte aus der Vorerinnerung, um unsern Lesern den Gesichtspunkt und das Ziel anzugeben, von welchem die HHrn. Verfasser ausgegangen sind und nach welchem sie hinstreben. „Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemählde zweyer Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. — Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern spiegelt." 1793.

IV. Briefe über Don Carlos, aus dem deutschen Merkur. Eine kritische Darstellung und Entwickelung der darin vorkommenden Charaktere und Situationen.

V. Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte, aus dem Merkur.

VI. Verbrechen aus verlorner Ehre. Eine wahre Geschichte aus der Thalia. Mit jedem neuen Zuge, mit jeder neuen Handlung wächst das Interesse an dieser Geschichte durch die geschickte Schillersche Darstellung. Nur Schade, daß dieselbe nicht bis ans Ende des Unglücklichen fortgeführt ist!

VII. Etwas über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde, aus der Thalia. Ein merkwürdiger Aufsatz! so interessant der Stoff desselben ist, so schön ist auch die Einkleidung. Die darin zum Grunde liegenden Ideen sind auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monathschrift entstanden. Die Ideenreihe selbst ist folgende: Uebergang des Menschen zur Freyheit und Humanität; häusliches Leben; Verschiedenheit der Lebensweise; aufgehobene Standes-Gleichheit; der erste König. Den Beschluß macht

VIII. eine nicht minder wichtige Abhandlung: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge, und Mittelalter, aus der Sammlung

1793. historischer Memoires. Möchte Hr. Schiller die Muße haben, uns bald mit einem zweyten Theile zu beschenken!

U.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1793, 15. Februar.

Frankfurt und Leipzig.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Fr. Schiller. In 3. Theil. 486 S. Unser geistvoller Landsmann Sch., den ein grosser Theil der teutschen Lesewelt unter seine Lieblings-Schriftsteller aufgenommen hat, kann auch unsre Stimme zu dem allgemeinen Beyfall, welcher der Erscheinung dieses Products entgegenschallte, mit allem Recht erwarten. Wir halten uns um so mehr für verpflichtet, sie ihm laut zu geben, als unser Still-schweigen verdächtig scheinen könnte. Indessen soll uns auch keine Vorliebe den Mund schliessen, daß wir nicht Fehler rügen, wo wir sie zu bemerken glauben. Strenge Kritik ist in einem solchen Falle Kennzeichen der Achtung. Der berühmte Geschichtschreiber hat in dem raschen Gange seiner Erzählung manche Periode hin-geworfen, welche entweder sehr zweydeutig oder offenbar unrichtig ist: ein doppelt grosser Fehler in einer Geschichtserzählung, welche dem ersten Titel zufolge zunächst für Frauenzimmer bestimmt war. Wir rechnen unter solche Perioden, z. B. die folgende: „So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Teutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Kultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten." S. 346. hat der Verfasser, vermuthlich nur durch seine enthusiastische Vorliebe für seinen Helden dahin gerissen, einen gar zu harten Ausfall über einen neuen Katholischen Schriftsteller von anerkanntem Verdienste (ohne Zweifel den Verf. der Geschichte der Teutschen) gemacht, weil er, nach Hr. Sch. Bedünken, des Kaisers Rührung bey der Nachricht von Gustaf Adolphs Tode zu sehr erhebt. Wehe dem Philosophen, der die menschlichen Gefühle zu sehr zergliedert! Wehe dem Ruhm des Geschichtschreibers, der

nicht auch gegen die Feinde seines Helden gerecht ist! — Auch 1793.
die Vorwürfe, die er dem Herzoge von S. Lauenburg macht, die zu entschiedene Beschuldigung des Königs-Mordes, die er auf den Kaiser wirft, scheinen zu rasch zu seyn. Wir wollen nicht anführen, was sich zu Fr. Albrechts Ehrenrettung sagen liesse, so stark auch die Umstände wider ihn zu zeugen scheinen: nur in Ansehung des Kaisers wollen wir erinnern, daß, wenn Gust. Adolph durchaus durch Verrätherey des H. von Lauenburg (den er doch sterbend noch mit dem herzlichen: „Bruder, rette Dich!" anredete) gefallen seyn soll, deshalb wenigstens eben so viel Verdacht auf den Kurfürsten von Sachsen, als auf Ferdinanden, gewälzt werden könne. Fr. Albrecht begab sich ja unmittelbar nach des Königs Tode in Sächsische Dienste. Der Kurfürst von Sachsen hatte schon sehr scheel dazu gesehen, als Gustaf Adolph die Brandenburgischen festen Plätze besezte; er hatte allerley nicht ganz grundlose Bedenklichkeiten in Hinsicht auf die Uneigennüzigkeit des Königs von Schweden geäussert; die gewaltthätigen Absichten des Schwedischen Siegers wurden nach jedem Siege mehr sichtbar; Oxenstierna's Troz empörte alle Protestantische Stände; sehr bald nach der Schlacht bey Lüzen bot der Kurfürst dem Kaiser die Hand zum Frieden — — —. Wir glauben in solchen Fällen dem Geschichtschreiber das bekannte: neminem aut accusaverim aut laudaverim cito, nicht genug empfehlen zu können. Freylich führt diese Delicatesse oder, wenn man lieber will, scrupulöse Aengstlichkeit geradezu einem historischen Scepticismus entgegen. Aber dieser ist dann doch immer noch ein geringeres Uebel, als der Vorwurf, die Manen eines berühmten Menschen durch üble Urtheile beleidigt zu haben, welche doch immer nur einseitig gefällt seyn können, und im Grunde mehr nicht, als Vermuthungen bleiben.

<u>Tübingischen gelehrten Anzeigen, Tübingen, 1793, 11. März.</u>

Leipzig.

Kleinere prosaische Schriften von Schiller. Erster Theil 1792. bei Crusius. Aus mehrern Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Es ist dieß eine Sammlung der schönen Früchte des Schillerschen Geistes, die bisher in ver-

1793. schiedenen Zeitschriften zur öffentlichen Beurtheilung ausgestellt waren. Das allgemeine Urtheil ihrer Vorzüglichkeit rechtfertigt die Sorgfalt, mit der sie hier zusammengetragen sind und kann zugleich die frohe Dankbarkeit erklären, womit die Freunde und Kenner vaterländischer Fülle sie als angenehme Geschenke aus den Händen ihres Gebers empfangen. Die Sammlung enthält 1) Die Sendung Moses aus der Thalia Seite 1—53. 2) Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede, aus dem teutschen Merkur. S. 54—98. 3) Philosophische Briefe aus der Thalia. S. 99—162. 4) Briefe über Don Karlos, aus dem Merkur. S. 163—262. 5) Spiel des Schicksals, Bruchstück aus einer wahren Geschichte, aus dem Merkur. S. 263—290. 6) Verbrechen aus verlohrner Ehre. Eine wahre Geschichte aus der Thalia. S. 291—345. 7) Etwas über die erste Menschengesellschaft, aus der Thalia. S. 346—385. 8) Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, aus der Sammlung historischer Memoires. S. 386—410. Ob diese Aufsätze wesentliche Verbesserungen erhalten haben? — „Bei den „mehresten der hier abgedruckten Aufsätze, erklärt sich hierüber ihr „Verf. in der Vorrede selbst, möchte, wie ich gar wohl einsehe, „eine strengere Feile nicht überflüßig gewesen seyn; und es war „auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegen„wärtigen Darstellungsart gemäßer zu machen: aber ein ver„änderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht „hätte die zweite Hand ihnen gerade dasienige genommen, wo„durch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. „Sie tragen also auch noch iezt das iugendliche Gepräge ihrer ersten „zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die „Nachsicht des Lesers." Das Aeußere dieser Sammlung entspricht dem innern Werthe und macht dem Verleger, Hrn. Crusius, Ehre.

<u>Erlanger gelehrte Zeitungen, Erlangen, 1793, 19. März.</u>

Schillers Räuber sind unter dem Titel: The Robbers a Tragedy. Translated from the german of Fr. Schiller auf 220 S. 8. bey Robinsons erschienen. Die mildern sanftern Züge des Originals finden allgemeinen Beyfall;

aber die Scenen des Schreckens, der Furcht, der Verzweifelung 1793.
u. s. w. sind für den Engländer zu schauderhaft. Dieß ist selbst das Urtheil einer bekannten gelehrten Zeitschrift.

Gothaische gelehrte Zeitungen, Ausländische Literatur, Gotha, 1793, 11. May.

Geschichte des dreyßigjährigen Krieges. Von Friedrich Schiller. I. und II. Theil. Frankfurt und Leipzig. 1791. S. 226 und 486 in 8.

Fr. Schillers Geschichte des dreyßigjährigen Krieges. Frankenthal, im Verlage der Gegelischen Buchdruckerey und Buchhandlung. Zwey Bände. 1791. S. 366 und 237 in 8.

Diese Producte sind bloße Nachdrücke der in Schillers rühmlichst bekanntem historischen Kalender für Damen, Leipzig. 1791. (davon in diesen Blättern Jahrg. 1791. St. XX. S. 319 eine Anzeige geschehen ist) beschriebenen Geschichte des erschrecklichen 30jährigen Krieges. In dem 1sten ist Manches weggelassen, das in gedachtem Kalender steht; Manches geändert, und für das ganze Publikum eingerichtet, das in der Urschrift nur für Leserinnen bestimmt ist. In der Hauptsache blieb der Herausgeber dem Originale getreu, wie Recensent bey der Vergleichung miteinander wahrgenommen hat. Bei dem 2ten Exemplar im 2ten Bande ist die schöne Vorrede des Hrn. Wielands befindlich, die nicht oft genug gedruckt und gelesen werden kann. Da der Kalender oder das Original klar, und für blöde Augen unleserlich, wie wohl, im Ganzen betrachtet, sauber und nett gedruckt ist; so werden diejenigen Leser, die schwache Augen haben, und einen feinen Druck ohne Anstoß nicht lesen können, dem Nachdrucker danken, daß sie diese merkwürdige und meisterhaft beschriebene Kriegsgeschichte in einem größeren Drucke nun zu lesen in Stand gesetzt worden sind. v. B.

Oberdeutsche, allgemeine Litteraturzeitung, Salzburg, 1793, 19. April.

1798.

Ueber Schillers Lied an die Freude.

(Eine Vorlesung im Cirkel einiger Freunde gehalten.)

Mit gefurchter Stirne und zur Erde gesenktem Blick einherzuschleichen, die Erde um des Himmels willen zu verachten, und ihre Freuden zu verdammen — nein; das kann dem Gotte, der die Erde so schön und das Menschen Herz für die Freude so empfänglich schuf, unmöglich gefallen, das kann unmöglich Weisheit seyn!

Mit freyer entwölkter Stirn, mit einer Miene voll Heiterkeit, mit Augen, wo denkender, aber nicht trauriger, Ernst mit stiller Seelenruhe sanft zusammenschmelzt, so denke ich mir das Bild des Weisen. Und es scheint mir nicht bloße Dichteridee, sondern das Resultat ächter Filosofie: daß froher Lebensgenuß Zweck und Summe der Weisheit sey.

„Also dein Weiser wird nicht, wie weiland Thor Heraklit, sein Leben verweinen, aber desto demokritischer lachen?"

Immerhin, wenn er wie Wielands Demokritus lacht. In der Regel aber wird er beyde Extreme vermeiden; wird zwar nicht, wie Ramler, zu seinem Freudenmahle „das Lachen, die Hände gestemmt in keuchende Seiten" einladen, aber auch eben so wenig Youngs Nachtgedanken nachschwärmen. Er wird mit theilnehmendem Herzen den Leiden seines Bruders eine Thräne weinen; er ist Mensch, und schämt sich der sanftern Gefühle der Menschheit nicht; aber er wird nicht winseln, nicht durch Nahrung schwarzer Melancholie nach dem zweydeutigen Adel der weichgeschaffnen Seelen ringen. Tiefe innige Empfindung, ohne den geringsten Anstrich von süßer Empfindeley, ist der Grundzug seines Charakters. Er weinet mit den Weinenden, aber schwemmt nicht mit Thränenfluthen die Energie der Seele, und den Göttertrieb dem Leidenden zu helfen, hinweg. Sein Entschluß zu helfen wird, wo möglich, That, und dann blickt er wieder heiter zu Gottes Himmel empor — sieht nicht die ganze Welt in Flor gehüllt, weil eine Baare vor seinem Hause hin getragen wurde.

Er freut sich mit den Frölichen und freut sich mit ganzer Seele. Jeder Thautropfen, der im Grase perlet, jede Blume,

die ihm entgegen duftet, perlet und duftet ihm Freude; Wüsten 1793. schaft er sich in lachende Fluren, die Erde zum Himmel um.

Er verschönert und veredelt sich die kleinern Freuden des Lebens, genießt da als Geist, wo tausend andre blos fürs Thier leben.

Freylich wird er in euren Alltagscirkeln, wo er sich nicht mittheilen kann, wo er nicht verstanden wird, nicht den unterhaltenden Gesellschafter nach dem Modeschnitte machen. — „Der verkennt den Scherz, hat von den Grazien keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann, daß sich der Liebling der Freude nur mit Sokratischen Freunden freut!“ Aber gebt ihm diese Freunde; und er freut sich mit ihnen, wie sich die Seeligen freuen. Beym trauten Freundschaftsmahle, „beym sokratischen Becher, von der thauenden Rose umkränzt,“ welche Gedanken, welche Empfindungen heben dann seine Brust empor, und entflammen ihn zum Gottgefühl!

Keine Sprache ist im Stande auch nur den tausendsten Theil dieses Gefühls auszudrücken. Mehr noch, als Lessings Mahler in Emilia Galotti auf dem langen Wege vom Herzen zum Pinsel, geht ihm verlohren, wenn er es in todte Worte übertragen soll; und doch ist ihm das, was ihm todte Worte waren, für Millionen von Menschengeschöpfen, wie ihr sie täglich seht, mehr als sie fassen können. Ihnen muß Enthusiasmus Schwärmerey, und der hellste Abglanz vom Strahl des göttlichen Lichts Fieberhitze heißen. Wunderts euch, daß ihr seine Sprache nicht versteht? Laßt's euch nicht wundern; denn, um sie zu verstehen, müßtet Ihr selbst geläuterten Sinn fürs höchste Schöne haben, müßtet Ihr selbst mit diesen Ideen, mit diesen Empfindungen vertraut seyn: dazu gehört nun freylich mehr, als nach euren Theorien der schönen Künste und Wissenschaften zu kunstrichtern. — —

Meiner Empfindung nach ist es lange keinem Dichter so gut gelungen, den höchsten Grad von edlem Enthusiasmus so ausdrucksvoll in Sprache überzutragen, als dem Sänger des Liedes, das schon oft in diesem Cirkel ihm nachgesungen worden ist, und hoffentlich auch heute mit zwiefacher Theilnehmung, und mit Herzensdank gegen den edlen Sänger der Freude gesungen werden wird. Und dies wird meine Wahl rechtfertigen, wenn ich

1793. an diesem der Freude geweiheten Tage, Ihnen, Verehrteste, meine Meynung über einige kühnere Ausdrücke dieses Liedes, und über den Tadel einiger unzünftigen Kunstrichter zur Prüfung vorlege.

Schillers großes Lied an die Freude ist von vielen mit dem verdientesten Beyfall aufgenommen, aber auch von noch mehrern getadelt worden. Freylich ist nun wohl der Tadel der Menge von Isaschars zahlreicher Nachkommenschaft für einen Schiller mehr Ehre als ihr lautes Lob seyn würde: aber wenn auch Männer von Gewicht, die sie sich wenigstens zu seyn dünken, sich auf die Seite des großen Hauffens schlagen, und ihren Tadel mit Gründen beweisen wollen: so scheint es doch der Mühe werth ihre Gründe zu prüfen.

Ihr erster Tadel trift nicht sowohl das Lied selbst, als die Schubertische Komposizion. Kunstkenner behaupten in dieser Komposizion unverzeihliche Fehler gegen die Grundgesetze der Tonkunst zu finden. Da aber diese Fehler, wie die Herren selbst gestehen, auch von ABCSchülern in der Musik aufgefunden werden können; Herr Schubert aber bekanntlich längst als kompetenter Richter in Kunstprodukten der Musik anerkannt worden ist: so läßt sich doch wohl vermuthen, daß ihm jene angenommenen Grundgesetze nicht unbekannt gewesen seyn mögen, und daß er dann wohl nicht ganz ohne Grund den bekannten Regeln entgegenhandelt. Wie, wenn er eben durch diese Dissonanzen mit dem Dichter desto harmonischer Hand in Hand gienge? Wie, wenn gerade der ungebahntere, nicht nach Winkelmaaß und Richtschnur abgemessene Gang für den Garten, der nach keiner französischen Gärtnerregel zugestutzt war, der passendste, der schicklichste wäre? —

Und sollte nicht in Werken des Geschmacks das Urtheil der natürlichen ungekünstelten Empfindung mehr als die Stimme irgend eines kunstrichterlichen Dictators gelten? Ich glaube es; doch mag ich als Laie nicht mit dem reizbaren Völklein der Kleriker richten. Und am Ende auch zugegeben, daß die Musik nicht ganz gut sey; so kann ja dies doch unmöglich den Werth des Liedes an sich vermindern.

Die aber, die das Lied selbst tadelten, haben es wahrscheinlich nicht ganz verstanden.

Ein Herr Diakonus aus F**hausen fand die ersten Verse dieses Liedes, das ihm von einem Freunde vorgelesen wurde, vor=

treflich; aber er ergrimmte im Geiste, und sprach das Verdammungsurtheil über das unheilige Lied, als die Strophe kam: allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn! Nein, schrie er, die Hölle soll man uns nicht nehmen! 1793.

„Aber ists nicht auch wirklich ein sehr heterodoxer Gedanke?" — Es gab Männer, welche geradezu behaupteten: daß die gewöhnliche Vorstellung von Ewigkeit der Höllenstrafe der tollste Widerspruch wäre, der je in einem ungeordneten Kopfe hätte entstehen können. Denn, sagten sie, der größte Schmerz erzeugt durch die Länge der Zeit entweder Gefühllosigkeit, oder der überstraff gespannte Bogen springt. Sollte dies verhindert werden, so müßte der leidende Geist, bey steigendem Schmerz, auch erhöhtes Kraftgefühl erhalten, um ihn ertragen und immer fort fühlen zu können. Kraftgefühl ist aber an sich Glück. — Nun denkt euch steigendes Glück und Unglück in Parallel; und wenn ihr das könnt, so könnt ihr euch auch denken, daß ein Ding zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn könne. Und was sagt ihr zu der Vorstellung: daß der Ewiggute irgend einem seiner Geschöpfe seine Kräfte immer mehr erhöht, um es für den Schmerz desto fühlbarer zu erhalten?

Andere Männer, in allen theologischen Kenntnissen eingeweiht, behaupteten: daß diese Lehre gar nicht biblisch sey! Sie setzten hinzu: daß Vergehungen, in einem Spannelangen Leben begangen, mit ewigen Strafen schlechterdings in keinem Verhältnisse ständen; und daß der Ewiggute, der seine Sonne aufgehen lasse über Böse und Gute, und regnen lasse über Gerechte und Ungerechte unendlich gütiger*) wäre als die ganze Schaar der Zeloten. Freylich würde der Böse durch langsamern Fortschritt in moralischer Veredlung, auf immer an baarer Glückseligkeit verlieren, und das Bewußtseyn seiner Schuld würde dort noch seine Hölle seyn: nur müßte man das positive von ewigen Höllenstrafen absondern, wenn man die Gottheit nicht lästern wolle. Laßt uns, liebe Menschen, rufen sie mit heiliger Begeisterung aus, laßt uns gut seyn, aus Liebe zu Gott und der Tugend, und nicht aus Furcht vor der Hölle.

Es ist hier nicht der Ort sich in diese theologischen Streitigkeiten weitläufiger einzulassen; aber das wird man doch zugestehen: daß es kein unchristlicher Wunsch sey, zu wünschen, daß Gott

1793. allen Sündern vergeben und die Hölle vernichten möge! Und mehr wollte der Sänger des erhabenen Liedes auch nicht sagen. Er will keinem, der die Hölle nöthig hat, seine Hölle nehmen; aber in dem Gefühl von Freude, in welchem er die ganze Welt umarmt:

„Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

wünscht er, daß alle Wesen mit ihm froh und glücklich seyn mögen: und wer ihm das nicht nachwünschen kann — den armen Sünder wollen wir bemitleiden! Ich wenigstens werde, bey aller meiner Rechtgläubigkeit, immer mit vollem Herzen singen:

Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Aber, aber, „dieses Glas dem guten Geist!“ Nein! das ist abscheulich: Denkt! dem lieben Gott eine Gesundheit zutrinken wollen!

Es ist wahr, nach dieser Vorstellung ist der Ausdruck sehr unschicklich: aber wer erlaubt euch auch, dem Dichter ein so grobes Bild unterzuschieben?

Beym freundschaftlichen Mahle, froh wie ein Seeliger Gottes, fordert der Dichter seine Freunde auf:

Danket dem Herrn!
Er gab uns Freundschaft, gab uns Wein,
Gab diese seelge Stunde,
Auf laßt uns, laßt uns dankbar seyn,
Lobt ihn mit Herz und Munde!
Danket dem Herrn!

Und diese fromme Empfindung drückte er dichterisch unter dem Bilde von Opfer aus. Zwar bedarf der Ewige euer Opfer nicht, und euer Opfer und andere Gebräuche und Aussenwerke sind an sich nicht Gottesverehrung, nicht Verehrung des Heiligsten, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet, nur durch Tugend verehrt seyn will: aber diese fromme Empfindung des Danks, die dadurch lebhafter wird, und euch ermuntert, Gottes gute Gabe desto froher, mit Theilnehmung des Herzens zu ge-

nießen — diese fromme Empfindung ist ihm angenehm; darum weihet ihm euer Opfer. 1793.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Serafs Hymne preißt,
Dieses Glas dem guten Geist,
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Um etwas wichtiger, als jene Vorwürfe der Zeloten sind, scheint mir der Tadel, welcher den Schluß der ersten Strofe betrifft:

Brüder über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

„Ist es erhaben, fragt man, der Gottheit, welche das Weltall nicht umfasset, irgend einen bestimmten Ort, wäre es auch das Sternenzelt, zur Wohnung anzuweisen?"

Man könnte antworten, daß die richtige Erklärung von dem herrlichen, nur leider! sehr gemisbrauchten Gebete: „Unser Vater im Himmel etc." auch hieher passe, nach welcher gerade der Ausdruck, im Himmel der Vorstellung von Beschränktheit entgegen wirkt.

„Du nicht bloß Gott auf Zion oder Garizim, nicht bloß der Juden, oder Samaritaner, oder auch der Christen Gott — Gott überall, so weit die Himmel reichen!"

Und wie? wenn der Geist, der sich zu dem Vater über'm Sternenzelt erhebt, in noch erweitertem Gesichtskreise nicht blos den Gott der Völker, die den Erdkreis bewohnen, sähe, sondern den Vater alles Lebens, der seine milde Hand aufthut, und, in allen seinen ungemessenen, ungezählten Welten, Lebensgenuß und Freude verbreitet, — sättiget und segnet alles was da lebet mit Wohlgefallen?

Sollte man ja hier eine kleine Abänderung wünschen, so wäre es die; daß der Dichter statt des Worts, wohnen, etwa seyn, oder irgend ein anders hätte wählen können. Wenigstens gestehe ich, daß auch ich — vielleicht zu sehr an den Sprachgebrauch geheftet — bey diesem wohnen etwas zu beschränktes — ich weiß nicht ob ich sagen soll zu denken oder zu fühlen gewohnt bin.

1793. Und, Freunde, ich wage hier noch ein anderes Geständniß: daß der Ausgang des so vortreflichen Verses:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja! wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

für mein Gefühl etwas äusserst unangenehmes hat, und mir mit den andern Empfindungen des Wohlwollens, der höchsten und reinsten Humanität, die das Lied athmet, zu stark zu kontrastiren scheint.

Ach der Mann der keinen Freund hat, keine Seele auf dem ganzen Erdenrunde seyn nennen kann, ist ein gar zu unglückseliges Wesen! Und Gott! es wäre doch möglich, daß der Unglückselige an seinem Unglück, wenigstens zum Theil, unschuldig wäre. Vielleicht ließ ihn sein Schicksal die bessern Menschen vorbeygehen, und unter Unmenschen gerathen, die ihn mißhandelten; vielleicht wollte sich sein Herz mehr als einmahl der Freundschaft öffnen, aber immer kam er an Unwürdige, die ihn misbrauchten; vielleicht fiel er unter Mörder, die sein Herz unheilbar verwundeten! Wäre es aber auch ganz seine eigene Schuld; doch könnt' ich ihn jetzt nicht ausstoßen, ihn nicht seinem einsamen Gram und Unmuth überlassen; am wenigsten in der Stunde der Seligkeit, wo mein Schuldbuch vernichtet und die ganze Welt mit mir ausgesöhnt ist, wo ich dem Verbrecher am Hochgerichte Gnade, dem Sünder in der Hölle Vergebung wünsche, wo ich eine Welt umarmen, und — gält' es Gut und Blut, gält' es Aufopferung meines Lebens — eine Welt beseligen möchte! Ich muß ihn bemitleiden! Es liegt zu viel Seeligkeit in dem Gedanken zu lieben und geliebt zu seyn und ich muß den Armen bemitleiden, der an dieser Seeligkeit keinen Theil hat. Mit Angst dachte ich, so oft die Stelle gesungen wurde: wenn Einen unter uns der Fluch träfe! wenn Einer sich entfernen sollte! Und mir war es dann, als könnt' ich ihn nicht

lassen, als müßte ich ihn mit Brüderarmen zurückhalten, oder 1793. ihm nacheilen: Armer! Armer! du bist unsäglich elend! ich fühle dein nahmenloses Elend, und ich muß austreten mit dir aus dem Kreise der Freude, und mit dir weinen! —

Der Dichter scheint selbst etwas ähnliches gefühlt zu haben: „wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund!" Aber wenn er nun noch weinen — sein Elend fühlen kann! — der Unglückselige!

Gern gebe ich es zu: daß jenes harte Urtheil durch den Beysatz! „wers nie gekonnt" gewissermaßen gerechtfertiget werde; ja daß man, den Menschenfeind blos in abstrakto gedacht, wie ihn gewiß hier der Dichter gedacht haben wollte, dies Urtheil ohne Beymischung einer unangenehmen Empfindung nachsprechen, und vielleicht durch den hinzugedachten Gegensatz — hier aber ist ein Kreis von Menschen die sich lieben! und auch ich liebe und werde geliebt! — sich in ungestörtem Freudengenuß erhalten könne. Indeß geht mir es mit dem Liede wie dem liebenden Mädchen mit dem geliebten Jünglinge, bey'm ersten bemerkten Widerspruch ihrer Empfindungen. Es schmerzt vielleicht um so mehr, weil es der erste und einzige ist: aber sie liebt ihren Jüngling darum nicht minder, und ist geneigt, den Irrthum mehr in sich als in ihm zu suchen. Möglich auch, daß sie ihn da sicher findet!

Uebrigens gehe ich mit meinem Dichter durch alle verschlungene Wege der enthusiastischen Freude Hand in Hand, und folge ihm selbst da, wo seine Tadler ihn auf dem gefährlichsten Irrwege wähnen.

„Eine heitre Abschiedsstunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!"

„Was, ums Himmels willen, soll der Grabsgesang im Weinliede, beym Trinkgelage?" — die Antwort werdet ihr dann leicht finden, sobald ihr den kleinen Unterschied zwischen einem Schillerischen Liede an die Freude, und euren gewöhnlichen Trinkliedern, zwischen einem Sokratischen Freudenmahle und euren Bachusfesten einsehen lernet; —

1793. Auffallend ist es aber, daß diese Frage auch von solchen aufgeworfen wird, welche aus Höltys leider! Volksliede: Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. auch einen Vers, der alles schöne und sittliche Gefühl empört, ohne Anstoß absingen können:

„Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare,
Eh die Abendwolke graut
Ruht sie auf der Baare:
Gebt den Harm und Grillenfang
Gebet ihn den Winden,
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!“

Ists wahr, daß die alten Aegypter bey ihren Lustgelagen einen ihrer Todten in den Speisesaal bringen ließen, um den versammelten Gästen entweder die Lehre, genießet mit kluger Mäßigung! desto nachdrücklicher ans Herz zu legen; oder im Gegentheil das memento mori! mit dem post mortem nulla voluptas! zur Ermunterung zu desto lauterm Jubel zu gebrauchen: so handelten sie im ersten Falle sehr zweckwidrig — machten, wenn es selten geschah, frömmelnde Schwärmer, oder bewirkten, wenn es oft geschah, gar nichts; — und im zweyten Falle wahnsinnig.

Ich kann nicht leugnen, daß ich ein mit Hölty's: Wonne führt die junge Braut — Gebt den Harm und Grillenfang ꝛc. garnirtes Mahl jenem ägyptischen völlig an die Seite setze.

Hölty war keiner von unsern Kraftmännern, die zwischen, den Tod nicht ängstlich fürchten und, über den Tod spaßen, keinen Mittelweg kennen; er war ein armer Kranker und sang sein: Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. in hypochondrischer Spannung; was man ihm in dieser Rücksicht gern verzeiht, aber, ohne in einer glücklichern Lage, gesund an Geist und Körper, Beruf zu fühlen es ihm nach zu singen. Wenigstens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie ein gesunder, an Kopf und Herz unverwahrloseter Mann, oder gar ein so gesundes Weib und Mädchen, jene heterogenste Empfindungen im Augenblick an einander zu reihen, und vom traurigsten Bilde des Todes, — von der Braut, die am Abend ihres Hochzeittages

auf der Baare ruhet — zum frohen Becherklang überzuspringen 1798.
vermag. Fast sollte man sagen: es wäre gewissermaaßen Glück für die Welt, daß viele singen, sprechen und noch manches andere thun könnten, ohne was dabey zu denken oder zu empfinden. Zuverläßig ist es, in dem gegebenen Falle, für ihre Sittlichkeit minder gefährlich. Wer den gedankenlosesten Leichtsinn, die herzloseste Frivolität befördern, wer ein Völklein bilden will, das im Stande wäre zur Lust zu morden — Pariser pöbel —: der gebe ihnen öftere Veranlassung, schnell von einer Empfindung zu der entgegengesetzten überzuspringen, lasse im Trauerspiele den Harlekin mit (oder nach neuerer Sitte) ohne Hanswurstkleid, das thut nichts zur Sache! eine komische Zwischenrolle spielen — oder sorge dafür, daß dergleichen Volkslieder mehr gesungen und verstanden werden! — Verzeihung, Freunde, für diese etwas längere Episode! —

Der Tadel trift aber keineswegs die oben angeführte Stelle aus Schillers Liede, das nicht von weinberauschten Zechern gesungen seyn will, das nicht zur Lustigkeit aufspielt, sondern zu höherer Freude und zu den edelsten menschwürdigsten Gefühlen begeistert.

In dieser Seelenstimmung ist der Gedanke an Tod und Grab, verbunden mit der freyern Aussicht in ein besseres Leben, willkommen und wohlthätig!

„Laßt uns gut seyn bis zum Grabe, edle Thaten thun, wie das Lied sie singt, dann

Führt der Tod, ein schöner Genius
Wie Mengs ihn mahlt in seinem schönsten Bilde,
Uns einst in selige Gefilde!

Hand in Hand, wir wollen gut seyn! und unsern Bund vernichtet kein Tod!

Auf Wiedersehn!!"

Es wäre leicht noch andere ähnliche Einwürfe zu widerlegen: aber die schöneren Lebensstunden, dergleichen uns der heutige Tag gewährt, sind zu kostbar, als daß man sie mit Widerlegungen und Streitigkeiten verderben sollte. Wir wollen sie

1793. weiser genießen, und heute den ersten Becher der Freude dankbar unserm Schiller weihen! K. St.

*) Ich hätte lieber „gerechter" gesagt. W.

Wieland, Der Neue Teutsche Merkur, Weimar, 1793, May, pag. 21—37.

Bey Göschen ist erschienen: Neue Thalia, herausgegeben von Schiller. Zweyter Band (oder 4—6. Stück) 1792. Dritten Bandes 1tes u. 2tes Stück 1793. Wir übergehen in der Anzeige dieser Stücke die kleinen Gedichte, die größtentheils keine großen Ansprüche zu machen haben, und nennen nur die größern und bedeutendern Aufsätze. Prometheus in Fesseln, nach dem Aeschylus. (Die dabey befindlichen Bemerkungen sind mehr werth, als die Uebersetzung selbst.) Der Geist Samuels des Propheten, (von Schiller, voll treffender Wahrheiten, die aber zum Theil den alten Rechtgläubigen ein Greuel seyn werden.) Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staats um das Wohl seiner Bürger erstrecken? (von W. von Humbold. Mit guten Gründen werden die Grenzen dieser Sorgfalt weit enger gesetzt, als Herrschsucht, gutmeinender Wahn ꝛc. es gemeiniglich thun.) Das Gastmahl von Plato, oder Gespräch über die Liebe. (Eine sehr gute Verdeutschung des meisterhaften Platonischen Dialogs.) Die Seefahrt von Troja nach Carthago (in Stanzen nach Virgils 3ten Buch der Aeneide, von einem Ungenannten. Die Verse sind nicht schlecht; daß der Verfasser aber kein wahrer Dichter ist, das sieht der Kenner aus einer einzigen, selbst der besten Stanze dieses Versuchs.) Reise auf den Montanvert, zu dem Eismeer und zu der Quelle des Arveiron in den savoyer Alpen. (Von einem Frauenzimmer. Eben nichts Wichtiges oder Neues, aber doch ganz unterhaltend, wenigstens unendlich unterhaltender, als die respective mittelmäßigen und schlechten Verse der Herren Werthing, Müchler, Conz, Seume u. s. w.) Ariosts rasender Roland. Neue Uebersetzung. Erster Gesang. (Nicht ohne Werth, aber doch auch nicht gut genug, daß man den Verfasser auf-

muntern könnte, fortzufahren. Wer vom Ariost eine des Originals 1793.
würdige Uebersetzung liefern könnte, der wird sich schwerlich mit Uebersetzen abgeben. Was sollen wir aber mit einer Verdeutschung, in der abwechselnd Strophe um Strophe, Zeile um Zeile mittelmäßig, gut und schlecht sind?) Uebermuth und Würde. (Eine ausführliche Abhandlung von Herrn Schiller, die dem philosophischen Scharfsinn des berühmten Dichters und Geschichtschreibers Ehre macht, so wenig man auch geneigt seyn dürfte, jede einzelne Behauptung einzuräumen. Immer ist dieser Aufsatz mehr werth, als mancher ganze Jahrgang dieses und jenes sehr gelesenen Journals.)

Gothaische gelehrte Zeitungen, Gotha, 1793, 13. November.

Ueber den Theatergeschmack.

Ein Trauerspiel, selbst ein Lustspiel in Versen gefällt den Franzosen besser, als Eines in Prosa: in Deutschland kann man keines in Versen spielen, und Niemand will es sehen, nicht einmal gern lesen. Doch hat es Herr Schiller neulich mit ziemlichem Beifall gemacht, Don Karlos in Versen auf die Bühne zu bringen: vermuthlich erhielten die Verse theils wegen des Inhalts Gnade, theils weil es ungereimte Jamben waren: man fände den Don Karlos gewiß unerträglich, wenn er in gereimten Alexandrinern geschrieben wäre.

Annalen des Theaters, Berlin, 1793, 11. Heft, pag. 25.

The Robbers. A Tragedie. Translated from the German of Frederic Schiller. London. Robinsons 1792. 220. p. 8. Mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, die nicht ganz richtig gefaßt und ausgedrückt sind, eine treue und schöne Uebersetzung der Schillerschen Räuber. Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, die Urtheile der Ausländer über deutsche Werke des Genies, wenn sie nur einigermaßen gründlich und treffend sind, in dieser Bibliothek zu sammeln, so dürfen wir

1793. unsern Lesern dasjenige nicht vorenthalten, was der Uebersetzer dieses Schauspiels von seinem Originale sagt. „Wahrscheinlich „werden die Urtheile der Kritiker über diese höchst ungewöhnliche „Erscheinung sehr verschieden ausfallen, je nachdem der Maasstab „verschieden ist, nach welchem jeder den Werth dramatischer Com„positionen zu bestimmen gewohnt ist. Diejenigen, die ihren Ge„schmack nach Aristotelischen Regeln, die von dem magern griechischen „Drama abgezogen sind, oder nach den eben so regelmäßigen, „wenn gleich mannichfaltigern Compositionen der französischen „Bühne, die nach eben diesen Regeln gearbeitet sind, gebildet „haben, werden dieses Stück, das zwey Haupteinheiten, die der „Zeit und des Orts, verlezt, für ein sehr fehlerhaftes Produkt „erklären. Selbst diese aber werden, wenn sie anders wahren „Sinn und Gefühl für das Schöne und Erhabene besitzen, nicht „läugnen können, daß dieses Stück, troz der Unregelmäßigkeit „des Ganzen, einen Reichthum an Schönheiten vom ersten Range, „und Situationen habe, die die Phantasie nicht kühner und „interessanter ersinnen kann. Von der andern Seite werden die„jenigen, welche die strenge Beobachtung der Einheiten als ein „ganz untaugliches Criterium dramatischer Vortreflichkeit betrachten, „das weder in der Natur, noch in der Vernunft begründet sey, „und auf eine nachtheilige Weise die Sphäre des Drama verenge, „indem es die interessantesten Handlungen und Vorfälle, die sich „mit dieser Regel nicht vereinigen lassen wollen, ausschließe, „diesem Trauerspiel einen Werth einräumen, der es in die erste „Klasse dramatischer Kompositionen setzen muß. In ihm sind die „beiden Haupttriebfedern des Tragischen, Furcht und Mitleid, „gleich sehr wirksam. Es zeigt uns einen Kampf von Leiden„schaften, der so stark, so mannichfaltig und so rührend ist, daß „die Seele nie in Ruhe kömmt, sondern vom Anfang bis zum „Ende durch die abwechselnden Empfindungen des Mitleids und „Abscheus, von Bangigkeit und Schrecken, Bewunderung und „Widerwillen fortgerissen wird. Auch die Sprache ist kühn und „energisch, höchst leidenschaftlich, und dem Ausdruck jener Höhe „des Gefühls, das sich in ihr abspiegeln soll, vollkommen ange„messen. Eine auszeichnende Eigenschaft dieses Stücks ist eine „gewisse Wildheit der Phantasie, die sich nicht blos in der Zeich„nung der Personen des Stücks, sondern auch in der Schilderung „der Szenen, in denen die Handlung des Stücks vorgeht, ver-

„räth. Diese eigenthümliche Schönheit der Räuber ward von 1793.
„einem Kunstrichter von ächtem Geschmack, der in seinem Versuch „über das deutsche Theater dieses Trauerspiel mit vorzüglicher „Genauigkeit zergliedert hat, nicht übersehen. Er sagt! „The „intrinsic force of this dramatic character (the hero of the „piece) is heightened by the singular circumstance in which „it is placed. Captain of a band of inexorable and sangui- „nary banditti, whose furious valour he wields to the most „desperate purposes; living with those associates amidst woods „and deserts, terrible and savage as the wolves they have „displaced; this presents to the fancy a kind of preter-natural „personage wrapped in all the gloomy grandeur of visionary „beeings.“ (Account of the German Theater, by Henry Mackenzie. Esqu. Transactions of the Royal Society of Edinburg, Vol. II.) „Ein Umstand „aber, der mehr als alle andere das hohe Interesse dieses Stücks „hervorbringt, und den meisten Szenen desselben den Stempel „der Originalität aufdrückt, ist der Grundsatz des Fatalismus, „der durch das ganze Stück herrscht, und Einfluß auf das Be- „tragen der Hauptpersonen desselben hat. Das Gefühl der sitt- „lichen Freyheit ist in dem Herzen der Menschen so fest ge- „wurzelt, daß selbst die skeptischen Sophismen der scharfsinnigsten „Köpfe es nicht herausreißen können, und es ist eine auffallende „Erscheinung, daß das ihm entgegenstehende Prinzip der unbe- „dingten Nothwendigkeit, in demselben Augenblick, wo es zur „Verübung der empörendsten Verbrechen reizt, gleichwohl das „moralische Gefühl nicht zu schwächen, oder die Reue und Ge- „wissensbisse zu verringern vermag, die mit der Ausübung der „Laster verbunden sind. Aus diesem Grunde wird das leiden- „schaftliche Interesse, das die Seele an den Empfindungen und „Leiden des Schuldigen nimmt, nicht durch die Bemerkung ge- „schwächt, daß er unter dem Einfluß eines unvermeidlichen Schick- „sals handelt. Im Gegentheil liegt etwas in unserer Natur, das „unser Mitleid mit dem Werkzeug dieser Verbrechen nur desto „mehr erhöht, daß er uns gleichsam an die Schuld mit Fesseln „gebunden scheint, die er zu brechen stets den Wunsch, aber nie „die Kraft hat. Der Held dieses Stücks, von Natur mit den „edelsten Gefühlen ausgestattet, von dem höchsten Ehrgefühl beseelt, „und fähig der zärtlichsten Empfindungen, wird durch Verrätherey

1793. „und den Wahn, von den Personen, die ihm am liebsten auf „der Welt sind, unmenschlich behandelt zu werden, in einen Zustand „von entschlossenem Menschenhaß und Verzweiflung gestürzt. In „dieser Lage wird er zur Begehung einer Reihe von Verbrechen „hingerissen, die eben durch ihre Größe und Schrecklichkeit seinem „verstimmten Geiste sich empfehlen. Er dünkt sich selbst ein „Rachewerkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Bestrafung „der Verbrechen anderer; er fühlt eine Art von wildem Ver„gnügen, so die schreckliche Bestimmung, die ihm zu Theil worden, „zu erfüllen. Da er aber zugleich seine Schuld von dem ersten „Abweichen von dem Pfad der Tugend erkennt, so betrachtet er „sich durch ein gerechtes Gericht zu einer Rolle des Lebens ver„dammt, die sein Andenken der Schande und seine Seele dem „Verderben überliefern muß. Wer wird nicht einräumen, daß „die Einbildungskraft unmöglich ein Schauspiel erdenken könne, „das höhere Interesse und tiefere Rührung in dem menschlichen „Herzen hervorbringen könne, als die Betrachtung eines so „charakterisirten und unter solchen Eindrücken handelnden mensch„lichen Wesens?" —

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1793, 50. Band, 1. Stück, pag. 358—362.

Akademie der schönen Redekünste. Herausgegeben von G. A. Bürger. 1790.

— II. Ueber die Künstler, ein Gedicht von Schiller. (im deutschen Merkur. 1789. I. S. 283.) Den Eingang dieses kritischen Commentars machen einige Gedanken über das didactische Gedicht. „Der Grund, (sagt der Verf.) weswegen Lehrgedichte, die besten kaum ausgenommen, so wenig gelesen werden, weswegen selbst die meisten Kunstrichter ihnen nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten einräumen, ist bekanntlich der: daß der Stoff der Prosa angehört, und einzig durch den Vortrag (eine) poetische Gestalt gewinnen kann. Wenige Leser aber sind für die Schönheiten des Vortrags empfänglich genug, um dadurch den Abgang an Bestimmtheit und Vollständigkeit des Unterrichts hinlänglich vergütet zu glauben."

Die Erklärung, welche hier von einem als bekannt voraus- 1793.
gesetzten Factum angegeben wird, ist nicht ohne alle Wahrheit; aber, so wie sie hier ausgedrückt ist, reicht sie doch noch nicht aus. Unmöglich kann die Unempfänglichkeit für die Schönheiten des Vortrags der letzte Grund des Kaltsinns der meisten Leser gegen didactische Gedichte seyn, da ihnen jene Schönheiten nur all zu oft die unbedeutendsten Gedanken zu empfehlen im Stande sind. Kann aber der Reiz der Einkleidung ohne Werth der Materie allein schon anziehn; warum läßt er kalt, wenn er mit einer schätzbaren und lehrreichen Materie vereinigt ist? warum erregt er oft selbst eine Art von Verdruß und Widerwillen? und zwar bey Lesern von gebildeten Geschmack, die gar wohl wissen, daß man in einem Gedichte nicht den vollständigen Unterricht suchen darf, den ein Compendium der Wissenschaft darbietet. — Dieses kann nicht die Schuld der Gattung seyn. Der Fehler muß also in der Bearbeitung liegen.

Der Dichter, welcher absichtlich auf den Unterricht arbeitet, oder eine Wissenschaft zum Gegenstande seines Vortrags macht, steckt sich ein Ziel, welches nicht das Ziel der Dichtkunst seyn sollte. Die Dichtkunst ist, wie jede schöne Kunst, ein Spiel der Einbildungskraft, und es ist gut, wenn diese, in ihrer freyen Thätigkeit, Wahrheiten findet, die dem Verstande ein brauchbarer Stoff werden können. Aber wenn sie diese Wahrheiten absichtlich aufsucht, so geht die Vorstellung der Freyheit verloren, die eine unerlaßliche Bedingung für das Wohlgefallen an dem Schönen ist.

Dieses ist der Grund der Regel, das Lehrgedicht müsse den Schein der Methode vermeiden. Denn Methode zeigt den Zwang der Einbildungskraft durch die Gesetze des Verstandes an. Aber was entsteht aus der Beobachtung dieser Regel? Daß der Dichter den Unterricht, den er zu geben verspricht, weder halb noch ganz giebt.

So wie es nun auf der einen Seite für jeden Menschen von gebildetem Geist etwas sehr erfreuliches ist, da, wo er bloße Kurzweil erwartete, bey dem Spiele selbst (für den Geist) zu gewinnen; so ist es auf der andern Seite unangenehm für den Verstand, da wo er Unterricht erwartete, durch ein bloßes Spiel der Phantasie getäuscht zu werden. Die schöne Form kann daher dem Geschmack gefallen, während die Vernunft die Art der

1793. Bearbeitung misbilligt, und es wird ein Streit entstehn, welcher dem Genusse schlechterdings nachtheilig ist.

Die meisten didactischen Gedichte, welche einen wissenschaftlichen Stoff bearbeiten, — oder, wie unser Verf. sich ausdrückt, deren Stoff der Prosa angehört — haben den Fehler, daß das feinere Gefühl einen Mangel an Harmonie zwischen dem Inhalt und dem Ausdrucke wahrnimmt. Wenn jener nur ein Werk des Nachdenkens ist, so soll dieser ein Werk der Begeistrung scheinen. Es ist aber sehr schwer, diese Täuschung lange fortzusetzen.

Ganz recht sagt unser Verfasser: dasjenige Gedicht, in welches die Individualität des Dichters am meisten verwebt sey, scheine ihm, wenn alles übrige gleich ist, immer das bessere.

Ein Gedicht kann schön seyn, ohne zu interessiren, denn die bloße Schönheit läßt kalt. Um den Zweck der Dichtkunst ganz zu erfüllen, muß es auch geistreich, es muß ein Produkt des Genies seyn. Das Genie schließt den Begriff von Originalität in sich, welche nur mit der Einbildungskraft vereinigt sein kann. Das Wesen der Poesie aber beruht auf der Darstellung der Ideale der Einbildungskraft d. h. auf der Kunst eine individuelle Gemüthsstimmung zum Gegenstande eines allgemeinen Wohlgefallens zu machen.

Der vollkommene Dichter ist also derjenige, in welchem sich Genie und Kunst vereinigt hat. Jenes bietet den Stoff dar; diese giebt dem Stoffe seine Form. Der didactische Dichter, wie wir oben annahmen, welcher seine Materie von dem Philosophen leiht, und sie, als wäre sie ein Produkt seiner Phantasie, in schöne Formen schmelzt, zeigt mehr Kunst und Geschmack, als Genie.

Es ist also ganz wahr, was hier gesagt wird: „Das lehrende Gedicht könne selbst im Stoffe poetisch werden, und die dichterische Behandlung sey dann nicht mehr willkührliche Auszierung, sondern nothwendiges Werkzeug der Ideen-Mittheilung.“ Und das lehrende Gedicht dieser Art wird dem geübtesten Denker und dem aufgeklärtesten Geiste ein Interesse erwecken, welches, wo nicht an Stärke doch an Dauer, das Interesse jeder andern Gattung bey weitem übersteigt. Wer greift nicht immer wieder nach seinem Horaz? Wer liest die Sermonen und Episteln dieses Dichters nicht auch dann noch, wenn er längst den Geschmack an seinen Oden verloren hat? Die neugierige Jugend verschlingt die Ritter-

geschichten eines Nicolai; aber seine Episteln liest auch der 1793.
Mann immer mit neuem Genuß.

Diejenigen Kunstrichter haben also sehr Unrecht, welche dem Lehrgedichte nur einen niedrigen Rang unter den Dichtungsarten anweisen. Der Dichter verfahre nur, wie er soll; als Dichter, nicht als Rhetor. Will er aber den Rhetor machen, so mag er auch mit dem kalten Beyfall vorlieb nehmen, den man schönen Formen zollt die weiter nichts sind, als dieß. Utzens Lehrgedichte haben wenige gelesen; aber seine philosophischen Oden sind in jedermanns Mund. So viel kömmt darauf an, daß sich der Leser des Dichters von der Wahrheit überrascht finde! —

Wir heben noch eine Bemerkung aus der Beurtheilung des Gedichtes, welche wir hier nicht weiter verfolgen können, aus. Sehr gut heißt es unter andern: „Die Ideen in Schillers Gedichte haben, einige Stücke ausgenommen, anschauliche Klarheit und anschaulichen Zusammenhang. Dieses Verdienst ist um desto größer, da er nicht an der äußern Schaale seines Gegenstandes kleben geblieben, sondern in das Innere gedrungen ist, und zwar tiefer als mancher sich brüstende Philosoph. Denn es bedarf wohl keines Beweises, daß anschauliche Darstellung um so schwerer sey, je geistiger das ist, was dem Dichter vorschwebt. Indessen ist hier gerade der Punkt, wo die Poesie eines so verfeinerten Zeitalters, wie das unsrige, durch eigenthümliche Vorzüge glänzen kann. Je zärter und feiner die innere Organisation des Menschen durch beständige Ausbildung, je durchsichtiger und leichter die Atmosphäre der Sinnlichkeit wird, die ihn von der Geisterwelt scheidet, um so mehr verliert die Sprache an Energie in der Darstellung sinnlicher Gegenstände; doch in eben dem Grade erweitert sich der poetische Horizont auf der andern Seite: was sonst nur den betrachtenden Verstand beschäftigen konnte, nimmt nun eine sinnlich-fühlbare, wenn gleich ätherische Bildung an.“ —

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1793, 50. Band, 2. Stück, pag. 72—77.

1793. **Leipzig. Neue Thalia herausgegeben von Schiller. Drittes und viertes Stück. 1792. 8.** Die beyden ersten Stücke der neuen Thalia sind in des 47. Band. 2ten Stücke dieser Bibliothek ausführlich beurtheilt worden, dieses dritte und vierte, sowie die folgenden, werden wir von Zeit zu Zeit nur kurz anzeigen, und die unbedeutenden Aufsätze, wie diejenigen, die nur in entfernter Beziehung auf die schöne Kunst stehen, ganz mit Stillschweigen übergehn. Im dritten Stück gibt Herr Schiller zuerst den Beschluß seiner metrischen Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide. Auch hier findet die tadelnde Kritik Stoff genug; nur wenige Stanzen sind so ausgearbeitet, daß Verbesserungen nicht dringend nothwendig wären. Häufig sind die Verse, die durch Mangel des Abschnitts, oder was nicht besser ist, durch übelangebrachten Abschnitt, durch Härten, Hiate, Verstoße gegen die wesentlichsten Gesetze der Grammatik, prosaische, dunkle, uneigentliche Ausdrücke oder sonst einen Flecken verunstaltet werden. Der Ausgang der Stanzen, statt sich durch vorzüglich schöne und wohlklingende Verse auszuzeichnen, ist sehr häufig, matt und schleppend. Z. B. St. 83. 86. 87. 98.

Als jetzt ein Raub der schwarzen Eumeniden,
Elisa sich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden —

Wie prosaisch!

Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit
Läßt im verstellten Aug (?) der Hoffnung Strahlen blitzen —

Ein Betrübter kann sich auf einen gewissen Grad heiter stellen, wie aber ein Hofnungsloser aus seinen Augen der Hofnung Strahlen blitzen lassen könne, sehen wir nicht ein. So wie in der 88. St. aus einem Tempus in das andere überzugehen ist ungrammatisch, unpoetisch, und verräth zu sehr das Bedürfniß des Dichters, der die fehlende Sylbe nicht anders zu schaffen wußte:

Am fernen Mohrenland — — —
Wohnt eine Priesterinn aus der Massyler Stamme.

Ihr ist der Hesperiden Haus vertraut, 1793.
Sie hütete die heiligen Zweige,
Besänftigte mit süßem Honigteiche
Des Drachen Wuth, und mit dem Schlummerkraut.

(Dieß ist der Ausgang einer Stanze!)

Die rühmt sich, jedes Herz u. s. w.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren
Besorgt sie schlimmres nichts —

St. 91.

Quaeritur et nascentis equi de fronte revolfus,
Et matri praereptus amor —
Auch forscht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Fole jungem Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entrissen.

Da Hr. S. doch einmahl frey nachahmte, warum unterdrückte er nicht lieber diesen ekelhaften und den meisten Lesern überdieß unverständlichen Zug?

Gekommen war die Nacht und alle Wesen ruhten —
Erschöpft im süßen Arm des Schlafs. Tief schweigt
Der Wald, gelegt hat sich der Zorn der Fluthen,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.

Es ist ganz undeutsch, zwey Substantiva, von denen eins im Singular, das andere im Plural steht, durch Ein Hülfswort mit ihren Verbis verbinden zu wollen. Weh thun einem nur etwas an Harmonie gewöhntem Ohre Verse wie folgende:

Im innern Hof ‖ raum auf ‖ geschichtet —
Auf, auf, reißt aus dem Zeughaus meine Flotten
„Der späten Enkel Brüste entflammte unversöhnte Wuth."

Virgil sagt von der Amme des Sichäus: Illa gradum studio celerabat anilem. Herr S.

— — sonder Weile
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile.
Sie selbst, zur Furie entstellt,
Von gräßlichem Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit Blut erhitztem Aug, gestachelt von Verlangen,

1793. Der Farben wechselnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammroth, jetzt vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich wie eine Büste,
Stürzt in den innern Hof, und Wahnsinn in dem Blick,
Besteigt sie das entsetzliche Gerüste.

Dieß ist ganz in Hrn. Schillers, aber sehr wenig in Virgils Manier. Die Vergleichung dieser Nachahmung mit dem Original ist überhaupt ein merkwürdiges Beyspiel der Verschiedenheit von antiker und moderner Art und Kunst.

At trepida, et coeptis immanibus essera Dido,
Sanguineam volvens aciem, maculisque trementis
Interfusa genas, et pallida morte futura
Interiora domus inrumpit, limina et altas
Conscendit furibunda domos —

Herr Schiller ist offenbar zu sehr Originalgenie, als daß er irgend eines andern Dichters Sinn und Geist und Manier, so ganz rein und lauter, in sich aufnehmen und wiederum nachbilden könnte. —

St. 126. Umsonst versucht (aus weitgespaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Brust die Wunde!)
Umsonst die sterbende, den schwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten — —

St. 128. — — schnell entflieht
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben

— Viertes Stück. Gedichte von verschiedenen Verfassern (von Werthing, Müchler, von R*, Conz, Seume.) Hr. Schiller ist allzunachgiebig gegen die jungen Versemacher, die unter dem Schatten seiner Flügel das Publikum anzusingen begehren.

Prometheus in Fesseln. —

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1793, 50. Band, 2. Stück, pag. 251—258.

Leipzig. Thalia, herausgegeben von F. Schiller. 1792. 5. 6. Stück. 1793. 1. St. 8. 1793.

Aus diesen Stücken gehört hierher 1) Das Gastmahl von Plato, oder Gespräch über die Liebe. — 2) Der Orlabach. — 3) An ** wegen eines Vorwurfs über Liebe. — 4) Der leukadische Fels. — 5) Die Seefahrt von Troja nach Carthago, im dritten Buche der Aeneide. Herrn Schillers Übersetzung des zweyten und dritten Buchs der Aeneide veranlaßte einen Ungenannten zu gegenwärtigem Versuche, der nun die Schillerschen Fragmente gewissermaßen verbindet. — 6) Die griechische Tonkunst. — 7) Ariosts rasender Roland. — Einige ganz unbedeutende kleine Poesien übergehen wir. Das auch bereits erschienene zweyte Stück dieses Jahres, das eine wichtige Abhandlung von Herrn Schiller über Würde und Anmuth enthält, wird von einem andern Recensenten ausführlich beurtheilt werden.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften nnd der freyen Künste, Leipzig, 1793, 51. Band, 2. Stück, pag. 256—265.

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Band. Leipzig, bey Crusius. 1788. 8. 274 S.

Hr. Schiller versprach in einer kurzen, diesem Bande vorgesetzten, Nachricht bald einen zweyten Band folgen zu lassen, und solchem zugleich die Vorrede zu diesem Werke beizufügen. Rec. verschob also seine Anzeige von Zeit zu Zeit, weil er immer auf die Erfüllung dieses Versprechens hoffte. Da indessen diese nach einem Zeitraume von beynahe vier Jahren noch nicht erfolgt ist, so muß endlich doch eine Anzeige des Buchs gegeben werden. Man kann aber einem Recensenten unmöglich zumuthen, daß er die Quellen, aus denen ein historischer Schriftsteller geschöpft hat, errathen, oder solche mühsam aufsuchen soll. Daher müssen wir denn auch unser Urtheil in der Hauptsache über diesen Band so lange zurückhalten, bis uns der Verf. durch Angabe

1793. seiner Quellen in den Stand gesetzt haben wird, seine Erzählungen näher zu prüfen. Für Leser, die bloß zu ihrem Vergnügen lesen, kann freylich dieses ziemlich gleichgültig seyn; und diese können wir denn auch versichern, daß sie hier eine sehr angenehme Unterhaltung finden werden. Hrn. S. große Kunst in dieser Hinsicht ist ohnehin zu bekannt, als daß es deßhalb einer weitläufigern Versicherung, oder eines nähern Beweises bedürfte. Man findet hier drey Begebenheiten erzählt: 1) die Revolution in Rom durch Nicolaus Rienzi, im Jahr 1347.; 2) die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im J. 1618.; 3) die Verschwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz, im Jahr 1478. Unter diesen wird die zweyte Erzählung die Leser am meisten anziehen. Sie ist, wie der Verf. anzeigt, fast wörtlich aus S. Real entlehnt, weil, wie es hier heißt, „der Leser bey jeder andern Behandlung des Gegenstandes zu viel verloren haben würde.“ Gd.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1793, 113. Band, 2. Stück, pag. 500—501.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Erster Band. Leipzig, bey Crusius. 1788. 548 Seit. 8. — Auch mit dem besondern Titel: Erster Theil, enthaltend die Geschichte der Rebellion bis zur Utrechtischen Verbindung.

Ein Buch zu recensiren, das bereits großen Beyfall gefunden hat, ist für einen bequemen Recensenten die bequemste Arbeit von der Welt. Er braucht sich nur auf jenen Beyfall zu berufen; zu versichern, daß er, bewandten Umständen nach, mit seinem Urtheil zu spät kommen würde, und darauf den Inhalt des Buchs kürzlich anzugeben: so ist seine Recension gemacht. Gegenwärtiger Recensent, der den Werth der Bequemlichkeit gar wohl zu schätzen weiß, glaubt dennoch nicht, mit der Beurtheilung der anzuzeigenden Geschichte zu spät zu kommen, wenn gleich diese schon seit fünf Jahren mit so vielem Vergnügen gelesen wird. Kürzer

kann freylich seine Recension deswegen werden, weil sie es mit 1793.
einem allgemein bekannten Werke zu thun hat; aber hoffentlich wird sie auch ganz unabhängig von jeder andern bleiben.

Nicht das Ausserordentliche oder Heroische in der Gründung der niederländischen Freyheit, diesem schönen Denkmal bürgerlicher Stände, war es, was Hrn. Sch. reizte, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt, sagt er, haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der erstaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte der vergangenen Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene Zeiten sind vorbey, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schoos der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. — Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden, der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren, und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht: und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Überlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen: so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, fährt der Verf. fort, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten: so wäre es bey dieser Geschichte: so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweyte, der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Übermacht ganz Europa zu verschlingen drohte, — — — dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen, die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben

1793. muß. — Philipp II. mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann? Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann, die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freye Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines gesegneten Fleißes, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, *wirft einen befruchtenden Strahl auf diese günstige Zone*, und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gern den Überfluß und die Freyheit begleitet, reizt es an, das Ansehn verjährter Meinungen zu prüfen, und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkührliche Gewalt droht, die Grundpfeiler seines Glücks einzureißen; der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen, und den Herrn beyder Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesetzliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabants forderten einen staatsklugen Mittler; Philipp II. sandte ihm einen Henker, und die Losung des Kriegs war gegeben. Eine Tyranney ohne Beyspiel greift Leben und Eigenthum an. — — — Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick und die *Geburt des Zufalls zum Plan der Weisheit erzöge*. *Wilhelm*, der stille weiht sich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freyheit. *Über eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmüthig seines fürstlichen Daseyns*, steigt zu einer freywilligen Armuth herunter, und ist nichts mehr als ein *Bürger der Welt*.

Nach dieser noch sehr weit fortgeführten vorläufigen Schil-

derung der großen Scenen dieser Revolution zeigt Hr. Sch. eben so beredt und wahr, warum bey einer so gewaltigen Ungleichheit von Kräften gleichwohl die schwächere Parthey den Sieg erfochten habe; und wie schädlich Philipps Fehler gewesen sey, nicht selbst in den Niederlanden zu erscheinen. Auch vergleicht er den Aufstand der Niederländer gegen die Spanier mit dem, was vor funfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Bataver und Belgen, gegen die Römer wagten. So geht er dann S. 29 in die alte Geschichte des Landes über, um die Verfassung des Landes zu entwickeln, in welcher es sich zur Zeit jener merkwürdigen Veränderung befand. „Der erste Eintritt dieses Volks in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Überwindern empfieng es ein politisches Leben." Die blühende burgundische Periode giebt besonders die lebhaftesten Farben her, um die Handelschaft, den Reichthum und die von demselben gezeugte Üppigkeit der Flandrer zu malen. Nach dem Comines war unter ihnen alle Schamhaftigkeit verbannt; die Pracht, der Luxus der Tafel war nirgends so hoch gestiegen. Aber, sagt der Verf. S. 49, wie viel erfreuender ist selbst dieses Übermaaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels und der Dummheit barbarischer Tugend, die beynahe das ganze damalige Europa niederdrückte! Eben dieser Wohlstand führte jedoch die flandrischen Städte endlich zu ihrem Verfall; dafür wurde Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt; die Niederlande blieben überhaupt bis auf Karl V. der beneidenswürdigste Staat von Europa. Unter ihm empfanden sie es bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren; er führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt; sie hörten auf, ihr eigner Endzweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. In das Herz ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertrauete; mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; der Constitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, u. dgl. m. Unterdessen verletzte seine vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers

1793. nicht, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Er schonte die Handlungsfreyheit der Niederlande, weil er ihrer Stärke bedurfte. Zu seiner Zeit erfolgte die große Glaubensrevolution, die vornehmste Quelle des nachmaligen Aufstandes. Sie zuerst führte die willkührliche Gewalt in das Innerste ihrer Verfassung; lehrte sie ein schröckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesetzmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. Die Reformation fand in den Niederlanden vielfache Begünstigung; ihr Fortgang war daher erstaunlich; aber zugleich verfolgte Karl die Anhänger derselben so grausam, daß unter seiner Regierung über 50,000 Menschen, der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters fielen. Warum dennoch der Aufruhr, der nachher so wüthend hervorbrach, sich damals zurückhalten ließ? das erklärt sein persönlicher Charakter und seine häufige Anwesenheit in den Niederlanden. Sein Sohn hingegen in allem, was menschlich ist, das Gegentheil von ihm, zeigte den Niederländern gleich bey der Übernahme der Regierung das finstere Auge eines unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachsenen Spaniers. In seinem Angesichte hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freyheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf und nieder wälzte. Er empfing diese Länder in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes; eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes. Auch verließ ihm sein Vater daselbst eine Gewalt, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Der reiche und sonst mächtige Adel war geschwächt; die Geistlichkeit eine Ruthe der königlichen Macht; die Städte wurden von Besatzungen in Furcht gehalten, und durch Religionsgezänke und Factionen getrennt.

Ehe der Verf. Philippen handelnd anführt, thut er einen flüchtigen Blick in seine Seele, und sucht hier den Schlüssel zu seinem politischen Leben auf. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühern finstern Kinderjahre; diese konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwey Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus; Egoismus und

Religion sind der Inhalt und die Ueberschrift 1793.
seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beydes schlecht; Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster: denn seine Gottheit war ein schröckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. — Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er würklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwerdt gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangnen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschließt sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diese nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begiebt sich aller Früchte seines Siegs, wie ein reuiger Missethäter seines Raubs. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist; aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweyte war ein beschränkter und schwacher Kopf; aber er war gerechter. Beyde konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie würklich waren; und im Ganzen nach denselben Maaßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freyheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist," u. s. w. Und doch würde Philipp seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. Er zählte damals beynahe dreyßig Jahre; sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Er konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; der Antheil, den ihm sein Vater an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleinern Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten; aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als

1793. er würklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verlohren. — Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, u. s. w.

Nachdem Hr. Sch. die spanische Inquisition, welche Philipp sogleich in den Niederlanden einzuführen trachtete, fürchterlich treffend geschildert, und neben derselben das fortdauernde Zurückbleiben der ausschweifenden spanischen Soldaten, ingleichen das Eindrängen der Ausländer in wichtige Bedienungen, als eben so viele Beschwerden gezeigt hat, welche Philipp bey seiner Abreise aus den Niederlanden hinterließ, zeichnet er das Bild der beyden niederländischen Großen, welche vor allen andern an die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten; des Prinzen Wilhelm von Oranien und des Grafen von Egmont. „Wilhelm gehört zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verliehren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen, und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm, nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte; sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen würklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebahr, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal, als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören: denn alle hatten, noch ehe sie würklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die

Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe ge- 1793.
zittert hatte; W. zerstreuete sein Geld mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feyerstunde. — Eine glänzende Gastfreyheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. — Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft herunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt. Philipp schauete schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war; außerdem hatte Wilhelm seine Staatskunst bey eben demselben Meister wie Philipp gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Dazu kam die zweydeutige Meinung von seiner Religion; keine einzige Kirche hat ihn ganz gehabt; ob er gleich gegen die spanische Tyranney mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen, vertheidigte. Endlich wurde Philipps Mißtrauen gegen ihn durch eine zufällige Entdeckung über seine wahren Gesinnungen gleichsam gerechtfertigt. Egmont hingegen vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; aber als Staatsmann war er tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie würklich war, E. in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. W. brach mit dem Throne, weil die willkührliche Gewalt seinen Stolz empörte; nicht weil er vom Ehrgeize frey war; sondern weil sein höherer Ehrgeiz zu empfangen verachtete, gab er Freyheit, E. war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt; E. ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.“ Keiner von beyden erhielt die Statthalterschaft der Niederlande; Philipp vertraute sie der Herzogin Margaretha von Parma, einer natürlichen Tochter Karls V., an, die sich nicht allein vollkommen wohl zu seinen Absichten schickte; sondern die er auch selbst, und in ihr alle Reichsangelegenheiten, den höhern Einsichten des Bischofs von Arras unterwarf, „den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des

1793. Cardinals Granvella verewigt hat. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war dieser die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps II. erlitten zu haben scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovien schlafen."

Alles dieses ist nur ein Auszug aus dem ersten Buche gegenwärtiger Geschichte, oder aus der Einleitung, die bis zur 147sten Seite geht. Mehr braucht es aber auch nicht, um den Geist des Werks überhaupt zu charakterisiren, das in diesem Bande, noch mit dem zweyten und dritten Buche, nur die Statthalterschaft der Herzogin Margaretha, die Verschwörung des niederländischen Adels, und andere gleichzeitige Begebenheiten, bis zum Ende jener Regierung im J. 1567 beschreibt. Viel zu wenig würde es gesagt seyn, daß Hr. Sch. die Quellen dieser Geschichte überaus wohl studirt und gewürdigt, sie sehr aufmerksam genützt, und sehr fleißig angeführt hat; daß seine aus denselben gezogene Erzählung gewissermaßen alle vereinigt, ohne einer, wie es auf diesem schlüpfrigen Pfade leicht geschehen kann, den Vorzug zu geben; und daß er der Wahrheit getreu sie auch im angenehmsten Kleide darzustellen weiß. Er ist noch weiter gegangen, als seine meisten Führer; tief in die Seele der handelnden merkwürdigen Menschen, in die Triebfedern und den Zusammenhang der Begebenheiten einzudringen; jeden wichtigen Auftritt von allen Seiten zu zeigen, und um sich her ein Licht zu verbreiten, das ihn auf dieser historischen Laufbahn nie verlassen sollte, war sein vornehmstes Geschäfte. Oft ist es ihm ohne Zweifel vortreflich gelungen; daß er aber nicht bisweilen fruchtbarer in Muthmaßungen, kühner in Ausbildungen gewesen seyn sollte, als ihn die Spuren der Geschichte berechtigen konnten, als kaum Zeitgenossen und Vertraute seiner Helden es wagen durften, läßt sich schwerlich leugnen; Hr. Sch. liebt als Dichter die vollendeten Gemälde, den höchsten Gipfel der Kunst; der weniger dreiste und kunstreiche Geschichtschreiber malt sicherer durch die Handlungen selbst, und überläßt es meistentheils dem Zuschauer, sich daraus Züge für ein großes Bild zu sammeln. Zwar sagt unser vortrefliche Verfasser am Ende der Vorrede, „seine Absicht bey diesem Versuche sey mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und wenn er einem andern

das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.“ Allein, die Geschichte hat hier öfters nicht blos den ihr nöthigen bescheidenen Schmuck von der Beredsamkeit geborgt; sondern ist ganz in ihr Gebiet übergegangen; man glaubt nicht selten, eine Rede über die Stiftung der niederländischen Freyheit bis zum dichterischen Schwung zu lesen. Es scheint dieses vorauszusetzen, daß der edle und würdige Gang der Geschichtbeschreibung für die meisten Leser nicht hinlänglich sey, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln; sondern daß es noch einer ausnehmenden Kunst des Schriftstellers bedürfe, um ihren Blicken eine feste Richtung zu geben, oder sie auch nur zu unterhalten. So ungern wir dieses zur Ehre der Geschichte und ihrer Freunde zugeben möchten; so leicht ist auf diesem Wege die Vertauschung der einfachen Natur mit einem Kunstwerke, das der Geschichte kaum zur Hälfte angehört. Jeder Schriftsteller sucht billig nach der ihm eigenen Bestimmung zu gefallen: und es giebt gewiß eine scharfgezogene Gränzlinie zwischen dem historischen Ausdrucke und dem rednerischen. Wohl indessen jedem Geschichtschreiber, der unter den Blumen, mit welchen er seine ganze Bahn bedeckt, die kraftvolle Wahrheit so wenig unkenntlich macht, als Hr. Schiller! 1793.

Xyz.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Kiel, 1793, 115. Band, 2. Stück, pag. 295—307.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

